Mendacia – Die Verschwörung

Abenteuerroman

von A. M. Berger

A. M. Berger

Mendacia – Die Verschwörung

Abenteuerroman

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.dnb.de abrufbar.

© 2022 A. M. Berger

Herstellung und Verlag: BoD – Books on Demand, Norderstedt

ISBN: 978-3-7568-3948-3

I

„Lieber Joachim,

Wie geht es dir in der Hauptstadt? Ich hoffe gut. Ich kann dich mir kaum vorstellen, als hochrangiger Bürokrat in der grossen Stadt. Ich sehe dich immer noch als den eifrigen jungen Mann, der damals bei mir studierte. Wie viele Jahre ist es her, seit wir uns das letzte Mal gesehen haben? Zu viele. Ich selbst bin nun seit geraumer Zeit nicht mehr als Professor tätig, sondern arbeite an einem wissenschaftlichen Projekt für die Regierung. Ich will dir gerne alles darüber erzählen, denn ich werde in zwei Tagen in die Hauptstadt reisen. Das heisst wenn dich dieser Brief pünktlich erreicht, nur noch in einem Tag.

Ich wurde von einem gewissen Herrn Patrick Hofmeister eingeladen der Geschäftliches besprechen möchte. Er kommt sogar für die Zugfahrt auf. Du siehst also, es ist für mich nicht ruhiger geworden, ganz im Gegenteil, ich habe mehr zu tun als je. Deshalb freue ich mich auch auf ein Paar Tage weg von Severinstadt, um endlich etwas Ruhe zu haben. Obwohl ich gehört habe, die Hauptstadt sei alles andere als Ruhig. Ich war nur wenige Male dort, zuletzt vor ein Paar Jahren, und es soll sich viel geändert haben. Ich bin im Hotel Biedermann untergebracht, suche mich doch bitte morgen am Nachmittag dort auf. Ich werde in der Wirtschaft am Tresen auf dich warten.

Herzliche Grüsse und bis bald,

Ewald Baumgartner“

Joachim nahm gemächlich einen Schluck Tee, während er den Brief von seinem alten Freund Professor Baumgartner las. Ein ungewohntes Lächeln hatte sich beim Lesen auf seinem Gesicht ausgebreitet. Professor Baumgartners baldiger Besuch war eine erfreuliche Nachricht, eine willkommene Abwechslung in

Joachims Alltag. Obwohl seine Arbeit eine bedeutende Berufung für ihn war, konnte sie trotzdem eintönig werden.

Joachim war ein junger Bürokrat in der Hauptstadt, kaum über 30 Jahre alt, aber mit einer, für sein junges Alter, ziemlich erfolgreichen Karriere hinter sich. Er war ein ansehnlicher Mann, von durchschnittlicher Statur und schmächtigem Körperbau. Seine halblangen Haare entsprachen nicht mehr ganz der Mode, aber er war auch nicht die Art von Person die jeder neuen Tendenz gedankenlos nachging. Zwischen seiner ausgeprägten Nase und etwas prominenten Augenbrauen waren zwei stahlblaue Augen mit eifrigem Blick zu erkennen. Zusammen mit seinem spitzen Kinn konnten sie ihm gelegentlich eine starke Präsenz verleihen konnte, sofern er die genügende Selbstsicherheit aufbrachte. Joachim sass an seinem Schreibtisch und legte den Brief nieder, schaute sich dann in seinem Büro um.

Weit hast du es gebracht. Dein eigenes Büro in der Hauptstadt, mit Heizofen und elektrischem Licht. Vor zehn Jahren hättest du dir das kaum vorgestellt, du in dieser hohen Position. Wie hast du damals im gemeinschaftlichen Arbeitsraum auf die hohen Bürokraten aufgesehen, voller Hochachtung und Neid. „Wie die werde ich auch mal sein", hast du dir jedes mal eingeredet. Und jetzt bist du hier. Und doch fehlt dir etwas. Du dachtest dies würde dich schliesslich erfüllen, doch du fühlst dich genau so leer wie zuvor, nur warm und gemütlich sitzt du jetzt. Doch von warm und gemütlich lebt der Mensch nicht. Diese grosse Stadt, so voller Leute... und alle so einsam, in diesem Ameisenhaufen.

Joachim widmete sich weiter seiner Arbeit. Der Regen klopfte an das Fenster seines Büros und liess die Fensterscheiben leicht klirren. Die dunklen Sturmwolken vermischten sich mit dem schwarzen Rauch, den die unzähligen Schlote der Hauptstadt ausspien, was den Tag fast so dunkel wie die Nacht er-

scheinen liess. Joachim bediente sich seiner elektrischen Lampe um mit seinen Notizen gemütlich fortfahren zu können. Das Gebäude war erst vor knapp über einem Jahr mit dieser modernsten aller Erfindungen, dem elektrischem Licht, ausgestattet worden. Wahrlich eine eindrucksvolle Errungenschaft der modernen Zivilisation. Was würde der Mensch wohl als nächstes erfinden?

Seit einigen Tagen war Joachim mit der Generalinventarisierung für den Kreis 31 der Hauptstadt beschäftigt, welche monatlich vorzulegen war. Die verschiedenen Versorgungsmängel waren schon seit längerer Zeit zur Norm geworden, doch Joachim konnte trotzdem noch eine angemessene Verteilung zusammenzustellen. Auf dem Papier zumindest passte alles, und Papier ist bekanntlich geduldig. Wenig mehr als ein Jahr war es her, dass Joachim zum Abteilungsleiter für Rationierung und Inventarisierung des Grundbedarfs befördert worden war. Seine Arbeit hatte einen direkten Einfluss auf die Bürokratieverwaltung der Industrie. Diese Position war schon lange Joachims grosse Ambition gewesen. Zuvor hatte er viele Jahre als niederer Beamter in der selben Verwaltung vom Kreis 31 geschuftet, seit seinem Studienabschluss. Das Studium zum Beamten war in der Mittelschicht eine angesehene Laufbahn, die eine solide Anstellung in der Verwaltung mit sich führte. Die Regierung hatte diese Laufbahn während der Epoche des Übergangs eingeführt, als die Bürokratie umfunktioniert wurde, von der Monarchie zu der heutigen Technokratie. Um gegen die zuvorigen, chaotischen Zustände vorzugehen, war entschieden worden, dass die Verwaltung stark ausgebaut werden sollte. Vor allem junge Leute aus den mittleren Gesellschaftsschichten wurden angeworben, um sich dieser Aufgaben anzunehmen. Die aristokratischen Oberschichten waren sich zu fein um sich mit solchen banalen, unwürdigen Aufgaben auseinanderzusetzen,

und die Arbeiter und Bauern hingegen waren ungebildet, die meisten konnten kaum lesen und schreiben. Mit diesen neuen Aufstiegsmöglichkeiten hatte sich die Technokratie bei der Mittelschicht sehr beliebt machen können, was ihren Machtanspruch festigte.

Als Joachim mit dem letzten Formular fertig war legte er seine Feder auf den Tisch und erhob sich um dann aus dem stehen nochmals seine Arbeit zu betrachten. Es schien so weit alles sachgemäss. Er schlenderte am Schreibtisch vorbei zum kleinen Heizofen, auf dessen Oberfläche sich die Teekanne warm hielt. Joachim goss sich eine Tasse Tee nach, den er sich nun verdient hatte, und starrte aus dem Fenster. Der Mann mit einem dunklen Mantel und Hut fiel ihm nicht auf, obwohl dieser von der gegenüberliegenden Strassenseite direkt in Joachims Büro schaute. Der Regen schien nicht nachzulassen, und auch so war es wohl vergebens, heute noch auf etwas Sonnenschein zu hoffen. Die Sonne war mit der Zeit zu einer Seltenheit geworden, seitdem sich die rauchenden Schornsteine massenweise vermehrt hatten. Auch ohne Regen verdeckte der Rauch meistens den Himmel, selten waren die Tage, an denen starke Windböen diese Rauchdecke öffnen konnten. Es war der Preis den die Hauptstadt dafür bezahlte, an der Vorfront des technologischen Fortschrittes zu sein.

Anstatt der Sonne erhellten dann eindrucksvolle elektrische Strassenlaternen die Strassen und Plätze. Diese Laternen, die äusserlich nur wie eine Kugel aus weissen Glas erschienen, enthielten sogenannte Bogenlampen, die mit Elektroden aus Kohle ein blendendes, weisses Licht von sich gaben, welches die ganze Umgebung erhellen konnte. Alle grösseren Strassen und Plätze waren schon seit einigen Jahren mit diesen Geräten ausgestattet worden. Joachim erinnerte sich mit Affekt an die damaligen Zeremonien, bei welchen diese neue Errungenschaft

der Bevölkerung vorgestellt wurde. Der Bürgermeister selbst und Vertreter der Regierung waren zumeist anwesend. Lange Reden wurden gehalten, in denen man von einer glorreichen Zukunft sprach, in der nicht nur diese sondern auch andere Bedürfnisse durch den Erfindergeist versorgt werden sollten. Es war als ob der Tumult, der die lange Epoche des Übergangs gekennzeichnet hatte, nun endgültig vergessen werden konnte, und sich alles endlich zum besseren bekehren würde. Das Licht der Strassenlaternen sollte also auch symbolisch den Weg in die Zukunft erleuchten. Joachim bewahrte als Erinnerung eine Photographie einer solchen Eröffnungszeremonie in seinem Büro auf. In der erfreuten Menge, die auf dem Lichtbild zu sehen war, konnte man auch ihn erkennen.

Kaum zwei Jahre nach der Einrichtung dieser elektrischen Strassenlaternen kamen auch schon die ersten Kürzungen, und die Lampen konnten nicht einmal mehr die Nacht hindurch brennen. Zur Zeit als Joachim zum Abteilungsleiter befördert wurde, hatte diese Stelle schon längst ihr Prestige verloren. Die leitenden Beamten, die alle Güter rationieren mussten, wurden als Sündenböcke für die Mängel gesehen, und man sagte ihnen nach, sie würden an sich selbst und ihre Freunde mehr verteilen, als an den Rest der Bevölkerung.

So viel Schweiss, so viel Anstrengung, und jetzt bist du schon wieder nur ein verhasster Beamter. Wo du auch hin willst, du kommst doch immer zu spät. Was auch immer du dir vorsetzt, es kommt doch nicht so, wie du es wolltest. Wie dieses magische Licht der Strassenlaternen das die Zukunft erleuchten sollte. Und was ist daraus schon geworden? Die Welt ändert sich so schnell, und du schaffst es niemals, ein wirklicher Vorreiter zu sein, egal wie sehr du es versuchst.

Das Unwetter machte es keine angenehme Aufgabe, die Wärme des Büros zu verlassen, doch Joachim wollte wie immer persönlich die Verteilungsstelle für Kohlen aufsuchen, um den

Stand der Vorräte zu vermerken. Er hätte zwar eine Depesche entsenden können, doch die möglichen Rückfragen würden den Vorgang verzögern. Die Dokumente mussten unbedingt beizeiten bereit sein. Das war für Joachim eine Sache der Ehre. Und bei einer ungenauen oder gar falschen Information wäre er verantwortlich dafür. In diesen Zeiten hatten viele Vorarbeiter sich angewöhnt, die Situation ihrer Betriebe schönzureden. Auch deshalb war es besser, einen kurzen Besuch zu unternehmen.

Joachim legte die Tasse auf den Schreibtisch, nahm sich den schweren Wollmantel, und machte sich auf den Weg. Der Flur war um diese Zeit schon menschenleer, die meisten seiner Kollegen hatten ihren Arbeitstag beendet. Er begegnete lediglich auf der Treppe einem Diener, der Kohlen für die Heizöfen schleppte. Der schlaksige Mann war gebeugt und trug mit viel Mühe auf dem Rücken den grossen Sack mit Kohlen. Joachim grüsste höflich im vorbeilaufen, auf dem Weg zum Erdgeschoss.

Die Eingangshalle war, anders als die oberen Flure, prächtig gestaltet. Der Boden aus feinem Marmor, die Rahmen der riesigen Fenster mit verziertem Holz versehen und umrandet von schweren Vorhängen aus rotem Samt. Zwischen den Fenstern hingen eindrucksvolle Ölgemälde von verschiedenen Industriellen Errungenschaften wie Fabriken, elektrische Generatoren oder Dampfeisenbahnen, sowie Porträts der Industriepioniere. Im Zentrum der Halle befand sich das Rezeptionspult, dahinter, gegenüber der Eingangstür gab es zwei Treppenhäuser, eines auf jeder Seite. Zwischen den Treppenhäusern hing ein pompöses Porträt von Eberhard II., dem letzten König, auf wessen Herrschaft die erste technokratische Regierung gefolgt hatte. Die Stadtkreise als Verwaltungsabteilungen waren noch in der kurzen Herrschaft dieses letzten Königs entstanden, als ver-

geblicher Versuch, die Bürokratie aus ihrer Lethargie zu reissen.

Im Gegensatz zum morgendlichen Treiben herrschte zu dieser Zeit eine befremdliche Ruhe in der Eingangshalle. Die Empfangsdame war mit einer illustrierten Zeitschrift abgelenkt, und aus einem Phonographenapparat erklang eine kratzige Aufnahme eines Streichquartetts.

„Guten Abend, Frau Steinach."

„Guten Abend, Herr von Rietbach. Fertig für Heute?", fragte sie gelangweilt ohne den Blick von ihrer Zeitschrift zu erheben.

„Nein, ich komme vielleicht später noch schnell vorbei."

„So spät noch Arbeiten?"

„Gründlichkeit muss sein, Frau Steinach."

„Na dann", antwortete sie und widmete sich wieder ihrer Illustrierten.

Joachim stiess mit etwas Mühe die schweren Eingangstüren auf, zwei Türen die Schleusenartig aneinander platziert waren um so den kalten Durchzug zu verhindern. Draussen zog er sich den Mantel zu, und versuchte sein Gesicht etwas vor dem beissend kalten Wind und Regen zu schützen, während er die Steinstufen zur Strasse hinunter stakste. Das Stadtviertel, grösstenteils ein Industriestandort, war versehen von Fabriken und Lagerhäusern aus roten Ziegeln, welche vom Rauch geschwärzt waren. Das Kreisgebäude vom Kreis 31 mit seiner ornamentreichen Steinfassade und sieben Obergeschossen ragte hierbei merklich heraus. Genau gegenüber befand sich die Maschinenfabrik Rühmann und Co., einer der grössten Hersteller von Dampfmaschinen in der Hauptstadt. Hinter dem grossen Tor aus massivem Stahl gab es einen herrschaftlichen Vorgarten der auf die Bedeutung dieses Unternehmens andeutete.

Joachim konnte einige hundert Meter weiter vorne die Rauchsäule der Dampfstrassenbahn erkennen. Es war erleich-

ternd, bei diesem Wetter nicht längere Zeit warten zu müssen. An der Haltestelle, die aus einem einfachen Metallpfahl gekrönt von einem runden Schild bestand mit der Aufschrift „Haltestelle“ in stählernen Buchstaben, die rund um das Symbol der Städtischen Lokalbahnen angeordnet waren, wartete ausser ihm niemand. Anfangs mit einem tiefen grollen aus dem Grund, dann, mit immer lauter werdendem Zischen und Krachen, näherte sich die kleine Lokomotive, welche nur einen Beiwagen hinter sich her zog. Mit lautem Quietschen kam sie vor Joachim zu stehen. Er stieg schnell in den Beiwagen ein, zog die Schiebetür hinter sich zu und setzte sich auf die Holzbank auf der rechten Seite. Daraufhin zog der Schaffner kurz an einer Schnur an der Decke, die in der Lokomotive eine Glocke erklingen liess, und mit erneutem Zischen und Rattern setzte sich das Gefährt wieder in Bewegung.

Gerade als die Strassenbahn angefahren war, sprang plötzlich noch ein Fahrgast auf. Es war ein Mann mit einem dunklen Mantel und passendem Hut. Er platzte in den Wagen, und schlug die Schiebetür hinter sich zu, dass das Glas in der Tür fast zu zerbrechen drohte. Der Schaffner starrte den Mann einen Moment verärgert an, doch dieser setzte sich seelenruhig auf eine der Holzbänke. Der Schaffner richtete sich dann wieder an Joachim.

„Der Herr brauchen einen Fahrschein?“

„Ich habe eine Wochenkarte.“ Joachim suchte in seinen Manteltaschen bis er das kleine Lederetui ausfindig machte, in welchem er seine Wochenkarte aufbewahrte.

„Danke sehr, der Herr steigen wo aus?“

„Bei der Kanonenstrasse.“

Der Schaffner nickte höflich, und fragte dann den anderen zugestiegenen Gast. Ohne auch nur ein Wort zu sagen bezahlte dieser seinen Fahrschein. Auf die Frage bis wohin er fahre ant-

wortete er nur „Endstation“. Der Schaffner ging in den hinteren Teil des Wagens und wartete dort darauf die Haltestellen anzukündigen. Joachim rieb sich derweil die Hände aneinander. In den wenigen Minuten die er gewartet hatte waren seine Finger ganz kalt geworden. Im Wagen sassen neben ihm und dem Mann im dunklen Mantel noch zwei weitere Fahrgäste. Ihm gegenüber eine ältere Frau, einfach gekleidet, mit einem Kopftuch bedeckt und einen grossen Korb auf dem Schoss. Ganz hinten im Wagen, an die hintere Wand gelehnt, sass ein Mann mit abgerissener Kleidung, sein Gesicht fast vollständig von seinem zerfransten Schal bedeckt. Er lehnte sich an das hintere Fenster und schien zu schlafen.

Der Beschlag an den Fensterscheiben und die Spiegelung der zwei Öllampen, die von der Decke hingen, machten es fast unmöglich, durch die Fenster etwas zu erkennen. Was auch nicht weiter von Bedeutung war, Joachim kannte ja die langweilige Industrielandschaft des Südostens der Hauptstadt. In der Ferne war ein Pfeifen zu hören, wahrscheinlich ein Zug im nahegelegenen Güterbahnhof.

„Königsplatz“, sagte der Schaffner, und die Strassenbahn kam zum stehen. Königsplatz, dachte Joachim, welch ein prächtiger Name für so ein furchtbares Arbeiterquartier. Die Frau mit dem Korb stieg aus, zurück blieben nur noch Joachim, der Mann mit dem dunklen Mantel, und der Herr, der zu schlafen schien. Joachim wunderte sich, wo diese Leute hinfahren wollten, nach dem Königsplatz kam hauptsächlich nur noch Industriegebiet bis zum Ende der Strecke. Der Schaffner hatte sich in der Zwischenzeit hingesetzt und las die Zeitung. Er wusste wohl, dass noch ein ganzes Stück bis zur Kanonenstrasse fehlte. Dass der andere Mann noch später an der Endstation aussteigen wollte, war Joachim suspekt.

Einsame Leute in dieser einsamen Stadt, fahren mit dir in dieser kleinen Strassenbahn ins Nirgendwo. Du verdächtigst diese Leute, verdächtigen sie nicht wohl auch dich, dass du in diese abweisende Gegend fährst? Was suchst du im Industrieviertel? Suchst du tatsächlich die Verteilungsstelle, oder fliehst du, ohne zu wissen wovor?

„Kanonengasse" sagte der Schaffner wenig später, und riss Joachim aus seinen Gedanken. Er stieg aus, in die Kälte und den Regen.

II

Joachim musste nicht weit bis zur Verteilungsstelle laufen, einen kurzen Fussweg von der Hauptstrasse weg, vorbei an einer, ausser ihm, menschenleeren Industrielandschaft. Aus den Fabriken und Maschinenhäusern war fortlaufend mechanischer Lärm zu hören, nur Anzeichen von Menschenleben suchte man vergebens. Nur durch seine bemerkenswerte Ausmasse unterschied sich das Gebäude der Kohlenverteilungsstelle von den anderen Gebäuden der Umgebung. Allenfalls ein Zugangsgleis, welches von der Dampfstrassenbahnstrecke dorthin führte, war ein Indiz dafür, dass dieser Ort eine besondere Bedeutung besass. Drinnen gab es, wie bei vielen Industriebetrieben, zu jeder Zeit, Tag und Nacht, reges Treiben. Hierher wurden die wertvollen Kohlen geliefert, und von hier aus wurden sie in weite Teile der Hauptstadt verteilt. Es gab vier solche Verteilungsstellen für Kohlen in der Stadt, dazu noch einige weitere, kleinere Verteilungsstellen für andere staatlich regulierte Güter. Zur hinteren Seite des Gebäudes kamen voll beladene Eisenbahnwagen und leerten tonnenweise Kohlen in die Lagerhalle, wo dutzende Arbeiter sie dann auf die andere Seite schaufelten. Von dort aus wurden die Kohlen dann weiter verladen, auf kleine Waggons, die über die Strassenbahngleise befördert wurden, auf Pferdekarren, oder in Säcke, die von Bürgern und Arbeitern selbst abgeholt werden konnten, sofern sie, gemäss Rationierungsschein, darauf Anspruch hatten. Denn die Kohlen waren die wichtigste Grundlage für die moderne Lebensweise in der Hauptstadt, ebenso wie in allen Städten des Landes Mendacia. Die Kohlen heizten die Häuser, trieben die Dampfmaschinen und elektrischen Generatoren an, und waren Kraftstoff für Eisenbahnen und Strassenbahnen, welche die Arterien der mo-

dernen Welt ausmachten. Ohne Kohlen käme die gesamte Zivilisation zum stillstand.

Aus diesem Grund war die Beschaffung und Verteilung der Kohlen auch eine streng regulierte Unternehmung, und umso tiefgreifender waren die Mängel, die sich seit je her verzeichneten. Der Industrierat hatte die Löhne für Bergarbeiter in den Kohlebergwerken leicht erhöht, wie in den Zeitungen zu lesen war, doch die schlechten Arbeitsbedingungen, aufgrund des hohen Drucks für grössere Leistungen, hatten sich herumgesprochen. Wenige Arbeiter waren es, die in guter Gesundheit nach Beendigung ihres Vertrages zurückkehrten. Viele kehrten gar nicht zurück. Folglich entschied die Magistratur, eine Notverordnung zum Einsatz zu bringen, welche viele der verurteilten Kriminellen zur Zwangsarbeit verschleppen liess. Als auch diese Massnahme nicht ausreichte, griffen die Ordnungskräfte immer stärker durch, und sogar kleinere Straftaten wurden mit mehreren Monaten oder gar Jahren Zwangsarbeit bestraft. Auch unrechtmässige Verurteilungen solle es aufgrund der Eile und ungründlichen Arbeit in den Gerichtshöfen gegeben haben, was zu Unbehagen, vor allem in den niederen Bevölkerungsschichten, geführt hatte. Als weitere Konsequenz waren Ermittlungen bei Straftätern schlampig geworden, viele der gesuchten Straftäter wurden nie gefasst, und die Wachen gingen stattdessen den Kleinkriminellen nach, die man schnell fassen und verurteilen konnte. Die Zeitungen berichteten nicht sorgfältig über diese Fälle, aber Gerüchte gab es zuhauf. Joachim aber interessierte sich wenig für diese Gerüchte, er vertraute trotz allem der Aufrichtigkeit der Richter und der gesetzlichen Ordnung.

Es ist für dich ja immer einfacher zu glauben, dass alles so ist, wie es sein soll, und nicht anders. Warum solltest du dich darum scheren,

was sich der Pöbel für Märchen erzählt? Du kannst die Welt ja auch nicht ändern.

Grot, der Vorarbeiter der Verteilungsstelle, erwartete Joachim bereits. Grot war ein stämmiger Mann, nicht sehr hochgewachsen aber umso breiter, und hatte einen so mächtigen wie auch unbändigen Vollbart. Sein Gesicht und seine Hände waren von der Kohle geschwärzt, ebenso wie seine einstmals blaue Arbeitskleidung. Vom metallenen Laufsteg, der sich neben dem kleinen, erhöhten Büro befand, sah er Joachim ankommen und lief geschwind die Treppe herunter um ihn zu begrüssen.

„Guten Abend Herr Joachim, bitte, darf ich anbieten, Kaffee oder Tee."

„Nein danke, Grot. Ich komme nur für die Aufzeichnungen."

„Bitte, bitte."

Mit einer einladenden Verbeugung führte Grot Joachim in der Lagerhalle herum während er ihm die aktuelle Situation erläuterte.

„Wir sind so weit allen Verpflichtungen nachgekommen. Trotz der Personalkürzungen!"

„Gut zu hören. Du weisst, ich war für diese Kürzungen nicht verantwortlich. Wenn es nach mir ginge...--"

„Selbstverständlich, ich verstehe. Wir haben die Vorgänge neu organisiert, damit wir besser zurecht kommen." Grot schien stolz darauf dass seine Verteilungsstelle diese Erwartungen erfüllen konnte. Es war sicherlich nicht bei allen Verteilungsstellen der Fall, und es war schon fast zur Gewohnheit geworden, dass Disziplinarmassnahmen ergriffen werden mussten. Joachim zweifelte an der Ehrlichkeit von Grots stolz, und erwog ob es sich womöglich nur um unterdrückte Angst vor solchen Massnahmen und den Wunsch, einen guten Eindruck zu machen, handelte. In diesen Zeiten wollte kaum ein Arbeiter

es wagen, seine Position als Verteilungsstellenvorarbeiter zu gefährden, weil er den Erwartungen der Industrieverwaltung nicht nachkam. Vorarbeiter war eine der besseren Stellen, auf die ein einfacher Arbeiter hoffen konnte – sicherlich besser, als dort unten immerzu die Kohlen zu schaufeln.

Nach dem Rundgang setzten sich Grot und Joachim an den kahlen, rauen Holztisch im Büro, um alles zur aktuellen Situation zu notieren. Zurzeit waren keine weiteren Personalkürzungen vorgesehen, allerdings würde sich das Volumen der ankommenden Kohlen leicht erhöhen.

„Damit sollten wir eigentlich zufrieden sein, es bedeutet die Situation mit den Kohlemängeln verbessert sich langsam."

„Bestimmt, Herr Joachim", antwortete Grot, „nur, ich wollte...-"

„Ja?", fragte Joachim.

„Ich wollte sie fragen, nun..." Grot wurde etwas nervös. Er starrte mit verlorenem Blick auf den Tisch, unfähig Joachim in die Augen zu schauen. Mit den fingern schabte er Unbewusst an einem Holzsplitter am Tischrand.

„Was ist denn, Grot?", fragte Joachim, der nun besorgt wurde. Er schätzte Grot wohl mehr, als es für jemanden aus der Verwaltung sicherlich üblich war. Als Joachim erst seine erste Verwaltungsarbeit antrat, hatte Grot ihm oftmals geholfen, seinen Anforderungen gerecht zu werden. Schon damals war Grot bereits seit langen Jahren Vorarbeiter in der Verteilungsstelle gewesen, und verstand sich mit dem Umgang der Kohleverteilung. Es wäre für ihn ein leichtes gewesen, Joachim mit den Rechnungen übers Ohr zu hauen, aber er hatte bewiesen, immer die Ehrlichkeit zu wahren, was keineswegs eine Selbstverständlichkeit war. Joachim war ihm dankbar dafür.

„Ich weiss, ich sollte das gar nicht fragen, es ist falsch aber...", Grot rang mit sich selbst.

„Du weisst du kannst mit mir ehrlich sein. Die Antwort, die ich dir dann geben könnte, ist dann schon etwas anderes“, sagte Joachim, im vergeblichen Versuch, einfühlsam zu sein.

„Nun... ich wollte fragen... also... ich brauche ein wenig mehr Kohlen. Für mich, na ja, uns, weil ja... meine Frau ist krank, sie liegt daheim im Bett, und die Kälte ist nicht gut für sie, das sagt der Herr Doktor. Und das bisschen an Kohlen, dass ich bekomme, ist einfach nicht genug um das Zimmer warm zu halten. Normalerweise macht es nicht viel, wir decken uns einfach mehr zu aber diesmal... es geht ihr wirklich nicht gut, ich habe Angst um sie. Bitte verstehen Sie mich.“

Wie Joachim ihm zuhörte, kräuselte er mit den Fingern seine Krawatte, wie er es immer dann tat, wenn ihn etwas nervös machte.

„Ach so–“ sagte er bestürzt. Nicht nur von Grots überraschender Anfrage nach einem so sensiblen Gut wie Kohlen, aber auch weil ihn seine persönliche Situation berührte, denn sie brachte Erinnerungen zurück, schmerzhafte Erinnerungen. Er wollte ihm helfen, doch er zögerte, denn er wusste, wie heikel es war, um die Misshandlung dieses wertvollen Gutes.

„Du weisst, Grot, wie es mit den Kohlen ist...“

„Ich weiss. Ich würde ja auch nicht fragen wenn es nicht wichtig wäre. Ich flehe Sie an Herr Joachim.“ Joachim überlegte einen Augenblick.

Willst du denn diesem armen Mann nicht helfen? Hättest du damals nicht auch gerne Hilfe bekommen? Was sind denn schon ein Paar Säcke Kohlen, wenn es um ein Menschenleben geht? Als du in die Bürokratie kamst, war doch dein höchstes Ideal, deinen Mitmenschen zu helfen.

„Also gut. Wir könnten ein Paar Säcke umleiten. Ich werde es an der hereinkommende Menge ein bisschen ändern. Wegen dieser Menge wird es bestimmt keiner merken.“ Joachim ver-

suchte ein wenig zu lächeln. Er sah eine Träne an Grots Wange herunterlaufen.

„Vielen Dank, Herr Joachim. Vielen Dank. Ich werde es ihnen nie vergessen. Nie“, sagte Grot und verbeugte sich demütig.

„Schon gut. Das muss aber unter uns bleiben. Sonst sind wir beide dran.“

„Natürlich. Kein Wort, niemand wird etwas erfahren.“

„Ich muss jetzt auch weiter, sonst habe ich meine Papiere nicht pünktlich fertig.“ Joachim stand auf und ging zur Tür.

„Bitte“, sagte Grot, und lief zu Tür um diese für Joachim zu öffnen. Bevor Joachim ging schüttelte Grot ihm die Hand, er fasste sie mit seinen beiden Händen und verbeugte sich, seine demütige Dankbarkeit zeigend. Joachim verliess das Lagerhaus und lief zur Haltestelle, um auf die Strassenbahn zu warten, doch nun überkamen ihn Zweifel. Er hatte Grot helfen können, doch ihm war die Sache nicht geheuer, es ging gegen seine eigenen Überzeugungen. Wie sollte er den Gerüchten um die Korruption der Beamten seiner Position aufrechten Hauptes entgegenstehen, wenn er doch selbst dieses Verhaltens schuldig war? Noch dazu wusste er von den unheilvollen Konsequenzen, falls diese Hehlerei entdeckt werden sollte. Er konnte nur darauf hoffen, dass dies nicht geschehen würde. Bestenfalls würde die Umleitung von ein Paar Säcken Kohle in der Bürokratie verloren gehen.

Nach seinem Besuch in der Verteilungsstelle hatte Joachim noch einen langen Heimweg vor sich. Er hatte diesmal nicht das Glück, dass seine Strassenbahn baldig ankäme, stattdessen musste er beinahe eine halbe Stunde warten. Der Schaffner entschuldigte sich, und erklärte dass der Mangel an Kohlen für die immer häufigeren Verspätungen verantwortlich war, da nicht alle Bahnen verkehren konnten. Für Joachim war es wenig

Trost, nachdem er so lange in der nassen Kälte hatte warten müssen.

Im kleinbürgerlichen Viertel in welchem Joachim seine Wohnung hatte, waren die Strassenlaternen schon lange abgeschaltet, ebenfalls um Treibstoff zu sparen. Das machte es gefährlich, nach dieser Zeit noch unterwegs zu sein, da man sich der Gefahr eines Überfalls aussetzte. Die weit verbreitete Misere trieb immer mehr Leute in die Kriminalität, was zusammen mit dem verfrühten Abschalten der Lampen am Abend für menschenleere Strassen sorgte.

Es ist aber gar nicht so schlimm, wie alle sagen. Kaum jemandem mangelt es an Arbeit. Die Zahl der Arbeitslosen ist so niedrig wie nie, so steht es immer wieder in den Zeitungen. Die Siedlungen der Arbeiter werden stetig verbessert. Die Leute beschweren sich einfach nur gerne. Einige sind auch einfach faul oder unfähig, das kann man ja wohl kaum der Stadt oder der Regierung zur Last legen. Wer sich anstrengt, wie du, der bringt es auch zu etwas.

Der Wohlstand, welcher Joachim vor vielen Jahren in die Stadt gelockt hatte, war heutzutage wenig mehr als eine ferne Erinnerung. Wenn die Verhältnisse sich langsam und schrittweise ändern, geschieht es zumal, dass dies für viele Leute unerkannt bleibt, obwohl die Situation am Anfang und am Ende im direkten Vergleich kaum noch Ähnlichkeiten aufweisen würde. So war es in der Hauptstadt geschehen. Der Aufschwung, der von der Blüte der Industrie entsprungen war, hatte nicht allzu lange angehalten. Schon bald tauchten, wie Unkraut, alle möglichen Konflikte auf, welche die fragile Situation ins Wanken brachten. Zu dieser Zeit war es auch, dass König Eberhard II nicht mehr die Zügel des Landes halten konnte, und schliesslich abdankte, um sich ins Exil zu begeben. Die Regierung wurde von da an von einem Rat von Industriellen und Intellektuellen übernommen, Magistraten wurden sie genannt.

Eigentlich eine provisorische Situation die aber schon seit Jahrzehnten, als sogenannte technokratische Regierung, andauerte.

Weder über König Eberhard II., der so überraschend abgedankt hatte, noch über die Legitimität der Regierung wurde viel gesprochen, solche ungemütlichen Themen zu behandeln verdarb den Leuten nur den Tag. Die Zeitungen nahmen die Situation als gegebene Tatsache an, und stellten nichts davon in Frage. Für sie war es wichtiger die Leser mit morbiden Kriminalgeschichten einzufangen, und mit glänzenden Porträts der Regierungsarbeit bei Laune zu halten. Wenn man den Zeitungen Glauben schenkte (was die Mittelschicht, zu der sich auch Joachim zählte, auch gerne tat) so arbeitete die Regierung unermüdlich daran, die Mangelsituation zu beheben und die Lebenskonditionen der Arbeiter zu verbessern. Doch die Unzufriedenheit der Arbeiterklasse, die sozialen Konflikte, die Kriminalität und die problematische Versorgungsverhältnisse verschlechterten sich zunehmend. Es geschah langsam, schrittweise, sodass es kaum jemandem wirklich auffiel, ausser der immer grösseren Masse an Leuten, welchen es dadurch tatsächlich an den Kragen ging. Über sie wurde in den Zeitungen nicht geschrieben.

Joachim kam kurz vor Mitternacht in seiner Wohnung an. Nachdem er sich den Russ der Kohle abgewaschen und sich aus seiner schmutzigen Kleidung umgezogen hatte, las er im Bett noch ein Zeitungsblatt:

ERNEUTER BAUERNAUFSTAND ENTSCHÄRFT - Der Industrierat hat einem neuen Bauernaufstand die Stirn bieten können. Die Bauern haben sich reaktionär verschworen um sich, durch Erpressung des Volkes, eine vorteilhafte Situation zu erzwingen. Die Regierung hat diese Vorzugsbehandlung strikt abgelehnt, aus dem Grunde, dass sie nicht nur Ungerecht für die restliche Bevölkerung wäre, sondern auch das

gesamte konjunkturelle Gleichgewicht bedroht, da die ganze Versorgungskette aus dem Laufen gebracht werden könnte. Dies würde katastrophale Folgen mit sich bringen.

Die Sicherheitskräfte haben die Drahtzieher der Verschwörung identifiziert und unschädlich gemacht. Man wird in der nächsten Zeit die Überwachung der Landwirtschaft verschärfen, um weitere Konfliktsituationen zu vermeiden.

Der Artikel vertiefte hiernach in die Konfliktsituation mit den Bauern. Joachim legte die Zeitung müde und gelangweilt weg. Er hatte die Nachrichten von den Bauernaufständen satt, und war einfach nur zufrieden, dass die Regierung die nötigen Massnahmen ergriff.

III

Als Joachim am nächsten Tag seine Arbeitszeit beendet hatte, wollte er sogleich los, um Professor Baumgartner pünktlich zu treffen. Bevor er sein Büro verliess suchte er noch den Brief, den er von seinem Freund bekommen hatte, und wo der genaue Ort und die Zeit ihres Treffens notiert waren, doch der Brief war nirgends zu finden. Unmöglich, dachte Joachim, ich habe ihn doch hier auf der Kommode gelassen. Hätte vielleicht eine Putzfrau ihn aus versehen weggeworfen? Oder ein Wind ihn hinter die Möbel geblasen? Joachim suchte überall, doch er konnte ihn nicht ausfindig machen. Als die Zeit knapp wurde, gab er die Suche auf, schliesslich wusste er ungefähr wann er wo zu sein hatte.

Nach einer kurzen Strassenbahnfahrt kam Joachim in der Innenstadt an. Er kannte das Hotel Biedermann, es befand sich nicht weit vom Operettentheater, am Lindenplatz, ein beliebter Platz der leicht erhöht von seiner Umgebung war. An drei Seiten dieses Platzes gab es Gebäude, doch an der vierten war der Platz zur Innenstadt hin offen und erlaubte, einer grossen Terrasse ähnlich, eine endlose Aussicht über die Hauptstadt. Das machte diesen Platz zu einem beliebten Aufenthaltsort, aber gleichzeitig verlangte er auch einen kleinen Fussweg von der Magistraturstrasse aus, auf der die Strassenbahnen verkehrten. Die kleinen Dampflokomotiven der Strassenbahn konnten solche Steigungen unmöglich bewältigen, und auch die engen Gässchen waren für diese Art von Gefährten keineswegs geeignet. Es war einer der wenigen Orte in der Hauptstadt wo die Strassen noch einer alten Anordnung aus Zeiten vor der Industrialisierung folgte, der Rest der Stadt war nach und nach umgebaut worden, mit grossen, geradlinigen Hauptstrassen und kleineren Nebenstrassen.

Die grösste der Hauptstrassen war die Magistraturstrasse, benannt nach der Magistratur, dem höchsten Regierungsgebäude. Diese Strasse führte geradeaus bis zum imposanten Magistraturgebäude, wo die Regierung von Mendacia tagte. Ein massives Gebäude, bei dem schon der Eingang etwa um eine Etage erhöht war, durch eine grosse Steintreppe zu erreichen. Das Gebäude an sich bestand aus drei weiteren Stockwerken, erkennbar durch die langen Reihen von hohen Fenstern. Drei kleine Türme ragten über das Gebäude hinweg, zwei an den Seiten, und einer, etwas grösser noch, in der Mitte, alle drei mit grünen Metallkuppeln gekrönt. Mittig, in der ersten Etage, hatte es einen grossen Balkon, von drei Fenstertüren aus erreichbar, von welchem zumal Verkündungen gemacht wurden, obwohl es schon längere Zeit, seit der Epoche des Übergangs, zurücklag, dass zuletzt eine Verkündung von der Magistratur aus gemacht wurde. Inzwischen wurden Verkündungen einfach in den Zeitungen publiziert.

Die Führung der Magistraturstrasse war schnurgerade, sodass das Magistraturgebäude schon von weiter Ferne sichtbar war. Vor dem Gebäude befand sich ein Vorplatz, und die Strasse teilte sich nach links und rechts auf, um die Magistratur zu umkreisen. Viele wichtige Gebäude und Lokale befanden sich an der Magistraturstrasse, da diese immerhin die Prachtstrasse der Hauptstadt war. Nach der Abdankung des letzten Königs hatte die Regierung bald darauf den Bau des Magistraturgebäudes und der Magistraturstrasse in Auftrag gegeben, wofür unzählige Gebäude weichen mussten, die alsbald abgerissen wurden. Doch die hohe Nachfrage um einen Platz an dieser Prachtstrasse hatte dazu geführt, dass nach nur sehr kurzer Zeit die ganze Gegend wieder dicht bebaut war, edler als sie je zuvor gewesen war. Eine der ersten Massnahmen der damals neuen Regierung war es gewesen, sich selber in Szene zu setzen um

die neugewonnene Macht zu festigen, und die Magistraturstrasse wurde zur städtebauliche Iteration dieses Unterfangens.

Eines der bekanntesten Gebäude auf der Magistraturstrasse war das Operettentheater, sehr beliebt unter der Ober- und Mittelschicht, wo unterhaltsame Operettenstücke der bekanntesten Komponisten aufgeführt wurden. Gleich neben diesem Theater begann der aufstieg zum Lindenplatz, wo das Hotel Biedermann zu finden war. Nicht das berühmteste Hotel der Hauptstadt, aber es war wohl bekannt wegen der grossen Wirtschaft, die auch von Einheimischen gerne besucht wurde. Diese, gleich am Eingang gelegen, bestand aus einer riesigen Halle mit einem gläsernen Wintergartenanbau, der zum Lindenplatz hinausragte. In der Mitte der Halle gab es mehrere Gruppen von je vier runden Tischen, die um kreuzförmige Trennwände aus Holz mit angebauten Sitzbänken herum standen. In der Mitte dieser Kreuze befand sich jeweils eine elektrische Lampe in Form einer gläsernen Kugel auf einem Ständer, und mit metallenen Verzierungen, die die Lampe krönten. Die Trennwände waren an der Oberseite mit Holzschnitzereien verziert. Der Wintergarten, der als Erweiterung der Halle wirkte, hatte grosse, von einer ornamentreichen Metallstruktur gerahmte Fenster, durch welche der Lindenplatz betrachtet werden konnte. An den Fenstern entlang gab es ebenfalls Tische, diese jedoch mit gemütlichen Plüschsesseln herum, die schräg zu den Fenstern standen, sodass die Gäste die Aussicht geniessen konnten. In der Halle, die ganze zwei Stockwerke hoch war, gab es grosse Säulen aus schwarzem Marmor, und von der ebenfalls geschmückten Decke hingen grosse, elektrische Kristallkronleuchter.

Den Anweisungen von Professor Baumgartner folgend, suchte Joachim die Theke der Wirtschaft auf, die sich ganz im vorderen Teil des Lokals befand, nahe der Tür die Durchgang zum

Hotelempfang bot. Vor der Theke standen viele Höcker, aus Metall mit einem roten Plüschpolster oben drauf. Das ganze Lokal war belebt, obgleich zu dieser Zeit kein Hochbetrieb herrschte. An der Theke sass allerdings niemand, was Joachim verwunderte. Er hatte erwartet das Professor Baumgartner bereits auf ihn warten würde. Vielleicht war er ja zu früh da, schliesslich hatte er ja auch eine Viertelstunde früher als üblich Feierabend gemacht, und Professor Baumgartner legte viel Wert auf Pünktlichkeit. Joachim setzte sich auf einen der Höcker und bestellte sich ein Bier, während er auf seinen Freund wartete. Er sah sich in der Wirtschaft um, wo sich vor allem feine Leute der oberen Gesellschaftsschichten aufhielten.

Diese Stadt scheint alle ihre Bewohner zu verbittern und zu arroganten und neidischen Grantlern zu machen, die nur allen anderen zeigen wollen, wie viel besser sie doch sind. Welche Minderwertigkeit dieser Ort doch in den Menschen hervor bringt. Ein Glück passiert dir das nicht, nein, nur den anderen. Schau sie dir an, diese fiesen Gestalten. Erbärmlich sind sie.

Als Joachim eine halbe Stunde gewartet hatte wurde er irritiert. Als er eine Stunde gewartet hatte wurde er besorgt. Was könnte Professor Baumgartner dazu bringen, ihn so lange warten zu lassen? Er fragte den Wirt, ob ein Herr Baumgartner gekommen wäre, doch dieser konnte mit dem Namen nichts anfangen. Am Tresen habe seit zwei Stunden niemand ausser Joachim und zwei jungen Damen gesessen. Joachim bezahlte, und ging rüber in den Hotelempfang. Ein grosser Empfangssaal von weissem Marmor, mit einer Reihe von Säulen aus schwarzen Marmor, gleich denen welche es in der Wirtschaft hatte, die symmetrisch entlang des langen Raumes verliefen. Dazwischen war auf dem Boden ein prachtvoller dunkelroter Teppich ausgelegt. Kam man durch den Haupteingang hinein, so befand sich auf der linken Seite der Empfangstresen, und auf der rech-

ten Seite der Zugang zur Wirtschaft. Am Ende der Halle gab es ein grosses Fenster das nach draussen ragte, wie ein verglaster Balkon, dort befanden sich zwei kleine Tische und ein Paar Sessel. Daneben gab es einen Dampfaufzug, mit dem die Gäste gemütlich ihre Zimmer in den sechs Stockwerken erreichen konnten. Ein seltener Luxus, selbst in der Hauptstadt.

Joachim überlegte, Professor Baumgartner in seinem Zimmer aufzusuchen, er konnte sich ja mit der Zeit vertan haben. Doch als er bei der Nachfrage am Empfang gesagt bekam, dass niemand mit dem Namen Baumgartner im Hotel untergebracht war, wurde die ganze Sache noch unheimlicher. War den der Professor gar nie in der Hauptstadt angekommen? War ihm auf der langen Reise etwas zugestossen?

Joachim ging zum Hotelportier und fragte: „Wissen sie ob der Schnellzug aus Severinstadt heute pünktlich angekommen ist?“

„So weit wir das wissen ist er um Viertel nach Drei angekommen, mit einer Viertelstunde Verspätung.“

Joachim bedankte sich und ging Langsam zum Ausgang. Es war ihm ein Mysterium was mit seinem Freund hätte geschehen können, und er sorgte sich nun um ihn. Er verliess das Hotel gedankenversunken und lief zurück in Richtung der Magistraturstrasse.

Gerade als Joachim in eine Gasse gebogen war, wurde er plötzlich von zwei Männern überrascht. Sie erschienen, scheinbar aus dem Nichts, und gingen sofort auf ihn los. Einer schlug ihm in den Bauch, woraufhin Joachim einknickte, der andere hielt ihm die Hände hinter seinem Rücken fest. Sie versuchten ihn in eine Seitenstrasse zu verschleppen, Joachim aber wehrte sich so gut er konnte.

„Hilfe! Wachen!“, rief Joachim verzweifelt, woraufhin die Angreifer ihm ein Tuch in den Mund stopften. Er versuchte

weiter zu schreien, aber er brachte keinen Ton heraus, der laut genug gewesen wäre. Die Gasse war menschenleer, keiner sah was hier schreckliches vor sich ging, um Alarm zu schlagen. In der Seitenstrasse wartete eine Lieferkutsche mit offener Tür, dort wollten sie wohl Joachim hineinstecken. Er schaffte es eine Hand zu befreien, riss sich das Tuch aus dem Mund und schlug dann einem der Männer, die ihn in Richtung der Seitenstrasse schoben, einen Hieb ins Gesicht. Der schlag sass, aber der andere Mann hinter ihm Griff ihm sofort wieder die Hand und zog sie ihm hinter den Rücken.

„Wachen, Wachen!“, rief Joachim erneut. Er konnte nicht gegen diese zwei Grobiane ankämpfen. Doch sein Glück änderte sich als tatsächlich zwei Wachmänner von der Strasse gerade in diese Gasse hereinbogen. Als sie sahen was vorging liefen sie sofort zu Joachim hin, mit den Gewehren in den Händen.

„Was ist hier los, Halt! Lasst den Mann sofort los! Stehenbleiben!“, rief einer der Wachen den Angreifern zu. Als diese sie kommen sahen, liessen sie Joachim sogleich los, er fiel rückwärts auf den kalten Steinboden. Die beiden Verbrecher liefen zur Kutsche und fuhren weg so schnell sie konnten. Die Wachen kamen zu Joachim und halfen ihm auf.

„Sind sie verletzt?“, fragte der Wachmann.

„Geht schon“, sagte Joachim, „verdammt, was ist los in dieser Stadt, dass man einfach so überfallen wird, und sie sind nirgends zu sehen?“

Der Wachmann war beschämt seiner Pflicht nicht nachgekommen zu sein. Er verbeugte sich mehrmals, wie er sich entschuldigte.

„Bitte verzeihen sie vielmals. Wir werden besser aufpassen in Zukunft. Es soll nicht noch mal geschehen.“

„Das will ich hoffen.“

„Wollen sie eine Anzeige erstatten?“, fragte der andere Wachmann.

„Gegen wen denn?“, fragte Joachim irritiert, „sie haben die Kerle ja entkommen lassen. Bei den Göttern, welche Stümperei.“

Joachim stand auf, klopfte sich den Staub von der Kleidung, und entfernte sich ohne ein weiteres Wort zu sprechen. Schon kurz darauf überkamen ihn allerdings Schuldgefühle, er hatte seinen Ärger wegen des Überfalls an den Wachen ausgelassen, die ja auch nicht immer überall sein konnten. Und auch der Frust, nicht zu wissen was mit Baumgartner geschehen war, nagte an ihm. Wer waren diese Leute, wieso wollten sie ihn verschleppen? Normalerweise wurden die Leute ihrer Wertsachen wegen überfallen, und nicht in Kutschen verschleppt. Diese Kerle wollten ihn entführen, aus welchem Grund auch immer. Sehr seltsam. Seit er Baumgartners Brief bekommen hatte meinte Joachim viel mehr komischen Käuzen über den Weg zu laufen als sonst. Vielleicht auch nur Einbildung.

Auf dem Weg nach Hause hielt Joachim bei einem nahegelegenen Telegraphenamt ein. Er wollte nach Severinstadt telegraphieren lassen, um zu wissen ob Baumgartner vielleicht gar nicht abgereist war. Vielleicht war er ja plötzlich erkrankt, oder es war sonst etwas dazwischengekommen. Eigentlich hätte er auch im Hotel bitten können das Telegramm zu schicken, aber daran hatte er bei seiner Sorge nicht gedacht. Teurer wäre es auch gewesen, solche Gewerbe berechneten immer einen heftigen Zuschlag fürs Telegraphieren.

Er trat in die kleine Dienststelle neben dem Operettentheater. Sie bestand aus wenig mehr als einem Tresen und einer Anschlagtafel an einer der Wände, voll von allen möglichen Notizen, wie Kleinanzeigen und weniger bedeutsamen Kundgebungen der Regierung oder der Bürokratie. Er läutete mit der Klin-

gel auf dem Tresen, und kurz darauf erschien auch ein Angestellter. Ein hagerer aber eifrig erscheinender junger Mann, wohl kaum zwanzig Jahre alt, der die dunkelblaue Uniform der Staatlichen Telegraphengesellschaft von Mendacia trug, zu der eine passende Schiebermütze gehörte auf der ein Symbol aus vergoldetem Metall befestigt war, welches den Buchstaben „T“ als stilisierten Telegraphenmasten zeigte.

„Ich möchte ein Telegramm aufgeben, nach Severinstadt.“

„Selbstverständlich, einen Augenblick bitte“, antwortete der Angestellte und holte aus dem Hinterzimmer das entsprechende Formular.

„Bitte.“

„Empfänger ist Professor Ewald Baumgartner, ansässig an der Universitätsstrasse 127. Die Nachricht ist: 'Lieber Professor, habe sie aufgesucht, bitte Bescheid wenn sie nicht abreisen konnten, stopp. Joachim.' Haben sie das?“

„In Ordnung. Wird heute Abend noch ausgeliefert. Das sind... vierzehn Worte, macht dann acht Silbergroschen.“ Telegramme kosteten in den Dienststellen der staatlichen Telegraphengesellschaft einen Groschen als Grundpreis, und dann fünf Heller, also einen halben Groschen, für jedes Wort. Private Telegraphen, wie im Hotel Biedermann, konnten ihre eigenen Preise erheben. Joachim bezahlte und machte sich sogleich auf den Heimweg. Er hoffte bald schon eine Antwort zu bekommen, falls Baumgartner die Reise hatte absagen müssen.

IV

Wie Joachim erwartet hatte, kam schon früh morgens eine Depesche zu ihm ins Büro. Der junge Mann brachte ihm die Antwort von Professor Baumgartner, oder zumindest war das, was Joachim erwartet hatte. Seine Erleichterung dauerte nicht lange, als er den kleinen Briefumschlag öffnete, las er lediglich zwei Worte: „Empfänger unerreichbar."

Joachims Sorge um seinen Freund war nun noch grösser als zuvor. Er war nicht zu Hause aufzufinden, also wahrscheinlich doch abgereist, aber nie in der Hauptstadt angekommen. Zugfahrten an sich waren sehr sicher, seitdem alle Fernzüge von bewaffneten Wachen begleitet wurden, hatte man nie wieder von Überfällen gehört. Er hatte also keinerlei Anhaltspunkte über den Standort des Professors.

Doch, einen hast du. In seinem Brief hat der Professor jemanden erwähnt, wie hiess dieser Mann noch gleich? Hof... Hofmeister, ja doch, Patrick Hofmeister.

Vielleicht hatte dieser ja von Baumgartner etwas gehört, denn schliesslich war sein ganzer Grund in die Hauptstadt zu reisen der, Herrn Hofmeister zu treffen. Aber wer war dieser Hofmeister? Joachim hatte den Namen noch nie gehört, aber er wusste wo er ihn ausfindig machen konnte.

In jedem Kreisgebäude gab es ein Einwohnerverzeichnis, eine Sammlung von Büchern in denen alle eingetragenen Einwohner der Hauptstadt vermerkt waren. Dieses Verzeichnis sollte genau dazu dienen, die Einwohner, aus welchen Grund auch immer, ausfindig zu machen. Das Nachschlagen in diesem Verzeichnis war allerdings reguliert, um die Angaben der Einwohner zu schützen. Eigentlich konnte man nur mit gutem Grund beim verantwortlichen Beamten die Informationen eines Anwohners nachfragen. Joachim wusste aber, dass dieser Be-

amte in seinem Kreisgebäude, Erwin Strauss, ihm einen Gefallen schuldig war, seit er ihn gedeckt hatte als man eine unentschuldigte Abwesenheit bemerkte. Erwin war auf der Suche nach einer neuen Wohnung gewesen, und um mit der grossen Nachfrage mitzuhalten, hatte er seinen Arbeitsplatz noch vor Feierabend verlassen, sodass er noch vor dem grossen Andrang vom Vorabend eine Wohnung besichtigen konnte. Dabei hatte er das Pech, dass gerade an dem Tag ein Antrag gestellt wurde, und er nicht auffindbar war. Auf seine Bitte hin gab Joachim an, er hätte Erwin zu sich ins Büro bestellt, um eine andere Anfrage aufzugeben. Dies war für die Kreisleitung schliesslich eine zufriedenstellende Erklärung, obgleich man Joachim darauf hinwies, dass er sich das nächste Mal in das Büro der Verzeichnisse begeben sollte, um den Beamten nicht von seinem Arbeitsplatz zu entfernen.

Dieses kleine Büro war im Erdgeschoss, wenig mehr als ein Kämmerlein neben den Treppen. Auf der Tür befand sich eine Aufschrift die besagte „Verzeichnisse“. In diesem Raum gab es einen Tresen, dahinter unzählige Regale voll mit allen möglichen Verzeichnissen und Nachschlagewerken die man benötigen könnte. Trotzdem war dieser Ort nur wenig frequentiert. Joachim fand Erwin Zeitung lesend hinter dem Tresen. Er stand sofort auf als Joachim herein kam.

„Ach, du bist es. Was gibt's?“, fragte Erwin.

„Ich muss dich um einen Gefallen bitten, nichts grosses, nur... kannst du mir einen Namen nachschlagen? Nur so unter uns, ohne es aufzuzeichnen.“ Eigentlich musste jede Anfrage protokolliert werden.

„Für dich sicher. Wen suchst du?“

„Einen Herrn Hofmeister. Ich weiss nichts ausser diesem Namen: Patrick Hofmeister.“ Erwin ging sofort zu einem der Bücherregale rüber und suchte von den Einwohnerverzeichnis-

bändern der Hauptstadt das Exemplar von G bis I aus. Ein grosses, dickes Buch, in einem blauen Einband. Er legte es auf den Tresen und suchte nach Hofmeister.

„Hofmann... Hofmark... Hofmeier...“, las Erwin die Namen vor, wie er mit dem Finger die Seite runterfurt, „Hofmeister, da haben wir ihn ja. Gibt nur einen, 'P.' steht wohl für Patrick.“ Erwin drehte kurzerhand das Buch herum und deutete auf den gesuchten Namen, in winziger Schrift gedruckt, verloren in einem Meer von anderen Namen. Joachim sah sich die Adresse die als Arbeitsplatz angegeben war an und notierte sie sogleich auf einem kleinen Stück Papier, dass er aus einer Jackentasche kramte: Mülligenstrasse 4. Mülligenstrasse, dachte Joachim, das ist doch nicht weit von der Magistratur, eine gute Gegend. Es musste sich um einen angesehen Herren handeln.

„Alles klar, ich danke dir, Erwin“, sagte Joachim und steckte sein Papier ein, „weisst du vielleicht welche Haltestelle das ist?“

„Ich möchte meinen das ist beim Caligariplatz. Frag den Schaffner um sicher zu gehen. Sonst noch etwas?“

„Reicht schon, danke. Ich empfehle mich.“ Joachim verliess das kleine Zimmer und ging zurück zu seinem Büro, dann nahm er seinen Mantel und seinen Hut, und ging direkt zum Ausgang des Kreisgebäudes. Auf dem Weg nach draussen rief er Frau Steinach noch zu er müsse nochmal zur Kohlenverteilungsstelle, dass seine Abwesenheit keine grösseren Verdachte schöpfe. Er stieg in die erste Strassenbahn in Richtung der Adresse, die im Verzeichnis stand. Etwas an der Adresse kam ihm bekannt vor, davon abgesehen, dass diese Strasse in der Nähe der Magistratur war. Irgendwo hatte er diesen schon mal gehört, doch es kam ihm nichts und niemand in den Sinn, den er damit verbinden konnte.

Als er an der Haltestelle Caligariplatz ankam und aus der Strassenbahn stieg, wurde ihm sofort klar woher er diesen Namen kannte: Es war eine kleine Seitenstrasse, die sich gleich neben dem Hauptsitz der Bank P. Hellmer und Sohn befand. Die Fassade der Bank war direkt an der Magistraturstrasse, und die Mülligenstrasse führte senkrecht zu dieser am selben Häuserblock entlang. Der Strassennahme war ihm sicherlich bei einem Besuch im Bankgebäude aufgefallen. Joachim hatte seit seiner Beförderung schon einige Male dieses Gebäude besuchen müssen, es handelte sich schliesslich um die bedeutendste Bank im Lande Mendacia. Die Kredite von P. Hellmer und Sohn hatten die Industrialisierung im grossen Stil überhaupt erst möglich gemacht, und die Regierung hatte sich seit der Epoche des Übergangs reichlich daran bedient. Auch heute noch war der Fortschritt von dieser Bank stark abhängig, erst recht seitdem die Versorgungsmängel zu grösserer Armut und Misere geführt hatten. Somit war auch der politische Einfluss von P. Hellmer und Sohn inzwischen unverkennbar, manche sagten, dass die Bank sogar der Regierung vorschrieb wie sie zu handeln hatte, was Joachim allerdings für eine Übertreibung hielt. Schliesslich hatte er selbst einige Male geschäftlich mit der Bank verkehrt, und niemals hatte man ihm irgendwie vorgeschrieben, wie er zu handeln habe. Wenn man einem kleinen Beamten wie ihn nicht herumkommandieren konnte, dann bestimmt noch weniger die Regierung. Noch überspitzter waren die Gerüchte, die über das Innenleben dieser Bank kursierten. Manche Leute sprachen von Geisterbeschwörungen, dunklen Ritualen, schwarzer Magie und ähnlichen Ammenmärchen. Tatsächlich war die Familie Hellmer sehr diskret und nur selten traten ihre Mitglieder in der Öffentlichkeit auf. Joachim hatte nur einmal einen solchen Auftritt mitbekommen, vom Urenkel des Begründers Pelonius Hellmer, Albrecht Hellmer. Dies war als vor eini-

gen Jahren dieses prächtige neue Gebäude eingeweiht wurde, welches das vorherige, kleinere, ersetzte, und eine Photographie dieses Ereignisses in den Zeitungen veröffentlicht wurde.

Joachim ging am Bankgebäude vorbei zur Mülligenstrasse, einer kleinen, etwas düsteren Gasse gleich daneben. Der Eingang der Nummer 4 war scheinbar Teil des selben Gebäudes wie die Bank. Joachim fragte sich, ob es sich dabei um einen Teil davon handelte, oder nur ein Zufällig dort beheimatetes Büro war. Er kam vor eine grosse, hölzerne Tür, und in der Tat war hierauf ein kleines Messingschild angebracht auf dem lediglich stand „P. Hofmeister". Auf der rechten Seite des Eingangs hing eine Schnur mit einem kleinen Holzgriff, wohl die Türklingel. Er zog daran, und aus dem Inneren war das Geräusch einer kleinen Glocke zu hören. Eine altmodische Klingel, nicht wie die modernen, elektrischen Anlagen. Kurz darauf öffnete ein Dienstmädchen mit unfreundlichem Ausdruck die Tür: „Sie wünschen?"

„Ich denke sie haben einen Professor Baumgartner erwartet, ich –", Joachim konnte den Satz nicht zu ende aussprechen als er vom Dienstmädchen unterbrochen wurde: „Augenblick bitte." Sie machte ihm vor der Nase die Tür zu, und entfernte sich von der Tür. Eine kurze Zeit später öffnete das selbe Dienstmädchen wieder die Tür. „Bitte folgen", sagte sie genau so barsch wie vorher, kehrte Joachim den Rücken und ging hinein. Joachim machte noch die Tür zu, und lief ihr hastig hinterher. Beim eintreten kam er in einen Gang, auf der rechten Seite befand sich eine Holztreppe die nach oben führte, auf der linken Seite eine doppelte Tür mit Ornamentglas. Eine der Türen war geöffnet, und das Dienstmädchen deutete zu diesem Zimmer. „Hut und Mantel", sagte sie noch. Joachim gab beides ab und trat ein. Er kam in einen grossen, bürgerlichen Salon. Direkt Gegenüber vom Eingang brannte im Kamin ein Feuer, auf der lin-

ken Seite war die Wand mit Bücherregalen versehen. Auf der rechten Seite gab es zwei Fenster, die Vorhänge liessen allerdings nicht nach draussen blicken. Das Zimmer war voll von Gemälden und eingerahmten Photographien von Leuten die Joachim nicht kannte. Der Boden war von einem dicken Teppich bedeckt, und in der Mitte des Raumes stand ein massiver Holztisch mit einigen prächtig gepolsterten Stühlen herum. Auf einem dieser Stühle sass ein Mann in feiner Kleidung mit einer Zigarre in der Hand. Er war schlank und nicht sehr gross, seine dunklen Haare mit Wachs gekämmt, seine Gesichtszüge kantig und markant, mit einem spitzen Kinn und kleinen, tief liegenden Augen. Er strahlte eine gewisse Präsenz aus, doch Joachim empfand ihn wenig vertrauenerweckend. Er erhob sich sofort als er Joachim hereinkommen sah und ging mit ausgestreckter Hand auf ihn zu.

„Na endlich, ich bin ja so erleichtert sie zu sehen. Wir haben sie doch schon seit gestern erwartet." Der Mann schüttelte Joachim die Hand, er schien sehr erfreut ihn zu sehen, doch Joachim wusste nicht wieso man ihn erwarten würde, oder was er überhaupt sagen sollte.

„Nun, hier bin ich ja, guten Tag", platzte es aus ihm heraus, „Herr Hofmeister, nehme ich an?"

„Zu ihren Diensten. Ich hatte schon gedacht sie kämen gar nicht mehr. Darf ich ihnen etwas zu trinken anbieten?"

„Nun... Tee wäre gut. Schwarztee, wenn möglich."

„Nichts alkoholisches, den Verstand wach halten, was?", sagte Hofmeister und lächelte schleimend, „Wilhelmina, bitte einen Schwarztee für Professor Baumgartner." Als Joachim dies hörte verstand er plötzlich was vor sich ging, das Dienstmädchen hatte ihn scheinbar missverstanden, und gedacht er sei Professor Baumgartner. Seine erste Reaktion war es, das Missverständnis aufklären zu wollen, doch die Neugierde war stär-

ker, er wollte doch wissen worum es sich bei diesem Treffen handelte. Vielleicht konnte er ja so etwas darüber herausfinden, wo der echte Professor Baumgartner abgeblieben war.

Was soll das, dich als Professor Baumgartner auszugeben? Bist du von Sinnen? Das hier ist nicht ein Betriebsfest, sondern eine wichtige, einflussreiche Person, kein Wicht wie du. Einen riesigen Ärger wirst du dir mit solchen Maskeraden suchen. Man wird dich sogleich durchschauen.

„Aber bitte, fahren sie fort", sagte Joachim im Versuch aus Hofmeister herauszubekommen worum es bei diesem Treffen eigentlich ging.

„Natürlich, sie sind ja ein beschäftigter Mensch. Wie sie ja wohl erfasst haben, ist uns ihre vielversprechende Arbeit zu Ohren gekommen, und wir bei P. Hellmer und Sohn können uns natürlich nicht erlauben, den Anschluss zu den fortschrittlichen Errungenschaften zu verlieren. Wir haben bisher– ah, ihr Tee."

Das Dienstmädchen Wilhelmina brachte eine kleines Servierbrett mit einer Kanne Tee und einer Tasse, beide aus feinstem Porzellan, mit minutiös gemalten Ornamentierungen und mit Gold versehenen Rändern. Joachim schenkte sich ein während er Hofmeister weiter zuhörte.

„Wie ich sagte, wir haben bisher grosse Investitionen in den technologischen Fortschritt getätigt, aber wir müssen natürlich viel stärker durchgreifen und direkt die Entwicklung neuer Technologien fördern. Als wir natürlich von ihrem Projekt erfahren haben, konnten wir uns das nicht entgehen lassen. So eine Errungenschaft wäre ein Wendepunkt unserer Zivilisation!"

„Sie wollen mich also für sich anheuern, ja?" sagte Joachim dazwischen um den Eindruck zu geben er wüsste worum es

sich hier handelt. Nun wurde Hofmeister ernst. Er lehnte sich zu Joachim herüber.

„Ich habe sie hergebeten weil das natürlich unter uns bleiben muss“, sagte er leise, „habe ich ihr Wort dafür?“

„Selbstverständlich, das verlässt diesen Raum nicht“, versicherte ihm Joachim, und begann seine Krawatte mit den Fingern zu kräuseln.

„Wir wollen sie, und ihr ganzes Projekt für uns. Es ist uns bewusst, dass das rechtswidrig ist, aber so eine Situation verlangt es, das Gesetz zu biegen. Gesetze sind ja bekanntlich da um gebrochen zu werden, nicht?“ Er lachte, Joachim spielte mit, obwohl er diesen Mann immer abstossender fand, je mehr er sprach.

„Wir wollen alles über ihren bisherigen Fortschritt wissen, und über den Prototyp. Ja, wir wissen von diesem. Sie arbeiten derweil weiter, aber halten uns auf dem laufenden. Womöglich werden wir eventuell das Projekt gänzlich übernehmen. Sie werden dann natürlich die Leitung übernehmen. Und auch jetzt sollen sie fürstlich entlohnt werden. Wir wollen sie rundum versorgt. Geld spielt überhaupt keine Rolle.“

Joachim wurde immer nervöser. Es ging hier offensichtlich um sehr heikle Angelegenheiten, die Bank P. Hellmer und Sohn wollte das Forschungsprojekt von Professor Baumgartner ausspionieren und übernehmen. Wenn diese allmächtige Bank das nicht auf gesetzliche Weise tun konnte, lag es nahe, dass die Forschung für die Regierung strategische Wichtigkeit besass. Ansonsten war es ja nicht unüblich, dass Forschungsprojekte gekauft und verkauft wurden. Wahrlich war jemand der offen davon sprach, auf diese Art vorzugehen, wohl kaum einer, mit dem zu spassen wäre.

„Das ist ein gutes Angebot, ohne Zweifel. Aber sie wissen dass ich mir hier Feinde machen würde," sagte Joachim um die Konversation weiterzuführen.

„Wir würden uns um all das Kümmern, sie wären eine der wichtigsten Anlagen für uns. Wir sehen sogar vor dass in schon baldiger Zeit unser Einfluss viel weitreichender sein könnte als bisher. Sie wollen doch sicher auch an diesem Unternehmen Teil haben? Denken sie daran, auf der richtigen Seite der Geschichte zu stehen." Joachim wusste nicht, wie er weitermachen sollte, ohne sich irgendwie zu verplappern.

„Erlauben sie mir doch ein Paar Tage um über ihr Angebot nachzudenken", sagte er schliesslich. Hofmeister war enttäuscht, gar etwas verärgert über diese Antwort. Er lehnte sich zurück und sprach nun mit Arroganz.

„Wie sie wünschen. Aber bedenken sie dass es in ihrem Interesse wäre mit uns zusammenzuarbeiten. Ich werde vorerst weiterhin hier für sie auffindbar sein. Aber ich weiss nicht wie lange unser Angebot noch andauert. Wir haben ja auch noch andere Interessenten."

„Ich werde ihnen sofort mitteilen sobald ich eine Entscheidung getroffen hätte. Jetzt müsste ich aber weiter, ich habe noch eine Verabredung." Joachim wollte so schnell wie möglich verschwinden, er war schon viel zu tief in etwas drin, was ihn nichts anging. Je weiter er es treiben würde, desto eher könnte er sich verraten. Er erhob sich und machte Anstalten zu gehen. Hofmeister rief das Dienstmädchen: „Wilhelmina, den Hut und den Mantel vom Professor, bitte." Als Joachim die Tür öffnete stand Wilhelmina auch schon gleich bereit, immer noch mit demselben unfreundlichen Gesichtsausdruck. Joachim zog sich seine Sachen an und ging zur Eingangstür. Ihm nach kam Hofmeister.

„Ich hoffe sie dann bald wieder zu sehen, Professor Baumgartner. Und hoffentlich mit einer positiven Rückmeldung."

„Bestimmt. Ich danke ihnen für die Einladung und das grosszügige Angebot. Auf bald."

„Auf wiedersehen."

Joachims Herz raste als er zurück zur Strassenbahn lief, doch gerade als er in den Wagen einsteigen wollte hielt er inne.

Du kannst es nicht dabei belassen. Dieser Mann weiss offensichtlich sehr viel über den Professor und seine Arbeit, du könntest Anhaltspunkte über seinen Verbleib herausbekommen. Du kannst den Professor nicht einfach im Stich lassen.

Joachim machte kehrt. Dutzende Sachen fielen ihm ein die er hätte sagen können um etwas mehr über die Arbeit von Professor Baumgartner zu erfahren, oder seine Beziehung zu diesem Hofmeister, oder irgend etwas, was ihm einen Anhaltspunkt darüber geben könnte, wo seinem Freund abgeblieben war, wieso er nie in der Hauptstadt angekommen war, wie er sowohl ihm wie offenbar auch diesem Herrn Hofmeister angekündigt hatte. Joachim fiel ein, wenn Baumgartner auf Einladung Hofmeisters hatte kommen wollen, es auch einen Briefwechsel zwischen den Beiden gegeben haben musste. Vielleicht war aus diesen Briefen ein Anhaltspunkt zu erfassen, aber dafür müsste er erst an diese Briefe kommen. Vielleicht einbrechen und die Briefe suchen?

Der anständige Joachim will jetzt ein solches Verbrechen begehen, Joachim der sich immer an die Regeln hält. Professor Baumgartner wäre sehr enttäuscht wenn er erfahren würde was du hier zu tun vermagst. Und wenn die Wachen dich erwischen sollten... dann kannst du lange Zeit im Kerker schmoren. Kommst vielleicht sogar in die Minen von Severinstadt...

Professor Baumgartner hatte Joachim zu seiner Studienzeit sehr geholfen, als er sich selbst in einer schwierigen Situation

befand. Joachims Familie hatte Geldprobleme, nachdem eine Dürreperiode mehrere Ernten zerstört hatte, und sie konnten mit den Kosten von Joachims Studium kaum mithalten. Professor Baumgartner hatte Joachim damals bei sich zu Hause aufgenommen, damit er sich die Pensionskosten sparen könnte. Baumgartner lebte in einem grossen Anwesen, alleine seit dem Tode seiner Frau, Jahre zuvor. Auch Kinder hatten sie nie gehabt, stattdessen hatte er Joachim warmherzig bei sich aufgenommen, und wie seinen eigenen Sohn behandelt. Aus dieser Zeit entstand eine tiefe Freundschaft zwischen den Beiden, die auch lange Zeit danach anhielt. Obwohl der Briefwechsel manchmal etwas lethargisch wurde, fanden beide doch immer wieder Zeit, sich gegenseitig zu Besuchen, Professor Baumgartner in Severinstadt, und Joachim später dann in der Hauptstadt. Joachims erfolgreicher Studienabschluss und anschliessende Beschäftigung als Beamter hatte es ihm ebenfalls erlaubt seinen Eltern einen zu einem gemütlichen Lebensabend zu verhelfen. Der Gedanke, seinen alten Freund jetzt so zu verlieren, bedeutete für Joachim dass eine Welt einstürzte, schon deshalb wollte er, auch entgegen seiner rationalen Vernunft, unbedingt herausfinden was zwischen Baumgartner und Hofmeister besprochen worden war.

Joachim stand eine weile Lang auf der anderen Strassenseite und betrachtete das Gebäude von P. Hellmer und Sohn gegenüber, und die kleine Mülligenstrasse nebenan. Hofmeisters Räumlichkeiten waren wahrscheinlich mit dem Bankgebäude verbunden, doch sowohl der Haupteingang wie der Eingang von der Mülligenstrasse waren ausgeschlossen. Allerdings musst es noch einen Diensteingang geben. Alle herrschaftlichen Häuser hatten einen Diensteingang, damit die Bediensteten und Lieferanten nicht den Haupteingang verwenden mussten. Joachim ging über die Magistraturstrasse, lief erneut durch die

Mülligenstrasse und sah sich um. Tatsächlich war ein Stück weiter vorne vom Eingang zu Hofmeisters Anwesen eine kleine Abzweigung, die in eine enge, dunkle Sackgasse führte, die in das Gebäude eingelassen war. Dort befanden sich die Abfallkübel und sonstiger Unrat, und daneben eine dunkle Metalltür. Ohne Zweifel der Diensteingang. Von aussen allerdings nur mit einem Schlüssel zu öffnen. Joachim suchte ein kleines Stück Holz aus dem Abfall, der nicht unweit des Diensteinganges abgelegt wurde. Dann stellte er sich, einige Meter weiter, hinter der Ecke des Gebäudes, wo er von den Bediensteten nicht entdeckt würde, aber sofort hören könnte, wenn jemand aus dem Gebäude käme. Er wartete lange, stundenlang kam es ihm vor. Es war schon dunkel als er endlich das quietschen der sich öffnenden Metalltür hörte, ein Diener kam aus dem Haus kam um Abfall zu entsorgen. Joachim hörte wie er etwas in die Abfalltonne leerte, und dann zurück zur Tür ging. Er ergriff den Moment, und schlich an der Wand entlang zum Diensteingang. Er schaffte es knapp das Stück Holz dass er zuvor aufgesammelt hatte in die Tür zu klemmen, sodass sie, für den Bediensteten unbemerkt, nicht ins Schloss fiel. Mit etwas Glück würde niemand bemerken, dass die Tür einen Spalt offen geblieben war. Joachim wartete einige Minuten bis er sicher war das niemand kam, und betrat schliesslich das Gebäude.

Er kam in einen Raum, der nach einer Waschküche aussah, das Licht war allerdings aus und machte es schwer, alles genau auszumachen. Joachim ging zur Tür die in den Gang führte, als er stimmen hörte. Es klang nach Hofmeister und dem Dienstmädchen, das ihn zuvor hineingeführt hatte.

„Haben der Herr sonst noch einen Wunsch?“, fragte sie.

„Nein. Sie dürfen sich zurückziehen. Ich habe noch zu tun, und ich möchte auf keinen Fall gestört werden“, antwortete Hofmeister.

„Jawohl, Herr Hofmeister“, antwortete das Dienstmädchen Wilhelmina. Dann hörte er ihre Schritte, sie ging bis zur Treppe, dort öffnete sie eine Tür darunter und ging hinein, sie führte wohl in die Zimmer des Dienstpersonals im Keller, wie es üblich war. Während er dies gehört hatte, hatten sich seine Augen etwas besser an die Dunkelheit gewöhnt, und sogar ein Paar Kerzen entdeckte er, die in einer Kartonschachtel auf einem Regal lagen. Die letzten Lichter im Erdgeschoss gingen aus, und er hörte Hofmeister die Treppe hinauf gehen. Joachim ergriff nun seine Chance und ging weiter hinein, zuerst in den Salon wo er sich mit Hofmeister getroffen hatte. Sein Herz klopfte bis zum Hals, trotzdem zündete er so leise wie möglich ein Streichholz an, und damit die Kerze. Er sah sich in diesem Zimmer um, doch es schien keinerlei Kommoden, Schubladen oder ähnliches zu geben wo Briefe aufbewahrt sein könnten. Lediglich ein Regal voller Bücher. Als nächstes versuchte er es im Zimmer am ende des Flurs, doch als er sah dass es sich um ein Esszimmer handelte ging er gleich wieder zurück. Nein, die Briefe waren bestimmt in einem Arbeitszimmer, und dieses war nicht hier im Erdgeschoss. Er musste die Treppen hinauf.

Joachim blies die Kerze aus, um weniger auffällig zu sein, dann ging er so leise er konnte die Treppen hinauf. Manche Stufen quietschten ein wenig, bei jedem Quietschen raste ihm das Herz in der Furcht, dass jemand ihn bemerken würde. Am Ende der Treppe war ebenfalls ein Flur wie im Erdgeschoss, allerdings mündete in diesem ein weiterer Gang der in Richtung des Gebäudes von P. Hellmer und Sohn führte. Genau wir Joachim es vermutet hatte, waren diese Gebäude verbunden. Es gab mehrere Zimmer hier, sicherlich nicht einfach herauszufinden, welches jetzt das Arbeitszimmer von Hofmeister wäre. Joachim ging erkundete erst mal diesen anderen Gang, er führte zu einem grossen Treppenhaus in welchem die Treppen in

Form einer viereckigen Spirale hinaufführten, und in der Mitte einen grossen Schacht frei liessen, der sich durch das ganze Gebäude erstreckte. Er erkannte sofort, dass dies die grosse Treppe im Hauptsitz der Grossbank war, den er einstmals schon besucht hatte. Wenn Joachim sich an das Geländer lehnte konnte er alle Etagen des Gebäudes von diesem Treppenhaus sehen. Dabei fiel ihm auf das zwei Stockwerke weiter oben Licht brannte, allerdings nicht das helle, konstante Licht elektrischer Lampen, sondern ein rötlicher, flackernder Schein, wie von einer Öllampe. Solche waren geläufig, vor allem ärmere Haushalte und Stadtviertel hatte man noch nicht mit elektrischem Strom ausgestattet, aber das wäre ja nicht bei P. Hellmer und Sohn der Fall, immerhin handelte es sich hier um die wichtigste Bank im Land. In der Stille des Treppenhauses konnte Joachim ein Geräusch ausmachen, dass aus diesem Raum zu kommen schien, ein sehr merkwürdiges Geräusch, es klang nach einer Phonographenaufnahme eines Chors, aber tief, dissonant, unschön. Joachims Neugierde verstärkte sich noch mehr.

Du kannst jetzt nicht weg. Dort oben geht etwas ungewöhnliches vor sich, und du musst wissen was es ist. Du musst wissen, was in dieser geheimnisvollen Bank nach Einbruch der Dunkelheit geschieht. Du hast den Gerüchten über diesen Ort niemals Glauben schenken wollen, denn es waren doch alles nur Ammenmärchen. Und jetzt soll dir wohl das Gegenteil bewiesen werden.

Entgegen aller Vernunft lief Joachim geräuschlos die steinerne Treppe hinauf, und schlich dann, immer an der Wand lang, bis zur Tür des Zimmers, aus dem dieses Licht kam. Er schaute um die halb geschlossene Tür direkt ins Zimmer hinein. Das Bild das er dort zu sehen bekam übertraf jedmögliche Vorstellung.

Ein grosser runder Holztisch stand in der Mitte des Raumes, um diesen herum sassen mehrere gut bekleidete Männer. Der

Raum war nicht mit Öllampen sondern mit Kerzen beleuchtet, vielen Dutzenden davon. Auf dem Tisch war mit roter Farbe ein Symbol gemalt, es sah aus wie ein Kreis mit einem Auge in der Mitte aus welchem acht schlängelnde Linien entsprangen. Es erinnerte an eine Krake mit ihren acht Tentakeln. Doch es war schwer das Symbol genau zu erkennen da der ganze Tisch mit dem Blut eines Menschen beschmiert war, der wie ein Tierkadaver im Schlachthaus, mit einem grossen Metallhaken, der mitten in den Rücken ragte, über der Mitte des Tisches aufgehängt war. Der Körper war auf der Vorderseite vom Hals bis zum Bauch aufgeschnitten, und das Blut tropfte noch daraus. Die Leute, die um den Tisch sassen, hatten vor sich jeweils einen Holzkelch, aus dem sie etwas tranken, könnte es das Blut sein, welches sie diesem Menschen entnommen hatten? Einer der Amwesenden rezitierte etwas auf einer Sprache, die Joachim nicht verstand. Als einen dieser Männer erkannte er niemand anderen als Hofmeister, und ein anderer schien – nein, das konnte nicht sein, aber doch – ein Mitglied der Magistratur zu sein. Die Magistratur, die oberste Kammer der Regierung, bestand aus sieben Magistraten die alle politische Macht von Mendacia in sich vereinten. Und einer davon war tatsächlich Teil dieses abscheulichen Rituals.

Joachim wurde schwindelig und übel von diesem grässlichen Anblick, doch er hatte auch Mühe sich abzuwenden, der Schrecken übte eine grausame Anziehung auf ihn aus. Plötzlich traf sich sein Blick für den Bruchteil einer Sekunde mit dem von Hofmeister. Er schreckte sofort zurück hinter die Tür, wo man ihn nicht sehen konnte, aber er war sich sicher dass Hofmeister ihn bemerkt hatte. Ob er wohl erkannt worden war? Oder war der Gang zu dunkel, um von Hofmeister identifiziert zu werden? Joachim wollte die Überlegung nicht auf die Probe stellen, und raste so schnell er konnte die Treppe herunter, und durch

das Dienstzimmer nach draussen. Die Eile um aus diesem Gebäude raus zu kommen war ihm jetzt wichtiger als den Lärm beim laufen zu vermeiden. Er lief schnurstracks zur Hauptstrasse, wo er sogleich auf die erste Strassenbahn aufsprang, ohne überhaupt darauf zu achten in welche Richtung sie überhaupt fuhr. Hauptsache, Weg von diesem Ort.

V

Die ganze Nacht über verfolgte Joachim das Bild von dem, was er gesehen hatte. Hinzu kam die Angst, erkannt worden zu sein als er etwas sah, was sicher nicht für seine Augen gedacht war. Er konnte schwören, dass sein Blick sich genau mit dem von Hofmeister getroffen hatte. Mächtige Leute müssen am Werk gewesen sein, die ausgerechnet bei P. Hellmer und Sohn ein solch aberrantes Ritual abhielten. Wie weit reichte wohl diese Affäre? Joachim war hin und her gerissen zwischen dem Grauen und dem Wissensdrang um diese Vorgänge. Er wusste, was er gesehen hatte konnte nur die Spitze des Eisberges sein.

Am nächsten Tag kam Joachim, trotz allem, wie üblich pünktlich am Morgen zu seinem Arbeitsplatz im Kreisgebäude. Zusammen mit der grossen Menge an Bürokraten und weiteren Mitarbeitern begab er sich zu seinem Arbeitsplatz. Die Anonymität dieser Masse war wohltuend, sich unbedeutend zu fühlen nahm ihm das Gefühl, sich in der Zielscheibe einer verborgenen Elite zu befinden. So dachte Joachim zumindest, doch am Empfang wurde er überraschend von seinem obersten Vorgesetzten, Dr. Reinl, abgefangen. Aufsichtsleiter Dr. Reinl war einer der höchsten Arbeiter vom Kreisgebäude, für die Beaufsichtigung fast aller Vorgänge verantwortlich, und er berichtete direkt an die zentrale Bürokratie des Bürgermeisteramtes. Hinter seinem Vollbart und der goldenen Brille mit kleinen, runden Gläsern versteckte sich ein ernstes Gesicht welches niemals gelächelt zu haben schien. Vielleicht auch weil Dr. Reinl sich überhaupt nur selten blicken liess, und meistens in seinem Büro im obersten Stockwerk verschanzt war. Tatsächlich hatte Joachim ihn noch nicht einmal irgendwann rein oder rausgehen gesehen, er zog in Betracht ob es wohl für die höchsten Ämter einen geheimen Hintereingang in das Gebäude gab, um sich nicht mit dem Pö-

bel vermischen zu müssen. Als er heute Dr. Reinl am Empfang vorfand sank ihm das Herz in die Hose, denn er erwartete eine Konsequenz seiner gestrigen Entdeckung.

„Von Rietbach, warten Sie mal“, rief ihm Dr. Reinl zu.

„Guten Morgen, Dr. Reinl“, antwortete Joachim.

„Ja, Morgen. Also die Sache ist die... Sie haben wahrscheinlich ihre Generalinventarisierung schon fertig, will ich meinen?“

„Ich wollte sie heute versenden.“

„Gut, es geht darum dass ich für heute gerne über Sie verfügen möchte. Es soll ein Photograph kommen der das ganze Kreisgebäude dokumentieren soll, für das Staatsarchiv. Sie können ihn doch bestimmt führen.“ Joachim fiel ein Stein vom Herzen als er hörte, dass es sich lediglich um diese Trivialität handelte. Er witterte sogar die Gelegenheit einen guten Eindruck beim Vorgesetzten zu hinterlassen.

„Überhaupt kein Problem, mache ich doch gerne.“

„Der Herr müsste in etwa einer Stunde hier sein, ich werde veranlassen, dass er Sie in Ihrem Büro aufsucht. Warten Sie dort bitte auf ihn, wenn Sie so nett wären.“

„Selbstverständlich.“

„Das mit der Inventarisierung können sie ja nachher noch machen. Ich muss weiter.“

„Bestimmt, Herr Dr. Reinl, schönen Tag noch“, antwortete Joachim, doch Dr. Reinl entfernte sich bevor er den Satz fertig ausgesprochen hatte. Das Arrogante verhalten von diesem Mann war entnervend, was muss dieser Mensch sich auch benehmen als wären alle anderen nur Vieh, dachte er, kann er denn nicht einmal bitte und danke sagen? Die kalte, unfreundliche Verhaltensweise von Dr. Reinl nervte Joachim jedes mal, wenn er mit ihm Umgang pflegen musste, was zum Glück selten war.

Joachim sass gelangweilt in seinem Büro, da er die Inventarisierung ja eigentlich fertig hatte und auch in dieser Stunde nichts neues anfangen wollte. Stattdessen kochte er Tee auf und las die Zeitung:

LEISTUNG DER MINEN IN SEVERINSTADT NIMMT AB - Kohlerationierung soll verschärft werden - Die Leitung der Kohlenminen in Severinstadt hat mitgeteilt, dass aufgrund geologischer Probleme die geförderten Mengen an Kohle weniger sein werden, als Anfang des Jahres erwartet. Die Regierung hat hierauf mit weiteren Rationierungsmassnahmen reagiert. Magistrat Giesshübel sagte hierzu, dass aufgrund dieser „unerwarteten Schwierigkeiten" die geplante Verteilung „nicht mehr zumutbar" sei. Es ist mit weiteren Kürzungen zu rechnen.

Die Regierung arbeitet unaufhaltsam daran die Belieferung durch Kohlen zu stabilisieren. Diese jüngsten Probleme in den wichtigsten Minen des Landes nahe Severinstadt folgt der Versäumnis anderer Minen ihre Leistungsziele zu erreichen. Währenddessen wird die suche nach weiteren Vorkommen von Steinkohle intensiv weitergeführt um der stetig ansteigenden Nachfrage nach Brennstoff gerecht zu werden.

Joachim legte die Zeitung gelangweilt weg. Dass es an Kohlen mangelte war ihm nichts neues, und die immer unterschiedlichen Ausreden darüber auch nicht. Kurz darauf hörte er laute Schritte vom Gang her. Er lief hinaus und sah einen Mann die Treppe hinaufkommen. Er hatte Mühe dabei, denn in einer Hand trug er einen grossen Koffer, in der anderen eine Vorrichtung die aus drei langen Holzbalken und einer Kiste bestand – eine Photokamera. Der Mann war eher kleinwüchsig, mit einem üppigen Bauch, rundem Gesicht und fast schulterlangen Haaren, auf welchen eine karierte Stoffmütze sass. Joachim ging schnurstracks auf ihn zu, um ihm mit seiner Last zu helfen.

„Bitte, erlauben sie mir“, rief Joachim dem Mann zu, und nahm ihm sogleich seinen Koffer ab. Er wog so schwer dass Joachim fast aus dem Gleichgewicht kam.

„Danke, das ist sehr freundlich“, sagte der Mann

„Sie sind der Photograph, nehme ich an?“, fragte Joachim.

„Ja, richtig, richtig. Nadar mein Name, Alfons Nadar, zu ihren Diensten“, stellte der Photograph sich höflich vor.

„Ich bin Joachim von Rietbach, man hat mich beauftragt sie zu führen. Bitte, folgen Sie mir.“ Joachim führte Alfons Nadar in sein Büro wo er erst einmal den Koffer ablegte.

„Bitte, nehmen sie doch Platz. Darf ich Ihnen eine Tasse Tee anbieten?“, Fragte Joachim.

„Gerne, das ist sehr nett von Ihnen. Ich soll das ganze Gebäude aufnehmen, von oben bis unten. Keine Kleinigkeit. Ich habe draussen in meiner Kutsche noch mehr Platten, die werden wir brauchen.“

„Platten?“, fragte Joachim während er zwei Tassen Tee einschenkte.

„Glasplatten, darauf mache ich die Bilder.“

„Ach so? Ich dachte die werden auf Papier gemacht?“

„So kennen sie sie natürlich, aber das sind dann nur die Abzüge. Zuerst nehme ich die Bilder auf speziellen Glasplatten auf, die mit Chemie behandelt sind. Und davon macht man dann die Abzüge auf Papier die sie kennen.“

„Man hat nie ausgelernt.“

„Aber ich will sie nicht gross langweilen, sie wollen mich sicher so bald wie möglich loswerden, ich sehe schon hier sind alle sehr beschäftigte Menschen, was?“, Nadar lächelte freundlich.

„Ach... es geht so,“ sagte Joachim. Er hatte in dem Moment nicht das Gefühl ein wirklich schwer beschäftigter Mensch zu sein.

„Wo sollten wir denn Ihrer Meinung nach am besten anfangen?“

Joachim überlegte kurz.

„Der Einfachheit halber könnten wir im Erdgeschoss anfangen, uns dann nach oben arbeiten, und ganz am Schluss noch in den Keller, da muss ich den Hausmeister für aufsuchen. Wäre das in Ordnung?“

„Ausgezeichnet. Wären Sie so nett und helfen mir mit dem Koffer nach unten?“

Alfons trank den letzten Schluck Tee zu ende und legte die Tasse Vorsichtig auf den Sekretär neben dem Ofen. Dann nahm er sich die Kamera auf die Schulter. Joachim nahm den Koffer und ging voran, hinunter zur Eingangshalle.

„Hier im Erdgeschoss hätten wir die Eingangshalle, das Verzeichnisbüro, das Refektorium, die Küche und eine... äh... sanitäre Anlage.“

„Toilette?“

„Wenn sie so wollen.“

Alfons lachte. Joachim war von seiner unverklemmten Art verwundert, jemand wie Alfons ragte in diesem Kreisgebäude voller steifer Beamter heraus wie ein bunter Hund. Doch Alfons schien dies nicht zu stören, es lag nahe, dass jemand, der einem so ungewöhnlichem Beruf nachging, auch ein ungewöhnlicher Geist sei. Nadar stellte seine Kamera auf, unter dem neugierigen Blick von Frau Steinach am Empfang. Er stellte sich dahinter, und bedeckte sich mit einem Schwarzen Tuch. Einen Augenblick später tauchte er wieder auf und nahm mit grosser Vorsicht einen kleinen, dünnen Holzkasten aus dem Koffer. Diesen schob er in eine Öffnung in der Kamera. Dann holte er ein kleines Blechtablett mit einem Stiel in die Hand, und legte dort ein wenig von einem grauen Pulver hinein, welches er aus einer Dose nahm die sich ebenfalls im Koffer befand. Schliess-

lich befestigte er eine Zündschnur an einer Lücke am Blechtablett. Er nahm eine Streichholzschachtel aus seiner Jackentasche, und hielt sie in der Selben Hand mit der er das Tablett in die Höhe hielt. Mit der anderen zündete er ein Streichholz an mit welchem er die Zündschnur zündete.

„Vorsicht jetzt, gleich kommt der Blitz“, warnte Nadar.

Joachim hatte schon ein Paar Mal aus gewisser Ferne die Blitzlichter der Photographen gesehen, doch er sah den ganzen Vorgang zum ersten Mal aus nächster Nähe. Als die Zündschnur wenige Sekunden später bis obenhin abgebrannt war, entzündete sich das Pulver zu einem hellen Licht welches die ganze Eingangshalle einen Augenblick lang erhellte, wahrlich wie ein Blitz während eines Gewitters. Frau Steinach viel vor Schreck fast vom Stuhl, sie hatte schon nach kurzer Zeit aufgehört dem ganzen Vorgehen ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Joachim allerdings fand das alles äusserst unterhaltsam. Er war immer wieder von solchen technologischen Errungenschaften beeindruckt.

„So, das hätten wir. Weiter geht's“, sagte Nadar. Nach der Eingangshalle folgten die weiteren Räumlichkeiten im Erdgeschoss

„Machen sie eigentlich auch Bilder für die Zeitungen?“ fragte ihn Joachim währenddessen.

„Und ob, neben Porträts ist es eine wichtige Einnahmequelle. Für die Zeitungen sind Bilder natürlich sehr wichtig. Eine Photographie, das ist Realität, das ist echt. Was man auf einer Photographie sieht, davon glaubt man auch das es tatsächlich so ist. Wer hätte damals geglaubt dass es Dampfeisenbahnen oder elektrische Lampen geben könnte, wenn man es nicht zumindest auf einer Photographie gesehen hätte?“

Diese Antwort machte Joachim nachdenklich. Niemand würde ihm jemals glauben was er am Vortag gesehen hatte, aber

doch wenn er Bilder davon hätte. Aber welch unsinnige Vorstellung, in einen solchen Ort hineinzuplatzen, mit einer grossen Kamera und einem grellen Blitz.

Nach dem Erdgeschoss folgten die weiteren Etagen. Die unzähligen Büros liessen das ganze Vorgehen sich hinziehen, und aus der anfänglichen Faszination von der Handhabung der Kamera wurde bald eine langweilige Routine. Jedes letzte Büro und sonstiges Zimmer hatte photographiert zu werden, so wollte es das Stadtarchiv, aus welchem Grund auch immer. Manchmal schien es, als solle die Bürokratie nach und nach alle Aspekte des Lebens kontrollieren und quantifizieren. Erst als sie in der obersten Etage angekommen waren wurde Joachims Interesse erneut geweckt, da sie nun in die Büros der Direktion eintreten würden. Joachim hatte diese noch nie von innen gesehen. Die Kommunikation mit der Direktion wurde grösstenteils schriftlich getätigt, und im seltenen Falle Konferenzen im Sitzungszimmer abgehalten. Überhaupt funktionierte der ganze bürokratische Ablauf sehr vertikal, jeder erhielt seine Befehle von oben, und gab die relevanten Befehle nach unten weiter. Keiner fragte jemals nach einer Begründung, noch wussten die unteren Stufen über die Pläne oder Projekte der oberen Stufen Bescheid. Schlussendlich entsprangen alle Befehle von den Entscheidungen der Regierung, also von der Magistratur, und keiner traute sich, diese offen in Frage zu stellen. Solche Meinungen waren sehr schlecht angesehen, und niemand wollte seinem Ruf mit so etwas schaden.

Joachim fasste sich nervös an die Krawatte, als es schliesslich an der Reihe war das Büro von Aufsichtsleiter Dr. Reinl zu photographieren. Es war ihm unbehaglich an der Tür zu klopfen, doch sogleich kam schon die Antwort „Herein“, von Dr. Reinl. Joachim öffnete vorsichtig die Tür. Das Büro war riesig, seines schien im Vergleich nur ein trauriges Kämmerlein. Dr. Reinl

sass an einem passend grossen Schreibtisch, daneben eine Sekretärin an ihrem eigenen, kleineren und tiefer gelegenen Tisch. Hinter Dr. Reinl gab es statt einer Wand ein grosses Fenster, das eine spektakuläre Aussicht auf die ganze Stadt bot. An der linken Wand ganz hinten fiel Joachim eine Tür auf. Er wunderte sich was sich dahinter befinden könnte, vielleicht ein Archiv, ein Abstell- oder ein Badezimmer?

„Herr Dr. Reinl, der Photograph", kündigte Joachim an.

„Ja, bitte doch", sagte Dr. Reinl.

Alfons bereitete sich sofort vor um, von der Tür aus das Bild aufzunehmen. Dr. Reinl nahm, ohne aufzustehen, eine stolze Pose an und schaute ernst auf die Kamera. Einen Moment später war Alfons bereit, und lies das Büro mit dem Blitz aufleuchten. Gleich danach widmete sich Dr. Reinl erneut seiner Arbeit. Er diktierte etwas an seine Sekretärin die hastig mitschrieb. Joachim dachte dass der Raum hinter der anderen Tür wohl auch photographiert werden musste.

„Herr Dr. Reinl, der Raum hinter der Tür dort auch?", fragte Joachim.

„Nein, dort nicht. Bitte ziehen Sie sich zurück", antwortete Dr. Reinl trocken.

Joachim und Alfons gehorchten.

„Ich hoffe es ist kein Problem, obwohl Sie doch alles photographieren sollten", sagte Joachim als beide wieder draussen im Gang wahren.

„Wird schon stimmen, wenn es der Aufsichtsleiter sagt", antwortete Alfons schulterzuckend.

Nachdem auch die Direktionsetage photographiert war, blieb lediglich noch der Keller übrig. Alfons musste nochmals zu seiner Kutsche, um sich ein letztes Mal mit neuen Platten einzudecken. Währenddessen suchte Joachim den Hauswart auf, der ihnen Zugang zu den Untergeschossen gewähren musste. Al-

fons erreichte Joachim und den Hauswart, ein hagerer, grauhaariger Mann mit einem ebenso grauen Schnauzbart, in der Eingangshalle, dann begaben sie sich hinunter in den Keller. Hinter einer diskreten Tür hinter den grossen Treppen war eine kleine, dunkle Treppe zu finden, welche hinunter führte. Eine einzelne, von der Decke hängende elektrische Glühbirne beleuchtete diesen Zugang. Der Hauswart ging voran, die Treppe hinunter, hiernach folgte ein ebenso dunkler Gang. Von unten kam ihnen ein dröhnendes Geräusch entgegen, oben an der Treppe kaum merkbar, doch immer lauter je weiter sie voranschritten. An einer Seite des Ganges gab es mehrere Türen, welche nun, eine nach der anderen, für Joachim und Alfons vom Hauswart aufgeschlossen wurden. Zuerst kam der Wartungsraum, in welchem sich alle Materialien für die Instandhaltung und das Putzen des Gebäude befanden. Hiernach folgte der Lagerraum, wo sich eine Unmenge an Kisten häufte, mit allem möglichen Bürobedarf und sonstigen Alltagsgütern. Als sie sich der nächsten Tür näherten wurde das Dröhnen immer lauter, anfangs nur lästig war es nun störend. Als der Hauswart die Tür öffnete wurde der Lärm ohrenbetäubend. Hier befanden sich die elektrischen Generatoren die das Gebäude und auch naheliegende Strassenlampen mit Strom versorgten. Alfons nahm auch hier ein Bild auf.

Nachdem die Tür zu den Generatoren wieder abgeschlossen worden war, folgte noch eine letzte Tür am ende vom Gang. Als sie sich dieser näherten änderte sich der Lärm zu einem pochendem Geräusch. Beim öffnen der Tür wurde es plötzlich Hell. Hier befanden sich Dampfmaschinen, welche die Generatoren antrieben, und die Heizer, die Kohlen in die Kessel schaufelten. An einer Seite war der Raum nach draussen offen, über eine höher gelegene Kante dort wurde der Raum mit Kohlen versorgt wurde. Draussen gab es eine Überdachung, doch an-

sonsten war das Gebäude hier zur Gasse dahinter offen, sodass die Lieferanten einen einfachen Zugang hatten. Die Kohlenlieferungen wurden von dort aus auf den grossen Haufen gekippt, und die Heizer schaufelten sie in die vier grossen Kessel. Die Heizer, deren blaue Arbeitsanzüge von der Kohle geschwärzt waren, wie auch ihre Hände und Gesichter, sahen sogleich zu dem unerwarteten Besuch hinüber.

„Is' was?“, fragte einer von ihnen.

„Die Herren wollten nur mal hier rein schauen“, antwortete der Hauswart.

„Ach so“, antwortete der Heizer, und wendete sich wieder dem Schaufeln der Kohle zu.

„Wenn es ihnen nichts aus macht, wird der Herr hier gleich eine Photographie von diesem Raum machen“, erläuterte Joachim den Heizern.

„Ach was, ein Photo?“, fragte der Heizer erstaunt, „Jungs, schaut mal her, die machen 'nen Photo von uns!“

Die anderen Heizer näherten sich neugierig den Besuchern, und beobachteten die Vorgänge an der Kamera.

„So, Vorsicht gleich kommt der Blitz“, warnte sie Alfons.

Die Heizer sahen sich kurz gegenseitig an, dann richteten sie sich stolz auf, jeder mit seiner Schaufel in der Hand, und posierten so für das Bild. Kurz darauf kam auch der Blitz.

„Das wäre es dann auch schon“, sagte Alfons.

„Sowas. Bin noch nie photographiert worden, hab' davon gehört, kann ich mir aber nich' leisten“, meinte der Heizer.

„Ich könnte ihnen einen Abzug schenken wenn sie wollen. Das Photo ist schon bezahlt, auf einen Abzug kommt es mir ja auch nicht an“, erklärte Alfons.

„Wirklich? Das ja nett. Würde uns freuen“, sagte der Heizer mit der Begeisterung die er trotz seiner Erschöpfung noch mustern konnte.

„An wen soll ich es Adressieren?“, fragte Alfons.

„Schicken Sie es am besten an Hauswart Friedrich“, mischte sich der Hauswart ein, „an die Heizer wird normalerweise nichts geschickt, das geht dann nur verloren.“

„Ja, machen sie das, der Fritz der kennt uns“, sagte der Heizer. Alfons notierte sich das alles in einem Notizblock den er in der Tasche hatte.

„Mache ich doch gerne. Schönen Tag dann noch.“

„Schön Tach“, verabschiedete sich der Heizer und fuhr mit dem Schaufeln fort. Er unterhielt sich mit seinen Kollegen, offenbar amüsiert über diese unübliche Begebenheit bei den sonst unbeachteten Heizern, die im Keller dafür sorgten, dass die Maschinenräder sich weiterdrehten.

Alfons packte nun alles Zusammen, und alle drei gingen wieder zurück nach oben in die Eingangshalle.

„War das dann alles?“, fragte der Hauswart als sie den Keller verlassen hatten.

„Ja, danke sehr“, antwortete Joachim.

Der Hauswart schloss die Tür wieder ab und entfernte sich wieder. Joachim begleitete Alfons zu seiner Kutsche, und half ihm seinen Koffer zu tragen.

„Das wäre dann alles, Danke für ihre Hilfe Herr von Rietbach“, bedankte sich Alfons auf dem Weg nach draussen.

„Habe ich gerne gemacht, ich fand diese ganze Photographiegeschichte sehr Interessant.“

„Wenn sie wollen kommen Sie doch mal vorbei und lassen sich oder am besten Ihre ganze Familie photographieren, ist eine schöne Erinnerung. Ich habe ein Atelier in der Seestrasse 42, ist nicht weit von hier“, sagte Nadar. Familie, dachte Joachim, welche Familie?

„Ach– ja... bestimmt mal“, antwortete Joachim, geistig abwesend.

Während du hier im Büro auf Papieren herumkritzelt hat dieser Mann sich ein eigenes Geschäft aufgebaut, ein wirklicher Unternehmer. Und er macht auch etwas nützliches was den Leuten Freude und Nutzen bringt. Du aber füllst irgendwelche Papiere aus, die letztendlich doch niemandem wirklich etwas bringen. Sitzt an deinem Schreibtisch, vor deinen Papieren, um die anderen Leute zu überwachen, ihre Steuern einzuziehen, ihre Güter zu rationieren. Wenn er mal nicht mehr da ist, hinterlässt er als Vermächtnis unzählige Bilder, Erinnerungen einer Zivilisation. Wenn deine Zeit mal um ist, wirst du nur sagen können, du seist ein braver Angestellter gewesen, ein Speichellecker der Bürokratie. Du hättest sogar ein eigenes kleines Büro gehabt während ein Paar Jahren. Das wird alles sein, was von Joachim von Rietbach übrig bleiben soll.

„Also dann, alles Gute", verabschiedete sich Nadar und hob kurz seine Mütze.

„Auf bald", antwortete Joachim. Er war auf nachdenklich geworden und schlenderte gedankenversunken zurück zu seinem Büro, um Mantel und seinen Hut zu nehmen, bevor er sich nach Hause begab. Die Inventarisierung noch abschicken, hatte er schon fast vergessen. Dermassen abgelenkt war er beim Durchqueren der Eingangshalle, dass er nicht einmal die drei Personen bemerkte die vor der Treppe auf ihn warteten.

VI

Joachim war von diesem unüblichen Tag erschöpft, und wollte, so wie es ihm Dr. Reinl versprochen hatte, seinen Feierabend. Doch bevor er zur Treppe gelangte, wurde er von einer kleinen Gruppe von drei Personen abgefangen. Es war einer seiner Arbeitskollegen, Eduard Korb, zusammen mit zwei Wachen.

„Joachim, warte mal", sagte Eduard.

„Was– Was ist?", fragte Joachim verunsichert.

„Hast wohl gedacht du kommst damit durch, was?"

„Was meinst du?", fragte Joachim.

„Jetzt tu doch nicht so scheinheilig. Du weisst genau worum es geht."

„Bitte?" Joachim wusste nicht wirklich was er von diesem ganzen Spektakel erwarten sollte, aber er bekam ein sehr ungutes Gefühl. Die letzten Paar Tage schienen auf etwas schlimmes herauszulaufen. War dieser Zeitpunkt jetzt gekommen?

Eduard holte einen Brief aus seiner inneren Jackentasche heraus. Er begann zu lesen.

„'Gegen Joachim von Rietbach steht ein Haftbefehl aus, wegen Veruntreuung von strategischen Gütern. Herr v. Rietbach ist abzuführen und in polizeiliche Gewahrsam zu bringen, bis die Anschuldigungen aufgeklärt werden und, falls nötig, ein Strafverfahren zu Stande kommt.'"

„Ich– das ist doch Schwachsinn–," stotterte Joachim, ohne zu wissen was er dazu sagen sollte.

„Die Wachen hier sehen das anders. Die werden dich gleich mitnehmen."

Die beiden Wachmänner gingen bedrohlich auch Joachim zu und griffen ihn an den Armen.

„Du hast wirklich gedacht es wäre so einfach, uns alle auf den Arm zu nehmen, aber da hast du die Rechnung ohne die Gründlichkeit unserer Sicherheitskräfte gemacht. Viel Glück dann vor Gericht“, sagte Eduard selbstgefällig. Joachim sah ihm an, dass er schon lange auf diesen Moment gewartet hatte. Er hatte nie verkraftet dass Joachim vor ihm befördert worden war, obwohl Eduard schon Länger im Kreisgebäude arbeitete. Aber seine Arbeit war immer ungründlich gewesen, Verspätungen, mit Rechnungsfehlern oder falsche Angaben in den Protokollen. Doch anstatt sich mehr anzustrengen wurde er zum Neider, der immer wo er konnte versuchte, die anderen blosszustellen, auch Joachim hatte er seit dessen Beförderung ganz genau auf die Finger geschaut, um seinen ersten Fehler ausnutzen zu können.

„Das ist doch alles ein Missverständnis“, rief Joachim während er von den Wachen festgehalten wurde.

„Bitte, bitte, nehmen sie ihn gleich mit, meine Herren“, sagte Korb und winkte die Wachen nach draussen.

Diese trugen Joachim zum Ausgang, während er vergeblich versuchte sich zu wehren. Es war sinnlos. Ihm deuchte inzwischen dass es sich mit grösster Wahrscheinlichkeit um Grot handelte, um die Kohlen die Joachim ihm gesetzeswidrig erleichtert hatte. Aber wie man so schnell dahinter gekommen war, blieb ihm ein Rätsel. Hatte Grot ihn verraten?

Draussen wartete eine Polizeikutsche auf Joachim. Eine kleine Gefängniszelle auf Rädern, in welche er unvorsichtig hineingeworfen wurde. Ihm folgte einer der Wachen, dann wurde die Tür verschlossen um eine Flucht zu verhindern. Was war das für eine Welt, fragte sich Joachim, die jemanden in Gefangenschaft nahm, weil er einem Mitmenschen in Not hatte helfen wollen?

Er hörte wie die Pferde, die vor der Polizeikutsche angespannt waren, angefeuert wurden, und das Gefährt setzte sich mit einem starken Ruck in Bewegung. Eduard Korb, der dem ganzen Schauspiel zugesehen hatte, zündete sich gemächlich eine Zigarre an und schaute der Kutsche mit spöttischer Miene hinterher. Der Wachmann hingegen blickte mit ernstem Gesicht ins leere, wie ein Wachhund der das Geschehen um ihn herum ignorierte, es sei denn er würde einen Fluchtversuch bemerken.

Joachim musste nun an sein Schicksal denken. Wenn Eduard Korb tatsächlich nachweisen konnte, dass Joachim Kohle veruntreut hatte, auch wenn nur in nichtigem Mass, dann würde ihn auch die beste Verteidigung nicht vor der Zwangsarbeit bewahren. Er würde wahrscheinlich in irgend einer Kohlenmine in den Hochlanden enden, oder beim Grauen Gebirge. Wenigstens sterbe ich nahe von zu Hause, dachte Joachim zynisch. Wenn er seine Strafe doch absitzen sollte, so könnte er seine Anstellung vergessen, und müsste von vorne beginnen. Keiner stellte gerne ehemalige Sträflinge ein.

Jetzt bekommst du also die Belohnung für deine Gutmütigkeit. Die Lektion ist hierbei, dass du niemals jemandem helfen solltest. Denn egal was du machst, keiner wird es dir vergüten, ebenso wenig wird dich das Schicksal verschonen. Du hilfst den Anderen, aber die Anderen helfen dir nicht. Du bist der Sandsack, auf den alle immer nur einprügeln werden. Letztendlich sind wir ja doch allein auf dieser Welt, und die klugen Leute wissen es, sich immer in das rechte Licht zu rücken, immer etwas gegen die anderen in der Hand zu haben, aber dass niemals jemand etwas gegen sie hat. Wieso konntest du auch nicht ein wenig klüger sein?

Ein starker Ruck der Kutsche riss Joachim aus seinen Gedanken. Die Pferde wieherten plötzlich und sprangen auf, etwas hatte sie wohl erschreckt. Was genau war unmöglich auszumachen, da die Polizeikutsche nur zwei kleine, mit Stahlbarren

verschlossenen Fenstern an den Seiten besass. Der Wachmann wurde nervös und versuchte selber herauszufinden was geschah. Joachim konnte draussen kurz eine dunkle Gestalt ausmachen, welche eine Fackel trug. Dann gab es einen krachenden Schlag, der die Kutsche kurz zum beben brachte. Der Kutscher feuerte die Pferde an, doch sobald sie zu ziehen begannen, war erneut ein Krachen zu hören, und die Kutsche neigte sich gefährlich auf die Seite, auf der der Wachmann sass. Joachim musste sich an den Stahlbarren des Fensters halten, damit er nicht umfiel. Die Pferde wieherten erneut, der Kutscher war zu hören, wie er versuchte ihnen Einhalt zu gewähren. Die Kutsche ruckte erneut hin und her, bis sie unter einem weiteren Krachen schliesslich umkippte. Die ganze Holzzelle zersplitterte unter ihrem eigenen Gewicht, brach allerdings nicht völlig auseinander. Joachim verlor seinen Halt und wurde auf den Wachmann geschleudert, der ihm ungewollt den Fall federte.

Joachim sah sich um, er war weitgehend unversehrt. Die Kutsche war in der Viaduktstrasse umgekippt, eine Hauptstrasse welche eine grosse Eisenbahnanlage überbrückte, was ihr diesen Namen verlieh. Der Wachmann war scheinbar ohnmächtig. Joachim bemerkte, dass beim zersplittern der Holzzelle die Tür beschädigt worden war.

Mit zwei starken Tritten gab die Tür nach, und Joachim konnte hinauskriechen. Er stand auf und überblickte die Situation. Der Kutscher war zu Boden geschleudert worden, doch er war bei Bewusstsein und versuchte die aufgescheuchten Pferde unter Kontrolle zu bringen um zu verhindern dass sie in Panik durch die Strassen liefen und weiteren schaden anrichteten.

Joachim dachte nicht lange nach, und nutzte die Situation aus um zu flüchten. Er wusste zwar nicht wohin, aber erst einmal weg von den Wachmännern. Der Kutscher war mit den Pferden abgelenkt, doch ein anderer kroch sogleich unter dem

Wrack der Kutsche hervor und sah Joachim wegrennen. Er humpelte ein wenig vom Sturz, und konnte ihm nicht nachlaufen.

„He! Der haut ja ab!“

Er holte eine Pfeife heraus und pfiff mehrmals, bis ein weiterer Wachmann herbeigelaufen kam.

„Schnell, dem nach!“, rief der verletzte Polizist und zeigte in Joachims Richtung. Sein Kollege rannte sofort los.

Der Wachmann, der die Kutsche geführt hatte und nun versuchte die Pferde festzuhalten, sah kurz in Joachims Richtung, doch die Pferde waren noch immer sehr erregt und würde er die Zügel loslassen, wären sie sofort durch die Strassen gerannt. Der zweite, leicht verletzte Wachmann kam zu seinem Kollegen hinüber und nahm ihm die Zügel ab, damit dieser Joachim hinterher laufen konnte.

„Dort, in Richtung der Brücke!“, betonte er.

Joachim hatte sich einen guten Vorsprung verschafft, doch er wusste dass es keinen Sinn hatte, weiter die Hauptrasse entlang zu laufen. Er würde von den Passanten gesehen werden, und die Wachen würden ihn früher oder später einholen. In dem Moment erreichte er den Beginn des namengebenden Viaduktes, wo die Strasse über ein grosses Betriebswerk des Güterbahnhofes, mit seinen dutzenden von Bahnschienen und anderen Anlagen, führte. Hier witterte er ein mögliches Versteck. Am beginn der Brücke gab es eine Treppe die zu den Gleisen hinunter führte, eine kleine Gittertür sollte den unbefugten Zutritt verhinder, war aber leicht zu überspringen. Joachim rannte die Treppe hinunter, und versteckte sich unter der Brücke. Hoffentlich würden sie nicht gleich an dieses Versteck denken.

Einen Augenblick später hörte Joachim die schnellen Schritte. Doch es klang nach mehr als einer Person, er folgerte dass Verstärkung gerufen worden war, denn der Wachmann der bei

ihm im Wagen gewesen war, hatte einen ordentlichen Schlag abbekommen.

„Lauf du die Strasse weiter, ich sehe ob er hier unten ist“, hörte Joachim eine Stimme sagen. Verdammt, jetzt bin ich dran, dachte er. Er sah sich nach einem Fluchtweg um, es hatte wenig Sinn an den Schienen entlang zu laufen, man würde ihn bald einholen. Doch vor ihm, ein paar Gleise weiter, sah er einen Frachtzug der sich langsam genug zu Bewegen zu schien dass Joachim in einen der Wagen aufspringen könnte. Er schaute auf die Seiten um nicht von einem anderen Zug erfasst zu werden. Nicht unweit kam einer mit hoher Geschwindigkeit auf ihn zu. Er pfiff laut, offenbar hatte er Joachim bemerkt. Joachim überquerte trotzdem die Gleise, die Zeit reichte noch. Er hatte es fast zum Frachtzug geschafft als er hinter sich hörte: „Halt, stehenbleiben!“ Es war einer der Wachen. Der sich schnell nähernde Zug pfiff fortlaufend, immer lauter, immer näher. Joachim ignorierte die Rufe des Polizisten, und versuchte auf einen leeren Güterwagen aufzuspringen. Die Höhe machte es nicht einfach, er konnte sich kaum festhalten und rutschte Beinahe ab. Er hing mit halbem Körper vom Wagen, gefährlich nah an ihm die Räder. Wenn er jetzt fallen sollte, war alles aus. Gleichzeitig kreuzte der Wachmann die Schienen und kam auf ihn zu, während das Pfeifen des Schnellzugs immer näher kam. In seiner Panik nahm Joachim alle seine übrigen Kräfte zusammen und schwang sich hinauf. So gross war sein Schwung dass er auf die andere Seite des Wagens rollte und fast wieder hinaus fiel. Er drehte sich um und sah nach dem Wachmann, der die Gleise in Joachims Richtung überquerte. Der Güterzug fuhr nicht schnell genug um ihm zu entkommen. Das Pfeiffen des sich nährenden Zuges war nun konstant, und als der Wachmann ein weiteres Gleis überquerte, wurde er plötzlich von der rasenden Dampflokomotive erfasst, und wie eine Stoffpuppe auf die Seite an

den Brückenpfeiler geschleudert. Das knackende Geräusch beim Aufprall war trotz des vorbeifahrenden Zuges zu hören, und ging Joachim durch Mark und Bein. Das hat er nicht überlebt, dachte Joachim. Die Götter seien ihm Gnädig.

Joachims Güterzug nahm nun doch Geschwindigkeit an und fuhr sich in Richtung Stadtrand. Joachims Flucht war gelungen, was aufs Erste eine Erleichterung war. Doch nun musste er bedenken, was zu tun war, und wohin ihn dieser Zug überhaupt bringen würde. Was, wenn er Tagelang unterwegs wäre, ohne Wasser, ohne Essen? Auch hatte Joachim ausser seinem Mantel nichts, um sich von der Kälte zu schützen. Seine Sorgen waren keinesfalls vorüber. Wohin er auch kam, er hatte keine Ausweispapiere dabei, und sie würden ihm als gesuchten Mann auch nicht helfen. Seine Situation schien trotz gelungener Flucht aussichtslos.

In einer Ecke des Wagens entdeckte er unter einem Kleinen Haufen Stroh und anderem Abfall ein Paar Ratten. Wenigstens bin ich nicht ganz allein, dachte er.

VII

Der Zug fuhr den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch, ohne in einem Güterbahnhof anzukommen. Nur einem kurzen Halt machte er gegen Abend, fernab von jedem Zeichen der Zivilisation. Wahrscheinlich um Wasser und Kohlen nachzufüllen, dachte Joachim, doch er wollte in dem Moment nicht abspringen. Irgendwo im Niemandsland mitten in der Nacht vom Zug aussteigen war keine gute Idee, er könnte sich in der Wildnis verlaufen, er wäre wilden Tieren oder Wegelagerern ausgesetzt. Nein, die beste Möglichkeit zu der Zeit wäre es, irgendwo in einer kleineren Stadt oder besser noch, in einem landwirtschaftlichen Gebiet Zuflucht zu suchen, dort könnte er womöglich sowohl seiner Identifizierung wie auch der allgegenwärtigen Bürokratie entgehen. Die landwirtschaftlichen Gebiete waren speziell begrenzte Regionen, in welchen Ländereien den Landwirten gehörten oder an sie verpachtet wurden, um von ihnen bewirtschaftet zu werden. Diese Gebiete waren vor allem seit dem Beginn der Bauernaufstände reguliert, da sie von strategischer Wichtigkeit waren, um die Versorgung der rasant wachsenden Städte zu gewährleisten. Deshalb war auch anderweitige Benutzung, wie etwa industrielle Entwicklung, strengstens untersagt. Die Bauern hatten einen grossen Einfluss auf die Versorgung, und ein systematisches Boykott, wie es immer wieder befürchtet wurde, könnte katastrophale Folgen mit sich bringen. Auch aus diesem Grunde war die Landwirtschaft seit der Epoche des Übergangs stärker überwacht, als jemals früher in der Monarchie. Joachim erinnerte sich noch an die Nachrichten über einen grossen Aufstand in der nähe von Kolberg am See, der zu einer Unterversorgung geführt hatte und zum Anlass wurde, die Kontrollen noch weiter zu verschärfen um mögliche andere Aufstände im Keim zu ersticken. Trotzdem waren

diese weitläufigen Ländereien seine beste Gelegenheit, unentdeckt zu bleiben.

Du wolltest immer weg von den Bauern, aber jetzt wo es dir dreckig geht, kommst du zurückgekrochen, von deiner geliebten Stadt verstossen, von deiner bewunderten Bürokratie verfolgt. Und du meinst sie werden dir einfach so helfen, nach all dem, was die Bürokratie die du vertrittst ihnen antut, nachdem du ihnen den rücken gekehrt hattest?

Die Ungewissheit und die Kälte liessen Joachim diese Nacht kaum schlafen. Er nickte immer wieder kurz ein, aber eine wirkliche Ruhe konnte er nicht finden. Das Morgengrauen war eine Erleichterung, die Sonne brachte Wärme in den kalten Güterwagen. Joachim fiel erst nach einiger Zeit auf, wie hell doch die Sonne schien. Es war lange her, dass er solchen Sonnenschein erlebt hatte, seit bevor seiner Ankunft in der Hauptstadt, wo die Sonne zumeist von Rauchwolken verdeckt war.

Von der Position der Sonne konnte Joachim deuten, dass der Zug in Richtung Norden fuhr. Er rätselte, wohin diese Fahrt wohl führte, vielleicht zu den Kohlenminen in die Hochlanden? Oder doch nur zur Versorgung der Landwirte nördlich der Hauptstadt? Zumindest ging es nicht in Richtung der Hafenstädte im Osten oder Westen der Hauptstadt, wo Kontrollen noch systematischer und allgegenwärtiger waren.

Joachim überlegte eine ganze Weile wie er weiter vorgehen sollte. Reisen war grundsätzlich bewilligungspflichtig. Niemand konnte einfach so aus einer Stadt raus, ohne einen entsprechenden Passierschein. Theoretisch zumindest. Die Landarbeiter waren auch einer strikten Volkszählung unterstellt, mit welcher sie überwacht werden sollten. Doch Joachim wusste, dass diese Zählungen meistens ungenau waren, und dass viele landwirtschaftliche Betriebe gar nicht richtig gezählt werden konnten, wenn hier ein Knecht mal den Hof verliess, oder ein

Paar Tagelöhner zur Ernte erschienen. Die wenig zentralisierte Organisation der Landarbeit machte es fast unmöglich, eine genaue Kontrolle zu führen, im Gegensatz zu den Städten. Es gab gar nicht einmal genügend Personal dazu.

Innerhalb eines kurzen Augenblicks hatte Joachim sein ganzes Leben beiseite gelegt. Seine ansehnliche Karriere, seine gemütliche, kleine Wohnung, seine Arbeitskollegen, alles war für immer weg. Und was wohl mit Professor Baumgartner geschehen war, nagte ebenfalls an ihm. Er musste wieder von vorne anfangen. Aber wenn er das schon einmal geschafft hatte, würde er es auch noch einmal können. Wenn auch nur mit dem Ziel, dass er eines Tages seine Schuldiger konfrontieren könne, um diesen Verrat zu rächen. Er kam nicht darüber hinweg zu denken, dass seine Entdeckung in der Bank P. Hellmer und Sohn mit der ganzen Sache zusammenhing. Diese verfluchte Bank.

Die Bremsen des Zuges quietschten auf ein Mal, und die Fahrt verlangsamte sich. Durch die offene Tür des Güterwagens konnte Joachim die Umgebung betrachten, sie war grün und überwachsen. Weiter vorne sah er ein Häuschen und einen Wasserturm. Neben dem Häuschen konnte er ein Paar Personen erkennen, und was nach einem einfachen Maultierkarren aussah. Eine kleine Bahnstation also, nicht nur ein Halt um Wasser nachzufüllen. Der Karren wartete bestimmt auf eine Lieferung. Eine Siedlung war allerdings, so weit das Auge reichte, nicht zu erkennen. Das fruchtbare Flachland nördlich der Hauptstadt war bespickt von Bauernhöfen, welche die Hauptstadt mit ihrer Ernte belieferten. Joachim witterte eine Möglichkeit sich vorläufig niederzulassen. Er könnte in einem Bauernhof Zuflucht suchen, sich als Opfer von Banditen ausgeben, die ihm seine Papiere gestohlen hätten. Mit ein bisschen

Glück könnte er so einen ersten Schritt in sein unerwartetes neues Leben tätigen.

Du glaubst ja immer noch, die Bauern seien alle nur Tölpel, die die moderne Welt nicht verstehen. Nur deshalb meinst du, mit dieser Mär durchkommen zu können, aber es wird nicht klappen, du wirst schon sehen. Und du weisst es auch, aber willst es nur nicht zugeben, denn es würde dein ganzes Weltbild, das du dir so schon zusammengebastelt hast, ins wanken bringen, dass das Bauernvolk alles Einfaltspinsel sind, die den klugen Stadtmenschen allen Fortschritt zu verdanken haben.

Der Zug fuhr bis an das Bahnhofshäuschen und hielt wie erwartet. Joachims wagen war weit hinten, also konnte er unbemerkt abspringen. Ganz in der nähe war der Wasserturm, eine Art riesiges Fass das auf einem Holzgerüst erhöht war, und auf der Seite der Bahnschienen eine Wasserspritze herausragen hatte, mit der die Züge abgefüllt wurden. Gleich daneben stand ein kleiner Schuppen, in welchem sich eine Dampfbetriebene Pumpe befand, mit welcher den Wasserturm bei Bedarf nachgefüllt wurde.

Joachim versteckte sich hinter diesem Schuppen, um von den Bahnarbeitern nicht gesehen zu werden, diese waren bekanntlich nicht gut auf blinde Passagiere in Güterzügen zu sprechen. Er blickte einen Moment auf den massiven Wasserbehälter über ihm und ein schrecklicher Durst überkam ihn. Seit dem Vortag hatte er nichts trinken können. Er schaute nach vorne um sicher zu gehen, dass die Arbeiter beschäftigt waren. Sie entluden einige Säcke auf den Karren der dort wartete. Joachim nutzte den Moment aus, und kletterte an einer für Wartungsarbeiten gedachten Leiter am Holzgerüst bis zum Wasserfass hoch. Das Wasser war nicht gerade glasklar, aber es war auch kein unangenehmer Geruch zu bemerken der auf Fäulnis hindeutete, immerhin wurde es ständig aufgebraucht und erneuert, es musste

also hinhalten. Joachim bog sich über den Rand des Fasses und nahm einen grossen, erfrischenden Schluck. Er trank gar eine ganze weile bis sein Durst gelöscht war.

Als er den Kopf wieder anhob, fiel sein Blick auf den Karren, der mit Gütern aus dem Zug beladen wurde. Kleingüter, vielleicht Werkzeug oder sonstiger Alltagsbedarf aus der Stadt. Joachim erkannte nun, dass es eine junge Frau war, die neben dem Karren stand, auf den die Kisten geladen wurden. Sogar aus dieser ferne fiel ihm auf, dass sie sehr hübsch war, auch in ihrer einfachen Bauernaufmachung. Oder vielleicht gerade deswegen. Auf sie zu kam dann ein Bahnarbeiter. Er gab ihr einige Papiere die sie unterschrieb. Warenempfang bestätigen, wusste Joachim. Sie gab Papiere und Stift zurück, der Arbeiter gab ihr andere Papiere in die Hand. Aus der Ferne betrachtet schien das ganze Bürokratische vorgehen in diesem ländlichen Umfeld fast lächerlich. So viele Papiere wegen einigen wenigen Säcke und Kisten. Der Beamte entfernte sich schliesslich, schloss die Tür des Güterwagens und gab dem Zug das Signal zur Weiterfahrt. Wenn die Frau zu einem Bauernhof gehörte war es für Joachim eine Möglichkeit, sich diesem zu nähern.

Joachim nahm noch einen letzten grossen Schluck Wasser und kletterte wieder den kleinen Turm hinunter. Der Zug setzte sich soeben wieder in Bewegung, was Joachim als Ablenkung nutzte, um sich hinter dem Bahnhofshäuschen herum dem Bauernmädchen zu nähern.

Sie ging einen Trampelpfad zwischen hohem Gras entlang, Joachim folgte ihr aber hielt einen grossen Abstand durch den er sich erhoffte, unbemerkt zu bleiben. Als der Lärm des Zuges verschwand wurde es still, sehr still, nur die Grillen im Gras waren zu hören, das ferne knattern des Maultierkarren und ab und zu ein kurzes Blöken des Maulesels. Joachim wollte der Bäuerin unbemerkt bis zum Hof folgen, dort würde er als an-

gebliches Opfer von Wegelagerern auftauchen und um Hilfe bitten. Viel mehr als das fiel im in dem Moment nicht ein, aber es war zumindest mal ein Anfang. Wie unfähig er sich doch fühlte, aus einer schwierigen Situation etwas gescheites zu machen. Sein leben lang hatte er sich ja immer nur nach Regeln und Ordnung verhalten. Ob sie ihn sogleich abweisen würden? Was er ausschliessen zu können meinte war, dass sie den weiten Weg gehen sollten, um die Wachen aufzusuchen, diese Mühe würden sie sich wohl kaum machen. Sowieso waren sie auf die Behörden nach der gewaltsamen Unterdrückung der Bauernaufstände nicht gut zu sprechen.

Es schien Joachim als wäre er stundenlang unterwegs gewesen, als er endlich in der Ferne den Bauernhof erblickte. Das Bauernmädchen schien allerdings wenig Mühe damit gehabt diesen Weg zurückzulegen, auch nachdem sie zuvor den selben Weg in Richtung des Bahnhofes gelaufen sein musste.

Das hohe Gras an der Seite des Pfades verschwand nun, stattdessen erschienen Felder voller goldener Ähren von Getreide. Als Joachim beim Bauernhaus ankam, hielt er inne, um seinen Moment abzuwarten. Jemand kam aus dem Haus, ein Bauer oder ein Knecht vielleicht, und nahm sich des Karrens an, woraufhin die Frau im Haus verschwand. Joachim hörte stimmen, konnte aber nicht ausmachen was sie sagten. Der Mann ging in die Scheune daneben. Joachim ging nun auf das Bauernhaus zu.

„Hallo!“, rief er, „ist da wer?!“

Der Knecht kam aus der Scheune gerannt, von Joachims Rufen überrascht.

„Wer sind sie? Was wollen sie hier?“, fragte er.

„Ich–, ich wurde von Banditen überfallen. Alles haben sie mir genommen, ausser meinem Leben.“

„Dann gehen Sie doch zu den Wachen. Wir haben hier nichts für Sie“, erwiderte der Knecht, und wollte wieder zurück in die Scheune. Die Hilfsbereitschaft schien sich in Grenzen zu halten.

„Warten sie. Ich weiss doch nicht einmal wo ich bin. Die Wachen werden denken ich sei ein Landstreicher. Bitte, lassen Sie mich den Bauern sprechen.“

Der Knecht musterte Joachim einen Moment lang, er sah ihn sich von oben bis unten an. Joachims Kleidung war nach seiner abenteuerlichen Flucht schmutzig und zerrissen, den Anschein eines Opfers von Banditen machte er schon. Der Knecht ging zum Bauernhaus, und winkte Joachim zu, dass er ihm folge.

Sie traten in das hölzerne Bauernhaus, drinnen war es angenehm warm im Gegensatz zum kühlen Wind der draussen blies. Ein Feuer prasselte im Kamin. Gleich beim Eingang war ein grosser Holztisch der mit einer gelb und grün karierten Tischdecke bedeckt war, weiter vorne, neben dem Kamin, standen ein Paar Sessel auf einem grossen, rauen Teppich. Neben dem Tisch war eine Holztreppe die nach oben führte. Das Haus schien veraltet, ebenso wie die Möbel. Das Holz war zerkratzt, und der Teppich sowie die Tischtücher zerfranst und entfärbt. Trotzdem war es sauber, man erkannte sogleich, dass alles mit Mühe gepflegt wurde.

„Gorman! Kommst du mal kurz?“, rief der Knecht die Treppe hoch.

„Was'n?“, rief eine knurrende Stimme von oben.

„Hier ist jemand der dich sprechen möchte.“

„Doch nicht wieder einer von diesen Wachtrotteln?“

„Nein, es geht um...“, er sah sich Joachim noch einmal an, „was anderes.“

Joachim hörte einige Geräusche von oben, dann näherten sich Schritte. Die Treppe herunter kam ein grosser, korpulenter Mann, er trug ein Paar alte, abgenutzte Lederhosen und ein

ebenso abgenutztes Hemd mit hochgekrempelten Ärmeln. Ein buschiger Bart zierte sein wettergegerbtes Gesicht, und auf dem Haupt trug er eine grüne Filzmütze. Als er unten ankam musterte er Joachim.

„Wer sie?“, fragte Gorman.

„Bitte, ich suche Zuflucht. Ich wurde von Banditen überfallen und habe kein Geld für meine Weiterreise“, erklärte Joachim.

„Geh doch zu'n Wachen“, antwortete Gorman schulterzuckend.

„Hab' ich ihm auch gesagt“, mischte sich der Knecht ein.

„Ich sagte doch, die Banditen haben mir meine Papiere gestohlen, ohne die nimmt man mich als Landstreicher fest!“

Gorman sah sich Joachim mit zugekniffenen Augen an.

„Ihr Stadtleute kommt immer hierher wenn es euch dreckig geht. Aber dann heisst es irgendwann was von Bauernaufständen und wir kriegen die Fresse poliert. Mir soll es Wurst sein. Sind aber schon fast fertig mit der Ernte. Ich kann dich nicht gebrauchen. Verstehst sicher nicht mal was von Feldarbeit.“

Joachim wusste nicht recht was er antworten sollte. Er fühlte sich dämlich, es war doch klar, dass ein Bauer ihn nach seinen Fähigkeiten fragen würde. Besonders jung oder kräftig war er auch nicht.

„Ich mache was immer nötig wäre. Ich lerne schnell“, versuchte Joachim sich herauszureden.

Gorman schüttelte den Kopf.

„Verzieh dich du Wicht. Hast hier nichts verloren. Ich lass dich diese Nacht in der Scheune schlafen weil ich kein Unmensch bin. Morgen will ich dich nicht mehr sehen“, Gorman drehte sich um und ging wieder die Treppe hinauf.

„Hab's dir ja gesagt“, sagte der Knecht und wollte ihn zur Tür bringen.

„Aber... ich, äh... ich kann... ich kann lesen und schreiben! Und rechnen!“, platzte es aus Joachim heraus. Er bereute es sofort, da er sich vor dem Bauern lächerlich gemacht hatte.

Willst du dich jetzt dem Bauern als Bürokrat anbiedern? So etwas können die hier nicht gebrauchen, bestimmt hast du dir jetzt noch eine Tracht Prügel erkämpft. Du weisst ganz genau dass hier auf dem Feld richtig gearbeitet wird, und davon hast du doch keine Ahnung, denn du wolltest nie etwas davon wissen. Nur weg in die Stadt wolltest du.

Gorman hielt inne, er bückte sich ein wenig um von der Treppe aus Joachim ansehen zu können. Joachim erwartete eine Ohrfeige, seiner vorlauten Schnauze wegen.

„Also eben doch so ein Insektenknabe aus der Stadt“, er kehrte um und kam langsam die Treppe herunter. Joachims Herz rutschte ihm in die Hose. Er sah schon die Tracht Prügel auf ihn zukommen. Gorman stellte sich bedrohlich vor ihn. Er war einen ganzen Kopf grösser als Joachim. Er packte Joachim an seinem Mantelkragen und zog ihn grob in Richtung der Treppe. Dann gab er ihm einen Schubs, dass er nach oben laufe. Joachim lief der Angstschweiss die Stirn hinunter. Er erwartete, gleich von Gorman verprügelt zu werden, er wollte vielleicht seinen Frust mit den Stadtleuten an Joachim abarbeiten. Oben angekommen führte Gorman Joachim in ein kleines Zimmer, das sich unter dem schrägen Dach befand, aus dem nur ein kleines Fenster hinausragte. Trotz der hellen Sonne draussen, war dieses Zimmer zwielichtig. Es gab kaum Möbel in diesem Zimmer, beim hereinkommen sah Joachim gerade vor sich einen kleinen Holztisch mit einem Stuhl, daneben in der Ecke standen einige Holzkisten zu einem unregelmässigen Turm gestapelt, und eine Kommode mit vier Schubladen an der Wand gegenüber des Fensters. Auf dem Tisch lagen eine Unmenge an Pa-

pieren zerstreut, dazwischen irgendwo eine Feder und ein Tintenbehälter.

„Setzen“, sagte Gorman trocken und drückte Joachim auf den Stuhl vor dem Schreibtisch. Joachim wehrte sich nicht.

„Diesen ganzen Kram soll ich bei den Behörden abgeben. Da muss alles drauf stehen was wir geliefert haben, was wir verwendet haben, alles halt.“ Gorman zeigte ihm einige Formulare, sie waren teilweise schon ausgefüllt, mit einer kritzeligen, unregelmässigen Schrift und haufenweise Schreibfehler. Joachim wurde sofort klar dass Gorman grosse Mühe hatte beim schreiben. Womöglich konnten die anderen auf dem Hof nur noch schlechter oder sogar gar nicht lesen und schreiben. Es deuchte ihm erst, wie unterschiedlich die Bedingungen hierzulande noch waren, im Vergleich zur Stadt wo Analphabetismus dank der staatlichen Schulen sogar bei den niederen Klassen selten geworden war. Die Industrie brauchte Arbeiter, die Anweisungen lesen und befolgen konnten.

Joachim sah sich die ganzen Formulare an. Er war erstaunt darüber, wie weitreichend die Fragen waren, und von ihrer Komplexität. Jemand der schon mit lesen und schreiben Schwierigkeit hatte, würde es nicht einfach haben auszurechnen, wie viel 6% des Normgehalts der festangestellten Arbeitskräfte wäre. Obwohl Joachim mit der Bürokratie gut vertraut war, hatte er sich nie vor Augen geführt, wie unsinnig solch ein Formular aus Sicht eines Bauernhofes tatsächlich war. Er überflog erst einmal alle Dokumente, es handelte sich hauptsächlich um die regelmässige Steuererklärung, und noch einige zusätzliche Formulare zur statistischen und volkszählerischen Verwendung.

„Welchen Lohn bekommen denn Mägde und Knechte bezahlt?“, fragte Joachim.

„Was? Wieso das?“, fragte Gorman zurück.

„Na ja, hier muss zu Steuerzwecken ein Teil davon eingetragen werden“, erklärte Joachim. Gorman antwortete mit einem leichten, zynischen Lachen.

„Was soll ich denen denn bezahlen? Wovon denn? Diese Bürokratengeier lasst uns ja kaum was übrig. Die bekommen zu fressen und schlafen hier, und dankbar sind's. Das bisschen dass da über ist, geht für Werkzeuge hin.“

„Was haben Sie denn früher da eingetragen?“, wunderte sich Joachim.

„Nichts. Hier.“ Gorman wühlte in einer der Kisten neben dem Schreibtisch nach einigen anderen Papieren. Er holte ein älteres Formular heraus, zusammen mit der beiliegenden Rechnung die er anschliessend bekommen hatte. Joachim sah sich die Papiere an.

„Ah ja. Ich sehe schon. Also hier steht da Sie nichts eingetragen haben wurde eine durchschnittliche Pauschale verrechnet.“

Gorman schaute Joachim leer an.

„Das heisst, die haben einfach mit einem üblichen Lohn gerechnet“, erklärte Joachim.

„Wie viel is'n das?“

„Fünfzig Taler pro Monat.“

„Was?!“, rief Gorman empört und haute mit der Faust an die Wand dass das ganze Haus dröhnte, „was soll ich denn fuffzig Taler bezahlen?! Woher nehm' ich solches Geld?! Paar Groschen geb' ich denen für die Taverne und gut is'.“

„Na eben, das meine ich. Nun, wir können kaum hinschreiben dass Sie gar nichts bezahlen, dass wäre unrechtmässig. Aber wir könnten sagen zwei Taler, das klingt glaubwürdig.“

„Stimmt aber nicht. Da steht doch man darf nicht lügen. Ich will nicht noch mehr Ärger hörst du?!“ bellte Gorman und drohte Joachim mit der Faust.

„Aber den Ärger bekommen Sie doch wenn sie hinschreiben dass sie gar nichts bezahlen. Dass ist ja verboten."

„Aber das Andere stimmt doch auch nicht."

Joachim nahm seine inzwischen völlig zerfranste Krawatte zwischen die Finger. Gorman strapazierte seine Geduld, aber er konnte jetzt auch nicht barsch sein.

„Dann kommt es ja wohl auch nicht mehr drauf an, ob sie auf dem Papier lügen, oder? Die sind bis heute nicht gekommen um zu überprüfen ob alles stimmt, sie werden ja wohl kaum jetzt anfangen", antwortete Joachim. Gorman war einen Augenblick ruhig.

„Na gut, das stimmt wohl auch."

„Also, wenn wir jetzt da hin schreiben dass Sie zwei Taler bezahlen, dann sind die 6% Steuer – ähm – ein Groschen, vier Heller." Keine ganz einfache Rechnung, auf einen Taler kamen zwanzig Groschen, auf einen Groschen zehn Heller. „Bis jetzt waren es drei Taler. Bei – wie viele Mägde und Knechte haben Sie?",

Gorman überlegte und zählte mit den Fingern. „Zwee Mägde und drei Knechte", antwortete er.

„Also, dann waren es bisher fünfzehn Taler für die Steuer auf ihre Arbeiter, von nun an sind es sechs Groschen, also nicht einmal ein halber Taler."

Erneut zählte Gorman mit den Fingern nach. Joachim sagte gleich: „Sie sparen vierzehn Taler und vierzehn Groschen."

„Was?! Das kann doch nicht sein, hast du hier auch keinen Mist gebaut? Was ist das für anaxianische Hexerei?"

Joachim lächelte, solche Berechnungen waren ein Kinderspiel, verglichen mit den Rechnungen die er in seiner Arbeit bewältigen musste. „Bestimmt nicht", antwortete er. Gorman war sprachlos. Er gab ihm kurz darauf einen mächtigen Klaps auf den Rücken der Joachim fast vom Stuhl fliegen liess.

„Bist ja doch zu etwas zu gebrauchen, du kleine Stadtratte!“, rief er lachend aus.

VIII

Joachim und Gorman hatten den ganzen Nachmittag damit verbracht, verschiedene Formulare auszufüllen. Dank seines Verständnisses der Bürokratie, hatte Joachim Gorman helfen können, haufenweise Steuern zu sparen. Der Mann hatte in seiner gutgesinnten Ehrlichkeit (und auch seiner Angst vor den Konsequenzen wegen falscher Angaben) viele Formulare so ausgefüllt, dass es zu hohen Steuerbeträgen kam, wobei es bei vielen Informationen entweder gar nicht möglich war, die Daten nachzuprüfen, oder die Formulierung der Fragen so vage war, das es einigen Spielraum gab. Joachim wusste genau, was als falsche Deklaration auffallen würde und was nicht.

Du hast dir immerzu eingeredet, die Bauern seien hinterhältige, aufständische Lumpen, die das Wohl der Städte und des Fortschrittes bedrohen. Aber diese Leute sind doch selber von der Verwaltung eingeschüchtert und meinen, es sei die Stadt, die ihnen an den Kragen will. Es ist wohl nicht so einfach, wie du es dir machen wolltest. Vielleicht hast du dich jetzt zum Bösewicht gemacht, ohne es bemerkt zu haben?

Am Abend sassen sie alle am grossen Tisch im Bauernhaus zum Abendessen zusammen, Joachim, Gorman, die Knechte Heinrich und Ferdinand, die Magd Hilda, Gormans Tochter Augusta welche ebenfalls auf dem Hof aushalf, und Gormans Frau Luise, die ihnen das Abendessen zubereitet hatte. Zu essen gab es zwei gebratene Hähnchen, Käse und frisch gebackenes Bauernbrot. Gorman hatte die Hähnchen zu ehren Joachims geschlachtet, um seine Dankbarkeit für Joachims Hilfe zu zeigen.

„Heute Hähnchen?“, fragte Augusta überrascht, „was ist denn der Anlass?“,

„Der Insektenknabe hier, der sich zu uns verirrt hat, hat uns einen Haufen Geld beschafft“, sagte Gorman stolz. Alle Blicke

wendeten sich auf Joachim, der nur noch verlegen drein gucken konnte.

„Wie soll das denn gegangen sein?“, fragte Luise während sie die Hähnchen auf die Teller verteilte, „doch wohl keine krummen Geschäfte? Gorman, du weisst wie es solchen Leuten ergeht.“

„Unsinn, der versteht sich nur ganz gut mit diesen Papieren da, wo die Verwaltungskauze doch immer wollen. Und hat uns da eine Menge Zaster ersparen können. Viel mehr, als wie dieses Federvieh wert is'.“

Die Knechte schienen unbeeindruckt, sie sagten nichts und tauschten nur argwöhnische Blicke aus. Luise hingegen war entzückt.

„Na, wenn das so ist, dann hat er sich ja sein Abendessen wohl verdient. Hier.“ Sie reichte ihm einen prall gefüllten Teller.

„Wenn diese hirnverbrannten Bürokraten in der Stadt nicht wären, hätten wir auch nicht diese Probleme“, meldete sich Ferdinand zu Wort, „früher gab es den Zehnten, damit waren doch alle zufrieden.“

„Das stimmt doch“, fügte Augusta hinzu, „die ganze Verwaltung bringt uns doch nichts, wozu diese ganzen neuen Regeln?“

Alle Augen fielen wieder auf Joachim, der in Bedrängnis geriet. Er hatte sich nie mit den bürokratischen Anordnungen der Bauern auseinandersetzen wollen, und auch seine Arbeit war immer nur auf die Hauptstadt beschränkt gewesen. Aber er wusste, dass die Verwaltung über die Jahre auch in der Landwirtschaft stark ausgebaut worden war. Er versuchte schnell in seinem Kopf eine passende Antwort zu finden, die seine Gastgeber nicht verärgern würde. Er war überzeugt, dass es doch eine gewisse Logik hinter diesen Steuerverordnungen geben

musste, die sie nicht verstanden hatten. Gorman konnte ja kaum einmal die Steuererklärung richtig ausfüllen.

„Die Verordnungen sollen ja eigentlich die Steuern an die Möglichkeiten aller Betriebe anpassen. Die, die mehr haben, bezahlen einen grösseren Anteil, und die, die weniger haben einen kleineren“, sagte Joachim schliesslich. Er meinte, eine diplomatische Antwort gefunden zu haben.

„Läuft ja prima“, antwortete Ferdinand sarkastisch. Hilda war von seiner Antwort amüsiert.

„Da waren die früheren Zustände eben doch besser“, sagte Augusta leise.

„Fangt's ihr denn schon wieder an“, unterbrach jetzt Gorman verärgert, „was wisst ihr denn schon von die frühere Verhältnisse. Gar nichts.“ Hiermit war die Diskussion beendet, stattdessen begannen sie über die Feldarbeit und das Wetter zu plaudern.

Nach dem Abendessen sass Gorman auf dem Sessel vor dem Feuer und rauchte seine Pfeife, während Luise stickte. Joachim hatte in Gormans Büro einige alte Bücher gefunden, mit denen Gorman das Lesen übte, und sich eins ausgeliehen, das er am Tisch im Lichte einer Kerze las. Keine besonders spannende Lektüre, eine Liebesgeschichte zwischen einem armen Feldarbeiter und einer Bauerntochter. Unerwartet setzte sich plötzlich Augusta neben ihn, und schaute ihm über die Schulter in das Buch. Joachim erschrak ein wenig, als er sie bemerkte. Er wollte es sich selber nicht zugeben, doch sie hatte schon seit seiner Ankunft seinen Blick gefangen, immerhin war sie eine sehr hübsche junge Dame, was durch die Einfachheit ihrer bäuerlichen Aufmachung, im Gegensatz zu den aufwendigen Kleidern und Frisuren der Frauen in der Stadt, in Joachims Augen noch mehr zur Geltung gebracht wurde. Doch er hatte sich eindeutig vorgesetzt, sich nicht mehr als nötig in die Angelegenheiten dieses

Landgutes einzumischen. Er gehörte hier nicht hin, dachte Joachim immer wieder. Auch war ihm bewusst, dass er ein gesuchter Mann war. Früher oder später wollte er sich auch damit noch auseinandersetzen. Er kam nicht um den Frust herum, so unverfroren verraten worden zu sein.

„Mein Vater hat mir mit diesem Buch das Lesen beigebracht. Ich glaube, ich kenne es heute noch fast auswendig“, sagte Augusta plötzlich.

„Es ist... eine sympathische Geschichte“, antwortete Joachim verlegen. Er wusste sonst nicht was er antworten sollte. Es war ein langweiliges Buch, aber die Auswahl war auch nicht gross.

„Ich hoffe du bist uns nicht böse wegen vorher.“

„Was? Ach so, nein, macht mir doch gar nichts“, sagte Joachim. Tatsächlich nagte die Konversation aber an ihm.

„Wir sind nicht sehr gut zu sprechen auf die Stadt, du siehst ja, viele hier meinen, dass man aus der Ferne Entscheidungen für uns trifft, die nicht angemessen sind. Aber du kannst da ja auch nichts dafür“, erklärte Augusta.

„Ich hatte mich bisher noch nie wirklich damit beschäftigt, aber ich kann eure Situation nachvollziehen. Also mach dir nichts draus.“

„Morgen haben wir einen freien Tag. Einige von uns gehen in die Taverne. Ich dachte, vielleicht möchtest du mitkommen. Es gibt hier sonst nicht viel zu tun“, sagte Augusta.

„Die Taverne?“, fragte Joachim.

„Sie ist nicht weit von hier, etwa eine Stunde Fussmarsch entfernt. Dort treffen wir uns mit ein Paar Freunden und unterhalten uns. Sie brauen dort das beste Bier in der Gegend. Ob das jemanden aus der Stadt wie dich beeindruckt, weiss ich auch nicht.“

Joachim legte das Buch weg. Das Getue um seine Herkunft irritierte ihn weit mehr, als die Beschwerden über die Bürokraten.

„Weisst du, das Leben in der Stadt ist wirklich nicht so speziell, wie ihr es euch vielleicht vorstellt. Eigentlich ist es ziemlich langweilig“, sagte Joachim dezidiert.

„So?“, fragte Augusta.

„Ich weiss gar nicht wann ich zum letzten Mal in einer Taverne war“, erklärte Joachim nachdenklich. Es war nicht gelogen. In seiner langen Zeit in der Hauptstadt hatte er kaum Beziehungen zu seinen Kollegen aufgebaut, denn er war zumeist nicht gern unter vielen Leuten. Je mehr er darüber nachdachte, kam ihm niemand in den Sinn, der sich wirklich gross darum scheren würde, dass er verschwunden war.

„Heisst das du kommst mit?“, fragte Augusta.

„Gerne doch.“

„Wir treffen uns alle Morgen zur Mittagszeit hier draussen“, sie zeigte auf die Tür.

Joachim nickte, erneut verlegen weil er nicht wusste was er weiter dazu sagen sollte. Er wollte sich gerne weiter mit Augusta unterhalten, sie war bisher die angenehmste Gesellschaft die er getroffen hatte. Aber er war es einfach nicht gewöhnt, viel Zeit mit Menschen zu verbringen, ohne dass dazu irgend eine Angelegenheit gehörte. Augusta lächelte ihn kurz an, und entfernte sich dann in ihr Zimmer. Joachim schlief mit den Knechten in der Scheune.

IX

Die hohe Sonne, die ab und zu hinter den verstreuten Wolken hervorkam, deutete darauf hin, dass es Mittag war, und wie verabredet suchte Joachim Augusta vor dem Bauernhaus auf. Die Magd Hilda und der Knecht Ferdinand hatten sich bereits dort mit ihr versammelt. Alle warteten nur noch auf Joachim.

„Gut ausgeschlafen?“, höhnte Ferdinand als Joachim zu ihnen traf. Er deutete auf den Weg und sie gingen los. Während des Fussmarsches wurde nicht viel geredet, Joachim selbst hatte schon nach kurzer Zeit Mühe mitzuhalten. Seine Kondition, bemerkte er, war nicht besonders gut, er war es nicht gewohnt grössere Distanzen zu laufen. In der Stadt hatte er es dank der Strassenbahnen selten nötig gehabt. Es war ein ungewohntes Gefühl, so weit durch das, was ihm nur als leere Wildnis erschien, zu laufen.

Der Weg an sich war wenig mehr als ein Trampelpfad mit zwei Furchen, zwischen denen Gras wuchs, was darauf hin deutete, dass hier regelmässig Karren entlang fuhren, wohl von den Bauern, die die Bahnstation aufsuchten, um ihre Waren an die Städte zu liefern. Die Seiten des Weges waren von hohem Gras gesäumt, dahinter gab es weitläufige Wiesen, und ab und zu kleinere Wälder. Sie liefen einem Bach entlang der sich in seinen Windungen ab und zu dem Pfad näherte, und in welchem viele Enten zu sehen war. Die Landschaft schien direkt aus den Beschreibungen einer dieser Bauernromanzen geholt, wie die, die Joachim bei Gorman gelesen hatte. In der Stadt waren solche Bücher unter den weiblichen Leserinnen beliebt, die Männer zerrissen sich hingegen gerne das Maul über das versüsste Landleben, das dort beschrieben wurde. So etwas sei doch realitätsfremd, sagten sie, und das Bauernleben voller

Mühsal und Niedertracht. Jetzt aber fühlte sich Joachim gerade in eine solche Geschichte versetzt.

Gleichzeitig überkam ihm ein Unbehagen, so fern ab aller Zivilisation. Zumindest der Hof hatte ihm einen menschlichen Ankerpunkt geboten, nun aber waren sie entfernt von jeglichem menschlichen Kontakt, mitten im Nichts. Aber die Anderen waren zielsicher, als wären sie den Weg schon etliche Male gegangen. Schliesslich war dies hier ihre alltägliche Welt, die Einzige, die sie kannten, sofern sie nicht irgendwann einmal gereist wären. Vielleicht nach Kolberg am See, einem malerischen kleinen Städtchen, das mit der Nordbahn, auf welcher Joachim mit dem Güterzug geflohen war, in etwa einem halben Tag Fahrt zu erreichen war. Gormans Hof konnte nicht all zu weit weg davon sein, die Güterzüge waren allerdings viel langsamer, und befuhren oftmals Nebenstrecken. Wie anders ihre Lebensgänge doch waren, dachte Joachim.

Du kannst dir gar nicht vorstellen die Erfahrung und Ansichten der anderen zu Teilen, ebenso wenig wie sie die deinen kennen könnten. Du bist ein Fisch auf dem Trockenen, ein Aussenseiter der nicht in diese Welt gehört, nicht hineinpasst. Das wusstest du schon immer, und so hast du damals auch gehandelt.

Nach einer Weile kamen sie an einem kleinen Teich vorbei, der vom Bach gespeist wurde. Dieses Wasserloch war von allerlei Enten, Schwänen und anderen Wasservögeln übersehen, es schien den Tieren hier recht gut zu gehen. Dort wo der Pfad sich dem Teich näherte, befand sich ein Wegschrein, an dem alle beim vorbeilaufen reflexartig grüssten, indem sie sich davor leicht verbeugten. Dieser Schrein bestand aus einem ellengrossen Holzrahmen mit einem kleinen Schrägdach oben drauf, der auf einem Pfahl festgemacht war. Innerhalb des Rahmens befand sich auf einem Stück Schafsfell eine Figur einer

Ente und dahinter einige Bündel ausgetrockneter Ähren. Unter dem Rahmen gab es eine Holztafel mit einem Gedicht darauf:

„So Enten segnen diesen Teich
Sei uns auch Vieh und Ernte reich,
Darum für Sonne, Wind und Regen,
Danken wir der Götter Segen."

Diese Art von Schreinen waren im ganzen Land üblich. Sie hatten zumal sehr unterschiedliche Erscheinung, von einer kleinen Lücke in einem Baum oder Felsen mit einer Figur, einem Bildnis oder einem sonstigem Zeichen darin, bis hin zu Kapellen mit reichlicher Verzierung. Sie waren einem Gott oder Schutzpatron geweiht, von dem sich die Leute einen Segen erhofften. Obwohl es einige weitverbreitete Gottheiten gab, die man immer wieder antreffen konnte, besassen viele Schreine einen eigenen Beschützergeist. Hier waren es scheinbar die Enten in diesem Teich.

„Es ist eine Legende aus der Gegend, die besagt, dass so lange wie die Enten in diesem Teich leben, es den Bauern hier gut gehen wird", erklärte Augusta Joachim, der dieses Kuriosum betrachtete, „deshalb jagt auch niemand hier. Ich glaube, die Tiere haben das auch schon bemerkt." Joachim fand ihr anschliessendes Kichern sehr lieblich.

Der Glaube, der sich an solche unterschiedlichen Schutzpatrone richtete, kam aus uralten Zeiten, noch vom alten Kontinent, war in Mendacia aber schon seit den Tagen der Monarchie nicht mehr von tiefgreifender Bedeutung. Schon früh hatten die Könige etwas darin gesehen, was sie meinten, dass es gegen die Festigkeit ihrer Macht gehen könnte, und obwohl die Verehrung nie verboten oder verfolgt wurde, gab es Druck, um dessen Bedeutung im täglichen Leben zu vermindern, vor allem, damit es nicht zu einer organisierten Gesellschaft kommen könnte. So blieb es bei einer Unzahl von Kapellen, Wegschrei-

nen und kleinen Tempeln, alle mit ihren Gottheiten und Bräuchen, die vor allem die Ländlichen Gebiete prägten, wo das Spirituelle gegenwärtiger war, als in der Stadt. In den Bauerndörfern oder auf dem Land gab es zumal grössere Tempel, in denen Geistliche lebten, ein Alleiniger oder auch eine kleine Gruppe, die sich der Einkehr verschrieben hatten. Sie leisteten den Anwohnern seelischen Beistand und führten auch Hochzeiten und Beerdigungen durch. Die Regierung duldete sie, im Gegenzug dass sie alle diese Vorgänge aufzeichneten, so übernahmen sie die Aufgaben eines Standesamtes, wurden aber von ihrer lokalen Gemeinschaft durch Spenden unterhalten, was der Regierung eine grosse Einsparung verschaffte. Für die meisten Leute auf dem Land behielt solcher Glaube, wenn auch nicht eine zentrale Rolle in ihrem Leben, aber doch eine gewisse Bedeutung, und man vertraute sich gerne den Schutzpatronen der Schreine und Tempel an, um sich einen Segen zu erhoffen.

Sie liefen noch eine ganze Weile den Weg weiter, und als Joachim in der Ferne eine grosses Holzhaus erblickte, war er schon ganz ausser Atem. Er konnte nur hoffen dass es sich hierbei endlich um diese sagenumwobene Taverne handle. Er bemerkte auch, dass hier erneut gesäte Felder zu sehen waren, welche sie seit längerem nicht mehr umgeben hatten. Es musste also Landgüter in der Nähe geben.

Die Taverne befand sich an einer Wegkreuzung, der Weg den Joachim und die anderen hergekommen waren, der in Richtung der Felder weiterführte, und ein Kreuzender Weg der zu seiner Linken in Richtung eines grossen Waldes, der einen Hügel bedeckte, führte, und zu seiner Rechten in Richtung der nördlichen Berge. Irgendwo dort in dem massiven Gebirge befand sich Severinstadt, wo Professor Baumgartner wohnte. Auch kannte Joachim dort noch einen alten Freund aus seiner Studienzeit, vielleicht hätte er ihm aus seiner misslichen Lage helfen

können. Aber in seiner jetzigen Situation bis dorthin zu kommen war undenkbar.

„Da wären wir“, sprach Augusta aus und brach das lange Schweigen mit scheinbarer Natürlichkeit, „erschöpft?“

„Ein wenig“, antwortete Joachim.

„In der Stadt läuft man nicht so viel“, entgegnete Ferdinand, „da fahren die mit kleinen Dampfzügen durch die Gegend.“

„Was, echt?“, fragte Hilda verwundert.

„Mehr oder weniger, ja“, antwortete Joachim.

„Ich hätte nichts dagegen“, sagte Hilda, und wischte sich mit einem kleinen Tuch den Schweiss ab.

„Jetzt sind wir ja da“, sagte Ferdinand, und deutete auf die Taverne, „wartet ihr noch auf eine Einladung oder holen wir uns dieses Bier?“

X

In der Taverne herrschte Hochbetrieb. An langen Holztischen sassen viele Bauern, Feldarbeiter, Knechte und Mägde, ihre Kleidung liess daran keinen Zweifel. Einige hatten grosse Krüge mit Bier vor sich, andere kleine Tonbecher mit Wein oder Schnaps. Brot, Käse und Würste waren auch über die Tische verstreut. Zwei Wirtinnen liefen eilig umher um alle Leute zu bedienen. Die Luft war stickig vom Rauch der vielen Pfeifen, und das Gewirr der Stimmen machte es schwer sich sogar aus der nähe zu verstehen.

Ferdinand führte die kleine Gruppe direkt zu einer Treppe im hinteren Teil des Raumes. Das obere Geschoss war in Form eines grossen Balkons über dem unteren Raum gebaut. Hier oben gab es ebenfalls mehrere lange Holztische, die allerdings weniger dicht besetzt waren. Auch war der Lärm von unten weniger hörbar.

Ferdinand fand sogleich zwei bekannte an einem der Tische, er winkte zu ihnen, sie winkten zurück. Ferdinand deutete den anderen dass sie sich dazu setzen sollten. Ferdinand, Hilda und Augusta begrüssten die anderen zwei herzlich, man kannte sich. Als Joachim sich dazu setzte sahen die beiden ihn an, mit einer Miene zwischen Neugier und Verdacht.

„Das hier ist der Joachim, der ist neu bei uns auf dem Hof“, sagte Ferdinand, „Joachim, das hier sind Maximilian Ophyl und Willibald Rasp.“

Joachim schüttelte beiden die Hände. Maximilian Ophyl schien einige Jahre älter als sie alle zu sein, er hatte nur einen dünnen Schopf Haare auf dem Kopf und sein Gesicht war vom Wetter gegerbt. Er rauchte eine Pfeife und grüsste Joachim mit ernster Miene und wenigen Worten. Willibald Rasp schien erfreuter Joachim zu begrüssen. Er war jung und schlank, seine

Augen waren vertieft, was ihm aufs Erste einen etwas finsteren Gesichtsausdruck verlieh, allerdings schien er im Gegensatz zu Ophyl erfreut, Joachim zu begrüssen.

„Was hat denn einer aus der Stadt beim Hof vom Gorman verloren? Etwas ausgefressen?“, fragte Willibald.

„Wieso meinst du dass ich aus der Stadt komme?“, fragte Joachim zurück. Nun lächelte Ophyl ein wenig und sagte: „Das sieht man dir an der Kleidung an, aber nach dem Händedruck bleibt kein Zweifel. Viel zu weiche Hände. Die gehören keinem Feldarbeiter.“

Joachim nickte langsam. Er wusste nicht was er dazu sagen sollte, nicht einmal ob er den Kommentar als beleidigend empfinden sollte oder nicht. In der Stadt hiess es, die Bauern seien neidisch auf den städtischen Wohlstand seien und wollen unbedingt in die Stadt ziehen, was eben nur durch strikte Siedlungskontrolle verhindert wurde. Die wenigen Leute, die irgendwie vom Land in die Stadt kamen, schimpften nur all zu oft über die Stadtbewohner, nannten sie Bonzen und Parasiten. Allerdings schien das, was Joachim bisher über das Leben hier kennengelernt hatte, gar nicht so unangenehm, sicherlich besser als die Lebensbedingungen vieler niederer Arbeiter, welche zumeist undankbaren Tätigkeiten in dunklen Kellern und bei schlechter Luft nachgehen mussten, und in winzigen, überfüllten Wohnungen in den Arbeitervierteln wohnten. Hier draussen hingegen war die Luft frisch, und die Unterkünfte, wenn auch spartanisch, sehr räumlich.

„Wie kommt nun jemand aus der Stadt hierher?“, wiederholte Ophyl Willibalds frage.

„Genau, wie bist du denn jetzt hier gelandet?“, fragte Augusta.

Joachim wurde mulmig zumute. Er wollte nicht unbedingt darüber sprechen dass er in der Stadt als Verbrecher gesucht wurde.

„Wie ich sagte... Ich war auf der Durchreise und... und wurde von Banditen überfallen. Schlimme Sache“, reimte Joachim auf die Schnelle zusammen.

Ophyl schnaubte und verdrehte die Augen. „Welche Mär, es gibt schon ewig keine Banditenüberfälle mehr in dieser Gegend. Darum haben *wir* uns kümmern müssen, weil der Staat seine Pflichten unterlässt. Nun sag schon, was hast du ausgefressen?“

Alle musterten Joachim, der nervös wurde. Augusta sagte schliesslich: „Wir werden dich schon nicht den Bären zum Frass vorwerfen, so gemein sind wir nicht.“

Joachim wusste nicht wo er anfangen sollte.

„Ich... Ich wurde eines Verbrechens angeklagt. Zu unrecht, wohlgemerkt! Ich war für die Güterverteilung verantwortlich und habe für einen Arbeiter ein Paar Säcke Kohle umgeleitet, damit er sein Haus heizen konnte während seine Frau krank war. Das hat jemand bemerkt und mich verraten, dass man mich festnehme und hängt. Oder in die Minen schickt. Ich weiss nicht was schlimmer wäre. Also bin ich auf einem Güterzug abgehauen und zufällig hier gelandet. Aber es ist doch nicht ein Verbrechen wegen den Paar Kohlen!“

Die anderen waren von seiner Geschichte beeindruckt, Hilda war fast zu tränen gerührt. Ferdinand, der neben ihr sass, hielt ihr ein Taschentuch hin. Ophyl paffte nachdenklich an seiner Pfeife.

„Das war nobel von dir. Du hast Gerechtigkeit über Recht walten lassen. Hierzulande wissen wir, dass Recht nicht immer gerecht ist, stimmt's?“, sagte Ophyl in die Runde. Sie alle nickten.

„Lass uns doch die Runde aufheitern“, sagte Ferdinand, „holen wir etwas zu trinken? Wir verdursten hier.“

Ophyl nickte, sogleich standen beide auf und begaben sich die Treppe runter. Zurück blieb eine Stille die vom Lärm der Wirtschaft verdrängt wurde.

Joachim sah Augusta an. „Ihr kennt euch schon lange?“, fragte er.

„Schon ewig“, antwortete Augusta, „seit wir klein waren. Ophyl hat lange Zeit bei Gorman gearbeitet, bis er vor etwa einem Jahr den Hof vom alten Walter Helbing übernahm, der starb ohne Kinder. Jetzt sind wir verlobt“, sagte Augusta, etwas verlegen.

„Ach so“, antwortete Joachim, sagte es aber nur um irgend etwas zu sagen. Es überraschte ihn selbst das ihn diese Worte so betrafen. In den wenigen Tagen seit er zu Gormans Hof gekommen war hatte er eine gewisse Wärme von Augusta her empfunden – oder sich vielleicht nur eingebildet? Hatte er vielleicht solche Wärme empfinden wollen und es war nur Einbildung? Ihn überkam ein Gefühl der Leere, der Bedeutungslosigkeit.

Was hast du denn erwartet? Doch nicht etwa hier eine Bauernromanze zu spielen wie in diesen kitschigen Büchern? Nein, Unsinn. Du gehörst doch hier gar nicht hin. Diese Bauerntölpel sind ein entnervendes Pack. Am besten du schaust, dass du bald mal hier wegkommst.

Joachim rutschte auf der Bank ein wenig in Richtung des Geländers welches das obere Geschoss begrenzte, und schaute nach unten in die Menge, als würde er sich aus Neugierde umsehen. Eigentlich wollte er nur Augustas Blick meiden. In dem Moment hörte er von unten eine bekannte Stimme, es war die von Ferdinand, er sprach mit Ophyl. Joachim schaute hinunter und sah die Beiden an der Theke stehen und sich unterhalten.

Trotz des Lärms standen sie gerade so, dass er ihre Unterhaltung zu Ohren bekam.

„Besser hätte es eigentlich nicht passen können“, sagte Ophyl, „aber genau deshalb ist mir die Sache nicht ganz geheuer.“

„Meinst du der ist hier um uns auszuspähen?“, fragte Ferdinand.

„Ich weiss es nicht. Es ist seltsam, gerade jetzt soll sich dieser komische Kauz aus der Stadt hierher verlaufen haben? Einer der in der Bürokratie war? Wo wir gerade...“

„Ich kann mir schon vorstellen dass der etwas ausgefressen hat, so wie der auf dem Hof erschienen ist. Der war völlig fertig.“

„Nützlich wäre er uns allemal, keine Frage“, sagte Ophyl und rieb sich nachdenklich am Kinn.

Joachim war verwundert von der Konversation. Offenbar waren Ferdinand und Ophyl in etwas verwickelt, und Joachim sollte ihnen irgendwie von nutzen sein. Die Unterhaltung hatte seine morbideste Neugier geweckt.

Letztes mal als du neugierig wurdest ist das nicht gut ausgegangen. Du hast wirklich eine Art das Unglück anzuziehen, es scheint doch, was immer du anfasst geht schief.

„Da sind wir wieder, hat etwas länger gedauert unten“, sagte Ferdinand als er zurückkam und stellte mehrere Krüge mit Bier auf den Tisch. Joachim zögerte, doch Ferdinand schob ihm einen Krug hin. Joachim bedankte sich.

„Haben wir was verpasst?“, fragte Ferdinand.

„Ach was, hier passiert doch sowieso nichts aufregendes“, antwortete Willibald.

„Ausser wenn plötzlich ein geheimnisvoller Fremder erscheint“, scherzte Augusta und blickte wieder auf Joachim.

Das Bier, viel stärker und schmackhafter als das, dass in der Stadt beliebt war, schien die Stimmung aufgelockert zu haben. Auf anfrage der Anderen erzählte Joachim ein wenig über sein Leben in der Hauptstadt und seine Arbeit im Kreisgebäude. Dabei fand er selbst das was er zu erzählen hatte schon bald langweilig und uninteressant.

„Ich habe mir das Leben in der Hauptstadt doch etwas aufregender vorgestellt“, unterbrach ihn schliesslich Hilda.

„Ich auch“, antwortete Joachim und kratzte sich am Kopf. Sie lachten alle ausser Ophyl. Joachims Erzählungen schienen ihn eher nachdenklich zu machen.

„Nichts gegen dich, aber mir scheinen diese Stadtleute sind halt doch nur ein Haufen Schmarotzer.“

„Was denn?“, fragte Hilda überrascht.

„Du solltest das am besten wissen, Hilda Waldenburger.“ Nun wurde Hilda etwas ernst.

„Was meint er damit?“, fragte Joachim.

„Ach, es ist nur... meine Familie waren mal sehr vornehme Grossbauern. Aber die letzten Jahrzehnte über hatten wir alle möglichen Probleme. Länder wurden enteignet, viele Steuern mussten bezahlt werden... irgendwann war von alledem wenig übrig. Da musste ich zum alten Gorman arbeiten gehen.“

„Tut mir Leid das zu hören“, sagte Joachim betroffen.

„Ist schon gut, wenn ich nicht zum Gorman gekommen wäre hätte ich diese gute Gesellschaft nicht gefunden“, sagte sie schliesslich lächelnd. Niemand hatte etwas dazu zu sagen.

„Wie wär's mit einer weiteren Runde Bier?“, fragte Ferdinand und brach das Schweigen. Alle stimmten zu. Ferdinand und Ophyl standen auf, Ophyl bat Joachim mitzukommen um zu helfen, die Krüge zu tragen. „Sonst passiert noch ein Unglück.“

Auf dem Weg zur Theke sprach Ophyl Joachim an: „Du kennst dich also in der Bürokratie aus, ja?“

„Sicher, ich bin dafür ausgebildet worden und habe Jahrelang im Kreisgebäude gearbeitet.“

„Ich habe einen Vorschlag für dich“, fuhr Ophyl fort, „wir könnten jemanden wie dich Gebrauchen für eine... Reise, sagen wir mal.“

„Worum geht es denn?“, fragte Joachim neugierig.

„Das kann ich dir im Moment noch nicht verraten. Wir müssten erst mal sehen, ob wir dir vertrauen können.“

„Das ist eine heikle Sache“, sagte Ferdinand, „aber du könntest bei etwas grossem dabei sein, einen guten Dienst für uns alle tun. Wir haben dich hier aufgenommen, den Gefallen willst du uns doch sicher zurückzahlen.“

„Was wäre denn zu tun?“, fragte Joachim.

„Wir brauchen Passierscheine“, sagte Ophyl, „Kannst du da etwas machen?“

„Passierscheine?“, fragte Joachim, „sollte kein Problem sein, ich habe immer wieder mal Passierscheine anfertigen müssen.“

„Mein Vorschlag ist, du hilfst uns bei dieser Reise und damit bei unserer ganzen Unternehmung.“

„Na ja... ich helfe eigentlich gern, aber ich habe ja schon einigen Ärger am Hals. Springt denn da auch etwas für mich raus?“

Ophyl überlegte kurz und sagte dann: „Sicher, das könnte bei deinen Problemen auch helfen. Du hilfst uns, und wir sehen zu dass deine Anklage verschwindet. Du könntest dann wieder in die Stadt zurück.“

„Dabei wollt ihr mir helfen können? Das glaube ich nicht.“

Ophyl schmunzelte jetzt ein wenig.

„Ich gebe dir mein Wort darauf. Du musst uns nur vertrauen.“

Joachim sah sich die beiden an. Die Sache war ihm nicht geheuer, trotzdem war er neugieriger denn je. Wie wollten diese Bauern ihm helfen, seine Probleme zu lösen? Sie hatten doch darauf bestimmt keinen Einfluss. Es konnte sich nur um eine politische Intrige handeln. Er hatte seine Zweifel daran, aber die Aussicht, den Rest seiner Tage als Flüchtiger auf dem Hof zu verbringen war auch nicht gerade verlockend. Zu verlieren hatte Joachim wenig, und er war ganz bestimmt nicht zum Bauer bestimmt, das hatte er vor langer Zeit so entschieden.

„Also gut. Ich bin dabei“, sagte er schliesslich. Ophyl und Ferdinand gaben ihm beide die Hand, dann gingen die drei das Bier holen.

XI

Ereignislos vergingen die Tage auf Gormans Hof, und Joachim wollte dieses Leben weiterhin nicht als Routine annehmen. Neben seiner Hilfe bei der Steuererklärung und den vielen anderen bürokratischen Angelegenheiten, half er auch sonst aus wo er konnte, etwa bei Reparaturen für die Instandhaltung des alten Bauernhauses. Die Hände vom alten Gorman waren von den langen Jahren der Handarbeit schwielig, und er hatte Mühe mit Nägeln und ähnlichen Kleinarbeiten. Joachim, der eigentlich nie wirkliche Handarbeit gekannt hatte, war hier hilfreich, obgleich seiner Ungeschicktheit. Da er von seinen Studien her ein Wenig von Bautechnik verstand, kam es ihm in den Sinn, eine Verbesserung der Bewässerungsanlage vorzuschlagen. Bisher verlief die Bewässerung über eine Furche, durch die das Wasser von einem nahegelegenen Bach zu den Feldern floss. Joachim schlug vor den Bach ein Stück weiter oben anzuzapfen und über einen kleinen, aus Holzbalken gebauten Kanal zu den Feldern zu führen. Durch den grösseren Höhenunterschied war der Wasserdruck nun grösser und die Holzbalken verhinderten das prompte Versickern des Wassers. Somit konnte das Wasser besser verteilt werden, ohne dass man so viele Eimer auffüllen musste, um die Felder zu giessen, und auch ohne dass bei stärkerem Regen diese überflutet wurden.

Gorman war zufrieden und schätzte die Arbeit von Joachim, obwohl die Feldarbeiter weniger überzeugt waren. Sie meinten das die Bewässerung schon vorher gut genug funktioniert hatte. Sie waren zwar freundlicher geworden, aber trotzdem defensiv über ihre Arbeit, schliesslich bewirtschafteten sie schon seit Jahren diese Felder mit guten Ergebnissen. Allerdings trauten sie sich auch nicht, dem alten Gorman zu widersprechen. Er war der Patriarch auf diesem Hof, was er sagte wurde gemacht,

ohne Widerrede. Eine Ordnung, die vielleicht nicht immer zur vollen Zufriedenheit aller funktionierte, aber die immerhin funktionierte. Das Oberhaupt des Hofes hatte immer das letzte Wort.

Fast immer.

Es war unerwartet, als Ferdinand eines späten Abends Joachim in der Scheune aufsuchte. „Es ist Zeit deiner Abmachung nachzugehen", sagte Ferdinand mit unüblichem Ernst in der Stimme, „pack deine Sachen, es geht los. Am besten du nimmst alles mit. Wer weiss ob und wann wir hierher zurückkehren." Joachim nickte und tat wie ihm befohlen. Nun da der Moment gekommen war sein Versprechen einzuhalten wurde er nervös, voller Selbstzweifel, doch er wollte sich nichts anmerken lassen. Es war zu spät um es sich anders zu überlegen, schliesslich hatte er eingewilligt, gerade weil er nicht für immer und ewig auf diesem Hof bleiben wollte. Joachim hatte nichts einzupacken, er war mit leeren Händen angekommen, und so würde er wieder abreisen. Nur seinen dunkelgrauen Schlips, den er auf dem Hof aufgehört hatte zu tragen, und der stattdessen an einem Nagel an der Scheunenwand hing, packte er in seine Jacketttasche. Eine symbolische Bindung zu seinem Leben in der Stadt, die er nicht aufgeben würde.

Hilda und Augusta waren bereits draussen, voll bekleidet mit dicken Mänteln und prallen Säcken über der Schulter, bereit für die Reise. Gorman sass in seinem Sessel, Pfeife in der Hand, und starrte auf das Feuer im Kamin. Er drehte sich nur kurz um als er Ferdinand und Joachim eintreten hörte, dann starrte er wieder aufs Feuer als er sprach.

„Du also auch? Na dann, lasst euch vom alten Gorman nicht aufhalten", sagte er schlicht. Joachim blickte kurz auf die anderen, er wusste nicht genau was antworten.

„Ich bin ihnen dankbar für alles, was sie für mich getan haben“, sagte er schlicht. Gorman grunzte. Wusste er mehr als Joachim darüber, wohin sie sich hier begaben? Ferdinand deutete schliesslich auf die Tür, dass sie los gehen sollten.

„Warte“, rief Gorman. Zuerst reagierte niemand.

„Ich?“, fragte Joachim dann.

„Ja du“, sagte Gorman ohne ihn anzusehen, „den alten Mantel da neben der Tür. Nimm ihn mit. Vielleicht ist er dir ja nützlich.“ Joachim danke ihm und nahm den Mantel an sich. Es war ein langer, dunkelgrüner Rock aus schwerer Wolle. Joachim zog ihn gleich an, um sich vor dem kalten Wind der Nacht zu schützen.

„Wohin geht es denn?“ fragte Joachim als sie das Bauernhaus verlassen hatten.

„Zur Bahnstation erst mal. Den Rest siehst du dann. Also los.“

Sie hatten keinerlei Lampe oder Fackel dabei, aber der Mond schien hell genug an diesem Abend, dass sie sogar Schatten warfen, und auch den Weg fanden. Schon bald war in der Ferne ein schwaches Licht vom Stationsgebäude zu sehen. Der Weg bis zur Station kam Joachim viel kürzer vor als am Tag seiner Ankunft, was wohl daran lag, dass er damals seines Zieles nicht bewusst war. Ein Weg ohne klares Ziel erscheint einem immer länger als wenn man seines Bestimmungsortes bewusst ist.

Als sie beim Stationshäuschen angekommen waren, klopfte Ferdinand an die Tür, der Beamte öffnete sie kurz darauf. Er trug noch die dunkelgrüne Uniform der Eisenbahnbeamten, doch die Jacke hatte er offen und die Schiebermütze nicht aufgesetzt.

„Du bist es“, sagte er, „warte nebenan im Lager auf mich. Ich komme gleich.“

Das Lager war wenig mehr als ein rudimentär aufgebautes Dach auf ein Paar Holzbalken, unter welchem die Waren und Güter, die auf den Zug sollten, zwischengelagert wurden. In einer Ecke stand ein Brett, schief auf zwei kleinen Ziegelsteintürmen gestellt, als Tisch. Das Licht im Stationsgebäude ging bis auf eine kleine Lampe aus, mit der der Beamte prompt zu ihnen kam. In der anderen Hand hielt er einige Papiere.

„Hier sind die Formulare, wie abgemacht. Aber ausfüllen müsst ihr sie selber." Er legte die Papiere auf den Tisch, darauf einen Stift, daneben stellte er die Lampe. Ferdinand richtete sich an Joachim: „Jetzt ist es an dir. Du musst uns diese Passierscheine ausfüllen."

„Wohin geht denn die Weltreise?", fragte Joachim.

„Morlenburg", antwortete Ferdinand kategorisch.

„Morlenburg?", fragte Joachim ungläubig. Diese Antwort hatte er nicht erwartet. Morlenburg war ein kleiner Aussenposten, weit im fernen Westen, jenseits der Gebirgskette, die das Land Mendacia nach Westen hin abgrenzte. Die Ortschaft befand sich am Ende des Morlentals, das vom gleichnamigen Fluss, der Morle, seinen Namen erhielt, und der eines der wenigen bewohnbaren Täler in einem ansonsten weitreichenden Ödland bildete. Es gab dort nur ein wenig Landwirtschaft und keine Industrie, und Morlenburg war die einzige erwähnenswerte Siedlung dort. Die Eisenbahnlinie, die dorthin führte, war die westlichste Eisenbahnstrecke im Land, gebaut aus militärischen Gründen um die westliche Grenze abzusichern und eine mögliche weitere Kolonisierung zu ermöglichen, da das westliche Gebirge an dieser Stelle am einfachsten zu überwinden war. Jedoch hatte man eventuell von einer weiteren Erschliessung abgesehen, und diese war auch in absehbarer Zeit nicht zu erwarten, denn nach dem Morlental begann eine immense, bisher unerforschte Wüste. Die karge Gegend war nicht interessant für

die landwirtschaftliche Nutzung, und, soweit bekannt, bot sie auch sonst keine nützlichen Ressourcen. Im Morlental wurden hauptsächlich Früchte angebaut und etwas Viehzucht betrieben.

Mit Passierscheinen kannte sich Joachim ganz gut aus, aber in eine Region mit militärischer Bedeutung, wie es das Morlental war, zu reisen war eine Sache für sich, was er natürlich jetzt nicht zugeben wollte. Wichtig war vor allem das Kürzel, das auf dem Formular den Reisegrund angab. Diese Kürzel waren grösstenteils universell, so zum Beispiel für einfache Besuche oder Geschäftsreisen, konnten aber auch spezifisch angewandt werden und mussten im Voraus bei den Grenzwachen angekündigt sein. Bei gewissen Regionen von strategischem Interesse, wie Häfen oder eben militärischen Aussenposten, war dies die Norm, dort waren auch die Kontrollen strikter und systematischer. Joachim wusste von einem Kürzel, das trotzdem mit grosser Wahrscheinlichkeit angenommen würden, da es bescheinigte, dass es sich bei den Reisenden um Arbeiter im Auftrag der Regierung handelt, wie zum Beispiel für die Verrichtung technischer Arbeit an öffentlichen Anlagen. Er konnte nicht ganz sicher sein, dass das auch auf dieser Strecke gelten würde, und wenn ja, ob die Grenzwachen daran zweifeln könnten, dass sie in so einem abgelegenen Teil des Landes solche Arbeit verrichten wollten. Trotzdem war das Beste, was er tun konnte.

„Ich will dich ja nicht irgendwie nervös machen“, sagte Ferdinand, „aber wenn das nicht klappt gehen wir alle drauf.“ Er grinste dämlich. Schlechter Moment für Galgenhumor, dachte Joachim.

„Bitte. Das bescheinigt dass wir im Auftrag der Regierung Unterwegs sind. Wenn jemand Fragt, dann sagen wir dass wir die Wasserversorgung in Morlenburg ausbessern wollen. So

lange ich etwas davon wusste, war das immer ein Problem dort, also sollte es glaubwürdig sein."

„Gut, gut, gut..." sagte Ferdinand und sah sich die Passierscheine an, „mach gleich sechs von diesen Papieren bereit, Maximilian und Willibald kommen noch dazu." Joachim machte sich daran. Schon wenig später näherten sich Maximilian Ophyl und Willibald Rasp.

„Ihr seid spät", ermahnte sie Ferdinand.

„Eine Patrouille war noch auf dem Hof", antwortete Ophyl genervt, „ich weiss nicht ob Zufall oder ob die etwas ahnen. Hab gedacht es wäre besser wenn wir noch da sind um denen keinen Grund zum Verdacht zu geben."

„Der Zug sollte gleich ankommen. Joachim hat uns schon die Passierscheine ausgefüllt. Schau." Willibald und Ophyl musterten Joachim, dann sah sich Ophyl die Passierscheine an und nickte anerkennend.

„Dann wollen wir mal sehen was der gute Mann taugt", sagte Willibald.

Ein fernes Pfeifen kündigte die Ankunft des Zuges an. Joachims Herzschlag beschleunigte sich, jetzt war es so weit. Wenn die Passierscheine nicht durchkämen würde man sie alle festnehmen, dann würde auch seine vorherige Strafsache ans Licht kommen und dann... Er wollte gar nicht ausdenken wie das alles ausgehen würde.

Das hättest du dir vor ein Paar Wochen auch nicht vorgestellt, dass der biedere Joachim mit irgendwelchen Landstreichern unterwegs sein würde, um weiss der Geier welche Verbrechen zu begehen. Aber trotzdem ist das doch gar nicht so schlecht, einmal etwas mehr zu sein, als ein kleines, unbedeutendes Zahnrad in dieser grossen Maschinerie der Zivilisation, welches ohne Weiteres ausgetauscht werden konnte. Jetzt bist du mal kein Ersatzteil, sondern ein Mensch.

Der Zug kam näher und hielt schliesslich an. Zwei Arbeiter luden sogleich Säcke aus, der Stationsbeamte ging zu ihnen um alle Dokumente unterzeichnen zu lassen.

„Dieser Zug ist für den Arbeitertransport vorgesehen," sagte Ophyl, „ganz am Ende ist ein Personalwagen. Gehen wir."

Die kleine Truppe lief bis zum hinteren Teil des Zuges und stieg ein. Es war ein alter Drittklassenwagen mit hölzernen Sitzbänken. Der Wagen war allerdings völlig ausgelaugt, die Holzbänke hatten kaputte Balken, dass man aufpassen musste, sich keinen Splitter ins Gesäss zu rammen. Mehrere Scheiben war zerbrochen, der Boden war uneben und viele Stellen quietschten laut beim drüberlaufen. Licht gab es keines, eine einzige Öllampe hing in der Mitte des Wagens, brannte aber nicht. Joachim war von diesem Anblick entsetzt. Er kannte die zweite Klasse am besten, war manchmal sogar erste gefahren, doch er konnte sich nicht vorstellen, dass gar in der Dritten solch ein Wrack zahlende Fahrgäste befördern würde. Es musste ein ausgemustertes Vehikel sein, das hier für den Arbeitertransport zum Einsatz kam. Arme Teufel die so reisen mussten.

Ferdinand, mit der Lampe des Beamten die er mitgenommen hatte, versuchte ohne Erfolg die Öllampe im Wagen anzumachen. „Leer", sagte er nur, und setzte sich hin. Er konnte die eigene Lampe an einem der Pfosten aufhängen, wo sich ein Haken für Mäntel und Hüte befand. Ihre eigenen Mäntel würden sie bei den vielen zerbrochenen Fensterscheiben bestimmt nicht abnehmen. Joachim erwartete eine kalte, dunkle Fahrt ins Ungewisse. Mit einem starken Ruck fuhr der Zug los.

XII

Der brüchige Wagen in dem die kleine Gruppe reiste war in der Fahrt genau so unangenehm, wie es das heruntergekommene Innere erwarten liess. Die ganze Nacht mussten sie in dieser Klapperkiste aushalten. Joachim versuchte ein wenig zu schlafen, doch der Lärm des Wagens und der kalte Nachtwind, der durch die zerbrochenen Scheiben blies, machten es nicht einfach. Jedes mal als er einnickte, so schien es ihm, wurde er wenige Minuten später von einem Stoss des Wagens aufgeweckt.

Zur Morgendämmerung kam der Zug wieder einmal zum halten. Die Landschaft die an ihnen vorbei zog war nun karg und felsig, nicht mehr das üppige Grasland wie in der landwirtschaftlichen Gegend, in der sich Gormans Hof befand. Sie waren in der nähe des westlichen Gebirges. Nicht weit von hier befanden sich die letzten Aussenposten der Zivilisation, der allerletzte davon war Morlenburg. Die Wüste jenseits vom Morlental war kaum erforscht, und, so war anzunehmen, unbesiedelt. Die dürre Landschaft dort, geprägt von Sanddünen, unerträglicher Hitze und einer völligen Abwesenheit von Wasser und Pflanzenbewuchs, wurde obendrein von regelmässigen Sandstürmen heimgesucht. Das alles machte eine Erforschung aufwendig und gefährlich. Jahre zuvor hatte es immer wieder Gruppen von Abenteurern gegeben, die sich in diese Gegend gewagt hatten, in der Hoffnung fruchtbares Land oder Bodenschätze zu finden. Die, die Glück hatten, waren einige Zeit später mit leeren Händen zurückgekehrt, unfähig diese unendliche Wüste zu überwinden. Andere kamen gar nicht wieder. Als die Zeiten schlechter wurden gab es immer weniger Gönner, die solche Expeditionen finanzieren wollten. Das bekam auch das Dörfchen Morlenburg zu spüren, und seit dem schmachtete es nur noch als vergessenes Kaff vor sich hin. Die Zeiten als es im-

merhin noch Ausgangspunkt dieser Expeditionen glorreicher Abenteurer war, gab es nur noch als eine ferne Erinnerung.

Der Zug kam mit einem starken Ruck zum halten, und die Letzten der Gruppe, die noch schliefen, wachten auf. Ophyl ermahnte sie, dass es sich um dem Kontrollpunkt handeln musste, da sie bereits Westkreuz passiert hatten. Er würde das reden übernehmen. Joachim zweifelte, ob dieser Landarbeiter überzeugend genug sein würde, aber er wollte nicht darüber diskutieren. Wie erwartet sahen sie schon bald draussen zwei Grenzwachen auf sie zukommen. Angstschweiss lief Joachim den Nacken herunter. Die Wachen stiegen in den Wagen und stellten sich neben die einzigen Insassen. Die beiden Männer hätten unterschiedlicher nicht sein können, einer von ihnen klein und dick mit roten Wangen, der andere gross und schlank, mit einer prominenten Adlernase. Beide trugen ihre Jacken offen, was eigentlich gegen die Regulierungen verstiess, wie Joachim wusste. Auch hatte der dicke seine Kappe nicht an, sondern trug sie in den Händen, was während der Arbeitszeit auch nicht zugelassen war.

„Papiere“, sagte Wachmann Adlernase. Ophyl hielt ihm die Papiere her.

„Universalpassierschein“, sagte er seinem Kollegen und stiess ihm mit dem Ellenbogen leicht in den Bauch, „lange nicht mehr gesehen. Wo geht es denn hin?“, fragte er in die Runde.

„Zum Rummelplatz ja wohl kaum“, sagte Ophyl sarkastisch, „sollen in Morlenburg die Wasserversorgung flicken.“

Joachim war überrascht, der Mann war unerwartet glaubhaft, man merkte ihm keinerlei Nervosität an. Joachim hätte bestimmt nicht so selbstsicher antworten können, nicht bei einem solchen Lügenmärchen.

„Und die Frauenzimmer?“

„Wir sollen drei Monate hier arbeiten, Mann. Sollen wir unsere Weiber zurücklassen, dass die mit dem Nächstbesten durchbrennen?“

Die Wachmänner lachten grunzend, der Dicke stiess seinen Kollegen belustigt mit dem Ellenbogen.

„Alles klar, dann seht mal zu, dass ihr die Geschichte in Ordnung bekommt. Wenn die Pumpen nicht bald mal wieder zum laufen kommen gibt es noch einen Aufstand.“

Ophyl bekam die Papiere zurück und die Wachmänner stiegen aus. Der Dicke gab mit einem Pfiff dem Lokomotivführer Bescheid und der Zug setzte sich kurz darauf wieder in Bewegung.

„Die Papiere von unserem Herrn Stadtbonzen haben sich bewährt. Bist ja ganz nützlich“, sagte Ophyl zufrieden und gab Joachim einen Klaps aufs Knie. Joachim sagte nichts. Er war nur erleichtert, dass sie es geschafft hatten, ohne weiteres an den Wachen vorbeizukommen. Angesichts der Tatsache aber, dass diese viel weniger Gründlich gewesen waren als er erwartet hätte, erwies sich seine Nervosität jedoch als unbegründet. Er hatte sich den Grenzübergang zum Morlental als gut bewachte Militäranlage vorgestellt. So soll sie ja einst auch mal gewesen sein. Aber diese beiden Wachen schienen alles andere als Spitzenrekruten, eher hätte man meinen können, sie waren zur Strafe hierher verlegt worden.

Die fahrt nach Morlenburg dauerte noch einige Stunden. Obwohl es vom Grenzposten nicht mehr weit war, ging es nur noch sehr langsam vorwärts. Die Gleise waren in merkbar schlechtem Zustand und der Wagen wackelte mehr denn je, er drohte jeden Moment zu entgleisen. Zusammen mit der Erfahrung dieser Grenzwachen machte sich das Gefühl breit, dass das Morlental vom Rest des Landes vollkommen vergessen war.

Als Obstplantagen auf den Seiten der Hügel die Landschaft immer mehr bestimmten, war Joachim klar dass die Siedlung in der Nähe sein musste. Südfrüchte, Oliven, und anderes Obst und Gemüse, das in diesem warmen Klima gedieh, waren der einzige relevante Export des Morlentals, und nebst der militärischen Präsenz wahrscheinlich der einzige Grund, weshalb diese Gegend noch nicht völlig aufgegeben und die Bahnschienen entfernt worden waren. Die Hänge die das Tal begrenzten waren versehen von diesen Plantagen mit ihren symmetrisch angereihten Bäumen. Dazwischen immer wieder kleine Schuppen die zu den Plantagen gehörten.

Es war wohl schon Mittag, als sie endlich Morlenburg erreichten, der einzige planmässige Halt im Morlental und Endpunkt der Bahnstrecke. Unweit des Zuges war die Siedlung zu sehen, Stadt wäre zu viel gesagt. Eine unregelmässige Ansammlung von Holzhütten, einige mit eigenen kleinen Obstgärten nebenan. Strassen als solche gab es nicht, nur staubige, unbefestigte Wege. Die Morle, hier ein nur kaum vier Ellen breiter Fluss, entsprang von einem grösseren Berg nordwestlich des Dorfes, einem Ausläufer der Bergkette, die sich vom Norden des Morlentals bis hin zu den Hochlanden erstreckte, und deren höchste Spitze die des Wolkenbruchs war, einem Berg den man aus vielen Teilen des Landes sehen konnte. Mehrere kleine Bäche aus den Hügeln der Umgebung, den letzten bevor das hügelige Ödland in der Wüste aufging, speisten ebenfalls diesen Fluss, der die Siedlung Morlenburg unter einigen Holzbrücken durchquerte. Die Bahnstation, ein unscheinbarer Holzschuppen, befand sich am Rand der Siedlung, auf der östlichen Seite. Die Gleise führten zwar noch ein ganzes Stück weiter, mitten durch das Dorf, waren von dort an aber völlig verrostet, von Unkraut überwuchert und wahrscheinlich unbrauchbar. Das Schild am Bahnhof mit der Aufschrift „Morlenburg“ hing

schief und die Farbe blätterte ab, aber es war ja nicht so, als hätte irgendjemand im unklaren darüber sein können, wo er hier angekommen war.

Im Westen, auf einem Hügel leicht erhöht thronend, befand sich die Festung, die Morlenburg seinen Namen gab. Sie bestand aus einem solide erscheinenden hölzernen Bau, der auf einem Metallgerüst erhöht war, nur durch eine Leiter zu erreichen. Die Festung an sich war wenig mehr als ein Kasten mit zwei Reihen von kleinen Fenstern. In der Mitte erhob sich ein Turm, der ebenfalls mit Fenstern versehen war, die spiralförmig der Treppe nach oben folgten. Ganz oben gab es einen Fahnenmasten ohne Fahne, und die Silhouette eines Turmwächters war ab und an zu erkennen. Obwohl die Festung nicht besonders gross war, gaben ihr die erhöhte Lage und die robuste Bauweise auf dem Metallgerüst ein ominöses erscheinen, als würde sie in jedem Moment, ein überdimensionierten Insekt gleich, anfangen zu laufen.

Die Festung befand sich auf einem Hügel auf der linken Seite des Tals, kurz bevor dieses in der Wüste mündete. Eigentlich nur als provisorischer Aussenposten für die weitere Erforschung des Westens gedacht, wurde dieses Provisorium schliesslich permanent, und mit der Zeit wurden auch immer mehr Soldaten zurückgerufen, bis nur noch eine minimale Wache von wenig mehr als einem Dutzend Gefreiten zurückgeblieben war. Die Festung hatte neben ihren militärischen Funktionen, die jetzt wenig mehr als symbolisch waren, auch die administrative Befugnis über Morlenburg, sie war also zugleich Kaserne, Rathaus und Polizeiwache. Die alltägliche Verwaltung wurde zumeist den Bürgern überlassen. Die Militärs hatten weder Zeit noch Lust sich mit den Kleinigkeiten der Bevölkerung zu befassen. Somit herrschte in Morlenburg eine Art Naturge-

setz, was diesem Ort auch seinen Ruf einer wilden, gesetzlosen Siedlung gab.

Auf Joachim machte Morlenburg einen eher verschlafenen Eindruck. Es herrschte eine überraschende Ruhe, einige Frauen pflegten ihre kleinen Obstgärten, Landwirte kamen mit Eselskarren voller Früchte zur Bahnstation um diese auf den Zug zu verladen, und ein einsamer Soldat patrouillierte, sichtbar gelangweilt, durch das Dorf.

„Mir nach", sagte Ophyl und führte die Gruppe an in Richtung Dorfmitte. Joachim wunderte sich wo er sie wohl hinführen würde, Hotels oder Herbergen gab es hier ja nicht, da so gut wie nie Besucher kamen. Für den seltenen Fall dass doch mal Fremde kämen, mussten sie in Wohnhäusern eine Unterkunft finden, eine willkommene Einnahmequelle für die Einheimischen. Militärischer Besuch hingegen wurde in der Festung untergebracht.

Nach einem kurzen Fussmarsch kamen sie bei einem Bauernhaus am südlichen Rande der Siedlung an. Nur dieser Kurze Weg hatte Joachim schon ins schwitzen gebracht, die Wärme hier war ihm völlig ungewohnt. Bei Gormans Hof schien zwar tagsüber eine warme Sonne aber die Luft war trotzdem angenehm kühl gewesen. Hier herrschte hingegen ein schwüles Klima, sogar der Wind blies warm aus der Wüste im Westen. Hinter dem Haus befand sich ein Gemüsegarten, um einiges grösser als die im Dorfinneren, und ein kleines Gehege mit Ziegen. Neben dem Haus gab es noch eine Scheune. Joachim deuchte dass diese ihre Unterkunft sein würde. Er war es langsam leid, andauernd in irgendwelchen schäbigen Scheunen auf dem verdammten Stroh schlafen zu müssen.

Ophyl klopfte an die Tür, aber in einem sehr spezifischen Rhythmus: zweimal nacheinander, dann nach einer kurzen Pause ein drittes Mal. Ein Klopfzeichen. Die junge Bäuerin öff-

nete vorsichtig die Tür. Sie war sehr schlank, und im Gesicht etwas blass. Die Hände von der Arbeit gegerbt. Sie musterte einen Moment lang die Gruppe, und sagte dann leise zu Ophyl: „Über die Berge und über die Meere." Ophyl antwortete: „Für Traditionen, Freiheit und Ehre." Ihr Gesichtsausdruck war sofort Erleichtert, sie nickte kurz und öffnete ihnen die Tür, dass sie hineintraten.

Das Bauernhaus war viel armseliger als das von Gorman, es gab neben der kleinen Küchenecke lediglich einen alten Tisch und zwei einfache Bänke, alle aus dem selben rauen, splitterigen Holz wie der Boden. Die Fenster hatten keine Scheiben, nur Klappläden. Eigentlich auch nicht weiter schlimm, da so wenigstens der Wärme ein wenig vorgebeugt wurde.

„Setzt euch erst mal und esst. Auspacken besser nicht, ihr werdet in der Scheune schlafen müssen", sagte die Bäuerin, „es gibt Gemüse und Früchte, heute Abend schlachten wir eine Ziege. Mein Mann bringt Gerade die Ernte zum Zug. Er ist bestimmt bald zurück."

„Danke, gute Frau", sagte Ophyl.

„Keine Ursache, wir tun gern etwas für die Sache, mit dem wenigen was wir haben. Ich bin Hanna, mein Mann heisst Gerold."

Joachim fand es merkwürdig dass diese Frau sich vor Ophyl und den anderen vorstellte, er hatte erwartet dass sie wüssten zu wem sie kommen, aber auch vom Klopfzeichen und der Parole an der Tür her war zu schliessen, dass sie sich nicht persönlich kannten, aber trotzdem irgendwie voneinander wussten. Sie wahren wohl Teil einer grösseren, geheimen Gruppierung. Er fragte sich was sie mit der „Sache" wohl meinte. Wahrscheinlich der selbe Grund aus dem sie alle hierher gereist waren.

Sie wollen dir nicht sagen worum es geht, denn sie vertrauen dir nicht. Du bist ja nur der dumme Stadtbonze, hast ihnen ja nur die Passierscheine angefertigt. Überall sind es geschlossene Gesellschaften, denen du nicht zugehörst, die nichts von Fremden wissen wollen. Es scheint, die ganze Welt ist einstmals aufgeteilt worden, jeder hat ein Stück davon bekommen, ausser dir.

Sie stellten sich alle vor, dann servierte Hanna auf einigen Tellern geschnittene Früchte und Gemüse. Es war zwar ein armes Bauernhaus, aber die Früchte die sie serviert bekamen wären in der Hauptstadt alles andere als billig gewesen. Orangen, Pfirsiche, Tomaten, Gurken und Oliven. „Wir werden wahrscheinlich nicht lange bleiben, ist wohl auch für euch besser. Aber wisst, dass ihr einen wichtigen Dienst erwiesen habt", sagte Ophyl. Die ganze Atmosphäre hier war bedrückend, niemand redete viel. Sie assen, danach führte sie Hanna rüber in die Scheune, wo sie ihre wenigen Habseligkeiten abstellten. Joachim versuchte sich mit dem schweren Mantel den ihm Gorman geschenkt hatte einen Schlafplatz auf dem Stroh anzufertigen. Bei dieser Hitze würde er ihn sowieso nicht brauchen. „Vorsicht mit den Spinnen. Einige sind giftig. Wenn ihr sie in Ruhe lasst, sollte nichts passieren. Wenn euch doch eine zu nahe kommt, nehmt einen Schuh oder sonst etwas um sie totzuschlagen, bloss nicht mit der Hand. Das Abendessen gibt es bei Sonnenuntergang", sagte Hanna und entfernte sich. Giftspinnen, dachte Joachim, das hatte gerade noch gefehlt.

„Heute haben wir weiter nichts zu tun, entspannt euch ein bisschen. Morgen ist dann der grosse Tag", sagte Ophyl geheimnisvoll.

„Dann können wir ja die Sehenswürdigkeiten von Morlenburg bewundern", scherzte Ferdinand.

„Macht einfach nur keinen ärger. Ich habe gehört die Leute hier können etwas eigenwillig sein." Eigenwillig, das war gut.

Neben dieser verklemmten Frau schien der alte Gorman ja sympathisch und weltgewandt, dachte Joachim.

Auch Ophyl entfernte sich. Die die übrig geblieben waren hatten noch einige Stunden totzuschlagen bis zum Abendessen. Der Hof war etwas abseits der meisten Häuser, am Fuss einer der Hügel, die das Tal auf der Südseite begrenzten. Man konnte ein gutes Stück weit das Tal entlang blicken. Der Zug mit dem sie angereist waren, war schon auf dem Weg zurück und hinterliess nur eine schwarze Rauchwolke. Jetzt gab es keinen Ausweg mehr aus diesem Tal. Keinen Weg zurück.

XIII

Um die Zeit totzuschlagen unternahm Joachim einen kleinen Spaziergang durch das Dorf. Es tat gut, die Beine ein wenig auszustrecken, nach der langen, ungemütlichen Zugfahrt. Besonders aufregend war der Dorfbesuch allerdings nicht. Es waren kaum Lebenszeichen zu sehen, die Bewohner waren entweder bei der Feldarbeit, oder sie verstecken sich vor der starken Sonne in ihren Häusern. Joachims inzwischen verdreckter und zerfranster Hut, den er sonst nur aus Gewohnheit trug, erwies ihm hier einen guten Dienst. Hin und wieder sah er Anwohner, die die kleinen Holzterrassen vor den Eingängen ihrer Häuser fegten, oder sich um ihre Obstgärten kümmerten. Von ihnen wurde Joachim mit Argwohn angesehen. Wieder einmal war er der unwillkommene Fremde.

Die heisse Sonne war im Vergleich zu den vielen Jahren in der Stadt eine angenehme Abwechslung. Wenn er tatsächlich irgendwann mal in die Hauptstadt zurückkehren sollte, würde er diese warme Sonne vermissen. In der Nähe des Flusses war es ein wenig kühler, und die Ufer waren grüner als der Rest der Ortschaft, von den künstlich bewässerten Plantagen und Gemüsegärten abgesehen. In der ganzen Gegend wuchsen sonst nur dürre Büsche, die an dieses trockene Klima angepasst waren. Auch Bäume gab es ausserhalb der Plantagen keine. Entlang des Flusses gab es einige eiserne Wasserbrunnen, bei denen man mit einem Hebel Wasser pumpen konnte. Die meisten waren allerdings trocken. Das war wohl, was die Grenzwachen gemeint hatten, als sie über die Probleme mit den Pumpen sprachen. Als Joachim einen Brunnen fand der doch Wasser spendete gönnte er sich einen grosszügigen Schluck, die Hitze hatte grossen Durst in ihm geweckt.

Nach seinem Rundgang durch das Dorf kehrte Joachim gelangweilt zu Hannas Haus zurück. Als er sich der Scheune näherte wurde er von Hilda überrascht, die aus der Richtung des Dorfes weinend auf ihn zugelaufen kam.

„Du musst ihnen helfen!“, rief sie. Joachim verstand nichts.

„Was ist denn los?“, fragte er.

„Ferdinand und Willibald, du musst ihnen helfen. Man hat sie verhaftet.“

„Verhaftet? Jetzt beruhige dich erst mal, erklär mir was passiert ist“, sagte Joachim. Hilda atmete tief durch.

„Wir waren im Dorf, und dann kommt plötzlich so ein Soldat und sagt sie hätten irgendwen umgehauen. Ist doch Unsinn. Bitte Joachim, du verstehst dich doch mit diesen Kerlen.“

Sie zerrte ihm verzweifelt an seinem Jackett. Joachim wusste nicht inwiefern er sich mit den Soldaten von diesem Aussenposten verstehen sollte, aber er konnte die arme Hilda wohl kaum von sich weisen.

„Wo sind sie jetzt?“

„Im Dorf, hier den Weg entlang, nach dem Fluss. Da hat sie ein Wachmann festgehalten“, sagte Hilda und zeigte in Richtung des Dorfes, „ich bin gekommen um Hilfe zu holen aber Ophyl ist auch nicht da.“

Als Joachim ein Stück weit den Weg bis zu einer leichten Biegung gegangen war konnte er jenseits der Brücke tatsächlich eine kleine Gruppe Leute erkennen, Ferdinand und Willibald, ein Wachmann, und eine Frau, eindeutig eine Einheimische. Joachim kam näher und konnte hören was gesagt wurde.

„Die waren es, die Fremden. Ich habe sie doch hier herumschleichen sehen“, sagte die Frau.

„Wir haben doch nichts mit dem zu tun gehabt, was soll das ganze?“, rief Willibald.

„Ausser euch war ja sonst niemand hier“, antwortete der Wachmann.

„Sie waren es, ganz bestimmt“, sagte die Frau. Joachim kam auf den Wachmann zu.

„Was ist los?“, fragte er.

„Gehören sie auch zu diesen Zwei?“, fragte der Wachmann.

„Was ist denn passiert?“

„Der Mann von dieser guten Frau wurde ermordet. Erstochen.“

„Mein armer Emil, warum habt ihr das getan, ihr Hunde“, rief die Frau in Tränen.

„Aber wir hatten doch gar nichts zu tun damit“, erwiderte Ferdinand, „es muss ein Irrtum sein.“

„Irrtum oder nicht, ihr kommt jetzt mit in die Festung. Bevor ihr gekommen seid war alles ruhig, soll der Kommandant entscheiden was mit euch passiert.“

„Bitte, lassen sie mich mitkommen, ich kenne die Herren“, sagte Joachim.

„Von mir aus, also los.“

Mit seinem Gewehr in Händen trieb er die beiden bis zur Festung hinauf. Unterhalb des Gebäudes, zwischen den Metallstelzen, hing eine Schnur herunter, an der ein kleiner Holzknüppel hing. Der Wachmann zog daran und oben war ein läuten zu hören. Kurz darauf wurde eine Metalltreppe hinuntergefahren, und sie stiegen hinauf.

Der Raum in den sie kamen war sehr dunkel, er wurde nur durch wenige Öllampen beleuchtet. Auf einer Seite war der Mechanismus für die Treppe, eine grosse Seilwinde mit einem Gegengewicht, die von einem Wachmann betätigt wurde. Sie gingen durch eine Tür in einen Gang der nach rechts und links führte. Der Wachmann ging voran, die anderen drei ihm nach. Dieser Gang hatte Fenster auf einer Seite, von denen aus man

die Wüste sehen konnte. Joachim hätte gerne eine Weile lang diese unwirkliche Aussicht aufs Ende der Welt betrachtet, musste aber gleich weitergehen um mit den Anderen mitzuhalten. Am Ende des Ganges kehrten sie nach rechts durch eine andere Tür, und kamen in einen grossen Raum, ebenfalls mit einigen Fenstern von denen aus man diesmal das Dorf sehen konnte. Die Einrichtung war spartanisch, einige Holzmöbel, ein grosser Tisch, und ein staubiger roter Teppich auf dem Boden. Hinter dem Tisch sass ein Mann in einer anderen Uniform als die Wachen, er war wohl der Befehlshaber der Festung. Er hatte graues Haar und etwas faltiges Gesicht, einige Jahre älter als die Wachmänner. Sein Ausdruck strahlte Gleichmut aus, seine Haltung war ruhig, bedächtig.

„Kommandant Garond, zwei dieser Männer werden des Mordes angeklagt. Sie hätten Emil, den Mann von Amalia, erstochen, um ihn zu bestehlen."

Der Kommandant hob langsam den Blick auf die Gruppe die ihm vorgeführt wurde.

„Und der dritte?", fragte er. Seine stimme war ruhig aber kraftvoll.

„Er sagt er sei von der selben Gruppe der anderen zwei. Er wollte mitkommen."

„Wer seid ihr, was sucht ihr in Morlenburg?", fragte der Kommandant.

Willibald und Ferdinand zögerten und schauten auf Joachim. Was sollte er sagen? Die Geschichte mit den Pumpen war vielleicht nicht angebracht, man würde schon bald bemerken dass sie gar nichts mit der Wasserversorgung am Hut hatten. Es war ja gar nicht geplant gewesen dass sie vor dem Kommandanten erklären sollten wieso sie hier waren. Joachim musste sich schnell etwas ausdenken. Sein Herz raste.

„Unterbühl mein Name, wir sind im Auftrag der Regierung hier“, begann er um noch etwas Zeit zu gewinnen, „wir sollen, ähm... einen Zensus der Stadt erstellen.“

„Eine Volkszählung? Ich wurde gar nicht informiert“, antwortete der Kommandant. Sein Blick bohrte sich auf Joachim, der sein bestes tat seine Nervosität zu verstecken.

Joachim seufzte. „Diese verdammte Depesche, hat er wieder das Geld für die Botschaft versoffen. Es ist nicht das erste Mal, man findet nie anständige Boten die hierher kommen wollen.“

Der Kommandant musterte Joachim ungeduldig.

„Ich meine... sie müssen verzeihen, es wurde ja eine Nachricht versendet aber sie ist ganz offensichtlich nie angekommen. Wenn sie vielleicht im Departement für koloniale Angelegenheiten nachfragen möchten, bei Dr. Fredersen.“

Der Kommandant schloss die Augen und seufzte. „Nicht das erste Mal das eine Nachricht hier nicht ankommt. Ich will ihnen glauben, wo sie ja auch Herrn Dr. Fredersen zu kennen scheinen. Wenn wir jetzt einen Boten aussenden wird das Tage dauern bis wir eine Antwort bekommen. Ich habe ja schon etliche Male eine Telegraphenverbindung angefragt, aber wir sind halt keine Priorität für die Regierung hier. Nun gut, zur Sache. Ihr zwei werdet des Mordes beschuldigt. Eine ernste Anklage.“

Nun meldete sich Willibald zu Wort: „Es ist wirklich ein Missverständnis. Ja, wir waren gerade in der Nähe, aber wir wissen nichts von einem Mord!“

„Beruhigen sie sich, wir werden die Sache schon aufklären“, begann Garond, „aber sie werden verstehen, wir sind ein kleines Städtchen hier, wir kennen uns alle gegenseitig. Wir haben hin und wieder einen kleinen Diebstahl oder Betrunkene die sich verprügeln, aber keinen Mord.“

„Ach, weil wir die Fremden sind müssen wir gleich Verbrecher sein?“, fragte Ferdinand empört. Joachim trat ihn ans Bein

damit er den Mund hielte. Aber immerhin konnten mal andere erfahren wie es war, wenn man als Aussenseiter immer schief angesehen wurde.

„Ich werde Nachforschungen machen lassen in diese Angelegenheit. Bis dahin werdet ihr zwei hier im Kerker bleiben", sagte Kommandant Garond ernst, „sie dürfen sich entfernen."

Joachim wurde aus der Festung geführt, während Ferdinand und Willibald in den Kerker gebracht wurden. Sie sahen ihm mit flehendem Blick hinterher, aber in diesem Moment konnte Joachim nichts mehr für sie tun.

Er lief sogleich zurück zum Bauernhaus. Er traf auf Ophyl der gerade aus dem Dorf zurückkehrte.

„Joachim. Weisst du wo Willibald und Ferdinand sind? Ich suche schon eine ganze Weile nach ihnen."

„Tja, das ist so eine Sache...", begann Joachim, ohne zu wissen wie er das geschehene erklären sollte. Er kratze sich nachdenklich am Kopf, wie sollte er dies Ophyl beibringen?

„Ist etwas passiert?"

Er erklärte schliesslich die Situation mit der Mordanklage.

„Was?!", rief Ophyl empört und trat einen Stein auf dem Boden, „diese verdammten Tölpel, ich habe doch gesagt sie sollen keinen Ärger machen, und jetzt das, zum Teufel alles!"

„Reg' dich nicht gleich so auf, es war wirklich nicht ihre Schuld. Sie waren zufällig in der Nähe und man hat sie verdächtigt."

„Hast du eine Ahnung, wie wir sie da raus bekommen könnten?", fragte Ophyl barsch. Joachim wollte gerade antworten als eine Gruppe von fünf Wachmännern herbei marschiert kam. Sie gingen direkt zur Scheune in der Joachim und die anderen untergebracht waren. Sie ignorierten Ophyls Proteste und begannen die ganze Scheune zu durchsuchen. Ophyl schaute nervös auf seinen Sack, ob er wohl kompromittierendes Material bei

sich hatte? Als die Wachen diesen Sack durchsuchten brachten sie unter anderem ein Paar Papiere zum Vorschein. Auf einem dieser Papiere sah Joachim ein seltsames Symbol, es sah aus wie ein altes Wappen, und kam ihm bekannt vor, doch er konnte es nicht genau einordnen. Die Wachen ignorierten dies allerdings. Einen Augenblick später rief einer der Wachen, etwas entdeckt zu haben. In einer hinteren Ecke, nahe eines Fensters, hatte er einen goldenen Kelch gefunden.

„Dieser Kelch wurde von Herrn Emil gestohlen. Das beweist dass ihre Freunde des Mordes schuldig sind."

„Diese Idioten", sagte Ophyl schnaubend. Die Wachen entfernten sich mit dem Beweisstück. Als sie weg waren sagte Joachim: „Glaubst du wirklich die würden wegen diesem dämlichen Kelch jemanden ermorden? Wo wir doch so wichtiges zu tun haben?"

„Ich weiss es nicht, aber er war da. Wie sollen wir das erklären?"

Joachim fand das alles viel zu offensichtlich. Die beiden neigten vielleicht hin und wieder zu Schnapsideen, aber Mord schien nicht etwas, was er ihnen zutrauen würde.

„Du traust doch deinen Freunden nicht etwa einen Mord zu?", fragte Joachim.

„Es ist mir gleichgültig, wir sind nicht Freunde sondern Gesinnungsgenossen. Wenn sie diese Gesinnung für einen Goldkelch aus dem Fenster werfen wollen – mir soll es recht sein." Joachim war von Ophyls Kaltherzigkeit schockiert.

„Dann willst du sie einfach so hängen lassen?"

„Ich kann unseren Auftrag nicht für sie in Gefahr bringen, zu viele Leute sind darauf angewiesen. Sie wussten welchen Risiken sie sich aussetzen, und ich würde auch nichts anderes von ihnen erwarten wenn es um mich ginge. Sie müssen selber sehen wie sie zu Recht kommen."

Joachim war entsetzt. Dieser Mann der sich als Anführer dieser Gruppe ausgab war nicht bereit auch nur einen Finger zu rühren für seine Freunde, die er ja offenbar nicht als seine Freunde ansah. Joachim wollte diese Ungerechtigkeit nicht annehmen, er wusste ja nicht einmal, was dieser grosse, welterschütternde Auftrag war, von dem Ophyl sprach. Er wollte die Sache nicht so stehenlassen, seines Gewissens halber. Er begab sich erneut ins Dorf und suchte das Haus auf, wo der Mord geschehen war. Ein Paar Wachen waren bei der Scheune postiert geblieben, und sahen ihm mit verdächtigem Blick hinterher.

Du musst diese zwei aus diesem Schlamassel retten. Aber das wirst du nicht schaffen. Du hast keine Ahnung wie du das überhaupt anstellen solltest. Du weisst ganz genau dass das schlecht ausgehen wird. Niemals zuvor hat sich das Schicksal deinetwegen umgewendet, wieso soll es diesmal anders sein?

Er wusste überhaupt nicht wo er anfangen sollte mit der ganzen Geschichte, allenfalls beim Haus von Amalia und Emil, wo ja dieser Mord geschehen wäre. Auf dem Weg wurde er einige Häuser vorher auf einen beissenden Gestank aufmerksam. Er erkannte sofort dass es sich um Kuhmist handelte, was er auffällig fand, da er bisher gar keine Kühe gesehen hatte. Sie hätten kaum wo zu grasen bei dieser trockenen Landschaft. Als er sich etwas umsah bemerkte er dass der Gestank von einem Paar Stiefel kam, die jemand neben der Haustür abgelegt hatte. Dieses Haus war in unmittelbarer Nähe des Flusses, neben einer Brücke. Ein brüchiges Haus, sogar für morlenburger Verhältnisse. Dem Einwohner schien wenig daran zu sein, es instand zu halten.

Joachim dachte sich vorerst nichts weiter dabei, und ging weiter. Es schien Ruhig um Amalias Haus. Er klopfte an die Tür, die Frau öffnete sie sogleich. Joachim sah das drinnen der

Körper des Toten lag, mit einem Tuch bedeckt. Zwei Wachmänner taten sich daran ihn zu entfernen.

„Was wollen sie noch hier? Sie sind doch bestimmt ein Komplize dieser beiden Gauner", sagte Amalia wütend. Sie schien eher verärgert als verstört.

„Gnädige Frau, ich möchte ihnen mein Beileid ausdrücken, aber meine Kollegen sind doch keine Mörder. Haben sie sie denn gesehen wie sie... na ja, sie wissen schon?"

„Natürlich habe ich sie gesehen, also..., das heisst, ich kam gerade vom Laden zurück, ich war Brot holen. Ich sah sie vom Hinterhof kommen, dort." Sie deutete auf den Weg, der zum hinteren Teil ihres Hauses führte. Joachim fiel auf dass das Haus grösser war als viele andere, und in besserem Zustand. Auch die Möbel drinnen waren von besser Qualität.

„Gibt es denn sonst niemanden der ihrem Mann unrecht tun wollen würde?", fragte Joachim.

„Mein Mann hat immer hart gearbeitet, es ging uns besser als vielen anderen hier im Dorf. Darauf ist mancher bestimmt neidisch. Aber deshalb wird man ihn ja nicht gleich umbringen, ach mein armer Mann."

„Bestimmt nicht. Nochmals mein aufrichtiges Beileid wegen ihres Mannes. Bitte entschuldigen sie die Umstände."

Das war vollkommen Zwecklos gewesen, dachte Joachim. Er konnte sich einfach um nichts in der Welt vorstellen dass Ferdinand und Willibald wegen einem kümmerlichen Kelch so etwas tun würden, obgleich Amalia darauf bestand. Als er gedankenversunken über die Brücke ging, bemerkte er, dass jemand an ihm vorbei ging, der den Gestank von vorhin mit sich zog. Joachim drehte sich um, und sah einen Mann der gerade an ihm vorbei gelaufen war bei Amalia klopfen. Sie öffnete die Tür, und der Mann begann sie zu trösten, er ging auch gleich zu ihr ins Haus. Er schien sie zu kennen, aber wie Garond ge-

sagt hatte, kannten sich hier ja alle untereinander. Beim weitergehen sah er wieder auf diese grässliche Baracke, sie ragte wirklich heraus, denn die anderen Hütten waren zwar einfach, schienen aber bei weitem viel besser gepflegt als diese. Dabei fiel ihm auf dass die stinkenden Stiefel von vorher nicht mehr da waren. Sie mussten diesem Mann gehören, der zu Amalia gegangen war. Als er einen Wachmann sah die gerade vorbei kam lief er auf ihn zu.

„Herr Wachtmeister“, rief Joachim.

„Was ist denn?“, sagte dieser genervt.

„Wissen sie wer in diesem Haus wohnt?“, fragte er und deutete auf diese Bruchbude vor der zuvor die stinkenden Stiefel gestanden hatten.

„In dem Loch wohnt der Hermann. Was wollen sie denn von diesem Taugenichts?“

„Ach... ist nicht wichtig, danke für die Auskunft.“

Der Wachmann sah Joachim argwöhnisch hinterher als er wieder schnurstracks zu Amalias Haus lief. Diesmal klopfte er nicht, sondern lief unauffällig um das Haus herum, um es anzusehen. Tatsächlich war dahinter ein kleiner Stall mit Rindern. Dieser Stall war nach aussen hin nur mit einem hölzernen Zaun begrenzt, die Kühe standen auf recht engem Raum, manche gleich neben diesem Zaun, zum greifen nahe. Der Gestank war so schon schlimm genug, ein geschlossener Stall würde es bei dieser Hitze unerträglich machen. Vom Stall aus führte eine Hintertür ins Haus. Es gab also den vorderen Eingang, aber man hätte auch von hinten einbrechen können, denn der Zaum bestand nur aus zwei Holzbalken, und die Tür schien nicht einmal ein Schloss zu haben. Hier hinten, weg vom grossen Weg, war man auch viel weniger neugierigen Blicken ausgesetzt. Nur müsste man hierbei ja mitten durch den Mist waten...

Joachim lief sogleich wieder zur Festung hinauf, so schnell dass er beinahe einen Hitzeschlag bekam, und bat dort um Einlass. Er kam wieder zu Kommandant Garond.

„Was ist denn jetzt wieder?“, fragte der Kommandant irritiert.

„Bitte, Kommandant, ich möchte zu den Gefangenen, ich muss sie etwas fragen.“

Garond seufzte, stand aber sogleich auf und führte Joachim zum Kerker. „Ich werde aber mitkommen, dass ihr nichts ausheckt.“

Der Kerker war gleich hinter dem Eingangsraum, im Inneren der Festung. Es gab keine Fenster, nur ein Paar Öllampen. Der Kerker bestand aus einer Reihe von drei Zellen, die aus Holzgittern gefertigt waren, und einem Gang daneben. Am ende des Ganges sass ein dösender Wachmann. Innerhalb der Zellen gab es nichts ausser einem kleinen Holzeimer für die Bedürfnisse der Gefangenen. Ferdinand und Willibald sassen, buchstäblich, in der ersten Zelle, auf dem Boden da es sonst keine Bank gab. Sie sprangen allerdings sofort auf als sie Joachim kommen sahen.

„Joachim! Gibt es etwas neues?“, fragte Willibald.

„Vielleicht“, sagte Joachim, „ich wollte euch ein Paar Sachen fragen.“

Die beiden kamen näher an die Gitter.

„Als ihr bei dem Haus wart, habt ihr denn da niemanden gesehen?“

„Nein, die ganze Strasse war menschenleer“, sagte Ferdinand, „wie sonst alles in dem Dorf.“

„Aber habt ihr niemanden aus dem Haus kommen sehen, oder herumschleichen?“

Beide schüttelten den Kopf. Doch Willibald fiel plötzlich etwas ein: „Doch – also, ich weiss nicht ob es etwas zu tun hätte,

aber als wir in Richtung des Hauses kamen lief uns jemand entgegen, er hatte es ziemlich eilig."

„Er kam aus dem Haus?", fragte Joachim.

„Nein, von einer Seitenstrasse."

„Ach ja, den Kerl meinst du", fügte Ferdinand hinzu.

„Was hat er gemacht, oder wie sah er aus?", fragte Joachim.

Willibald kratzte sich am Kopf, Ferdinand runzelte die Stirn.

„Ganz normal eigentlich", sagte Willibald, „nicht besonders gross, nichts was irgendwie auffällig wäre."

„Ausser...", begann Ferdinand.

„Ja?"

„Er hat gestunken, widerlich, wie nach Gülle. Ich meine, das Dorf hat ja nicht gerade einen Duft nach Blumen, aber der Kerl war ja ekelhaft."

Willibald nickte zustimmend.

Nun war es Kommandant Garond der sich zu Wort meldete: „Was habt ihr denn dort hinten zu suchen gehabt?", fragte er misstrauisch.

Willibald und Ferdinand sahen sich einen Moment an, bis Willibald endlich antwortete.

„Wir... wir haben die Kühe geärgert."

„Ihr habt was?", fragte Joachim empört.

„Die Kühe geärgert. Wir haben sie am Schwanz gezogen bis sie ärgerlich wurden. Ist so ein Streich von Bauernjungen. Jetzt seht uns nicht so an, uns war langweilig und es gibt ja sonst nichts zu tun. Nicht einmal eine Taverne."

Joachim schlug sich die Hand ins Gesicht. Waren denn die beiden fünf Jahre alt, sich so zu benehmen?

„Ja, ja, es ist kindisch, geben wir doch zu, aber den Mord haben wir nicht begangen, bei den Göttern", sagte Ferdinand verzweifelt.

„Nun gut. Wir müssen sehen wie es weitergeht“, sagte Joachim schliesslich.

„Hol uns hier raus, Mann. Ich weiss Ophyl wird keinen Finger rühren, dem sind wir unwichtig“, flüsterte Ferdinand als Garond schon den Kerker verlassen hatte.

„Ich habe hier nicht sehr viele Kühe gesehen, Kommandant, nur an einem Ort“, sagte Joachim als sie aus dem Kerker waren.

„Emil war der einzige im Dorf der Kühe hatte. Er verkaufte Milch, Butter und Käse zu stolzen Preisen. Nicht mal für uns hat er einen besseren Preis gemacht, dieser Geizkragen.“

„Die Sache ist, ich habe vorher bemerkt das jemand anders, wie hiess der noch gleich... der... der Taugenichts, hat der Wachmann gesagt.“

„Hermann?“

„Ja, genau. Der hatte Kuhmist an den Stiefeln.“

„Kann ja wohl sonst irgend ein Dreck gewesen sein, die Maultiere laufen ja immer wieder durch das Dorf.“

„Nein, Kommandant, das war der typische Gestank nach Gülle. Ich bin auf einem Bauernhof aufgewachsen, und den Gestank erkenne ich. Die Stiefel von dem waren regelrecht gebadet in dem Zeug.“

„Und?“

„Sehen sie doch, die Beiden hier haben von jemandem gesprochen der eilig herbeigelaufen kam, mit stinkenden Stiefeln. Was ist wenn das dieser Hermann war, der hinten über den Stall ins Haus gegangen ist, und dann wieder raus gelaufen? Niemand hätte es gesehen. Und Amalia war beim Markt, sie hätte erst ihren Mann entdeckt als sie zurückkehrte. Da waren Ferdinand und Willibald gerade dabei die Kühe zu ärgern. Sie aber hatten keine stinkenden Stiefel, weil sie nicht in den Stall hinein sind, sondern nur vom Zaun aus die Kühe ärgerten. Amalia hat doch gesagt sie kamen von hinten, aber sie können

nicht durch den Stall gelaufen sein. Und wenn sie durch den Vordereingang rein und raus gegangen sind wären sie höchstwahrscheinlich gesehen worden, das Haus ist ja gerade am grossen Weg."

Kommandant Garond rieb sich nachdenklich das Kinn und nickte leicht.

„Das könnte passen... aber etwas weit hergeholt ist es trotzdem. Wieso soll denn Hermann den Emil töten und dann die Diebesbeute wegschmeissen? Hat er ja nichts davon wenn wir sie konfiszieren."

Daran hatte Joachim nicht gedacht, und es stimmte. Wenn Hermann die Schuld auf seine Gruppe hatte schieben wollen, hatte er schlussendlich nichts von seiner Tat.

„Fragen wir doch Hermann aus. Mal sehen was der dazu sagt."

„Das ist doch nicht ihr ernst, ich soll jetzt dort runter um diesen Tölpel wegen des Kuhmistes an seinen Stiefeln befragen?", sagte Garond empört.

„Bitte, Kommandant. Es geht um zwei unschuldige Menschen. Um Tod und Leben."

Der Kommandant seufzte und ging schliesslich mit Joachim zum Ausgang.

XIV

Der Kommandant Garond lief mit Joachim hinunter ins Dorf um Hermann aufzusuchen. Der Kommandant sah im Sonnenlicht ganz anders aus als oben in der dunklen Festung. Man sah in ihm einen stolzen, rechtschaffenen Hauptmann, und nicht einen frustrierten Bürokraten in Uniform. Ein wirklicher Soldat, wie sie kaum noch aufzufinden waren, sein gang voller Würde und Entschlossenheit. Joachim fühlte sich neben ihm minderwertig. Er sah im Kommandanten eine aufrichtige Person, zu der man aufsehen konnte. Er hatte nur einmal so eine Person im Leben gehabt, und das war Professor Baumgartner, wenn auch dieser eine ganz andere, intellektuelle Art der Autorität ausstrahlte. Sein eigener Vater war ein Mann ohne klare Vorsätze gewesen, schwach in seiner Denkweise, immer bereit mit jeder Mode mitzugehen, sich bloss nicht gegen die Masse stellen wollte, und der trotzdem zumeist arrogant und überheblich agierte. Eine tragische Figur in Joachims Augen, die ihn sehr geprägt hatte.

Sie erreichten Hermanns Haus, und Garond klopfte laut an die Tür. Diese wackelte in den Scharnieren, es schien als würde sie mit etwas mehr kraft bald nachgeben. Es kam allerdings keine Antwort. Garond klopfte erneut, und wieder war nichts zu hören.

„Vielleicht ist er noch bei Amalia zu Hause? Ich habe ihn vorher da hin gehen gesehen“, sagte Joachim. Sie schauten in die Richtung, und sahen gerade jemanden in ihre Richtung kommen. Tatsächlich, es war Hermann. Sie warteten auf ihn, dabei fiel Joachim auf dass seine Stiefel frisch geputzt waren, sie stanken auch nicht mehr. Als er zu seinem Haus kam sah er die beiden nervös an.

„Haben sie den Kerl endlich festgenommen?“, fragte er.

„Bitte?“, fragte Garond.

„Der da, das ist doch der Mörder“, sagte Hermann und deutete auf Joachim, „sie wollen wohl meine Aussage dazu, die mache ich gern.“ Garond sah Joachim einen Moment verdächtig an.

„Ich war doch nicht einmal in der Nähe als der Mord geschah“, sagte Joachim entrüstet. Dies überraschte Hermann. Wieso bestand er plötzlich darauf das Joachim der Mörder gewesen war?

„Wir wollten eigentlich sie ein Paar Sachen fragen“, sagte Garond und wendete sich wieder an Hermann.

„Sie kommen doch von Frau Amalias Haus, oder?“, fragte Joachim.

„Geht dich doch 'nen Dreck an“, antwortete er abfällig und machte Anstalten sich zu entfernen. Kommandant Garond griff ihn an der Schulter und kehrte ihn zu sich. Hermann erschrak von der brüsken Behandlung. Als Garond ihn ergriff rutschte Hermanns Ärmel ein wenig hoch und Joachim meinte auf seinem Arm ein eingebranntes Symbol zu erkennen, eine Sonne vielleicht? Nein, es waren wie die Fangarme einer Krake. Konnte es tatsächlich das Symbol sein, das er beim Ritual im Gebäude von P. Hellmer und Sohn gesehen hatte? Das erklärte mehr als dass Joachim gewollt hätte: *Er* hätte angeklagt werden sollen.

„Beantworten sie die Frage!“, bellte ihn Garond an.

„Ja, ich war da, und?“

„Was hatten sie da zu suchen?“, fragte Garond.

„Ich habe die arme Witwe getröstet, könntet ja auch diesen anstand haben, anstatt hier die Leute anzuschreien.“

„Wo waren sie als der Mord geschah?“, fragte Joachim.

„Was fragt der mich hier eigentlich aus? Der ist doch der Mörder, wieso hören sie mir eigentlich nicht zu?“

„Was sollen denn diese Anschuldigungen? Es wurden doch schon verdächtige festgenommen“, sagte Joachim.

„Verdächtige festgenommen? Ja sind sie den von Sinnen, der hier, der Fremde war's doch! Hab's doch gesehen!“

Garond legte das Gesicht in die Hand, die ganze Konversation wurde ihm zu dumm. Er drehte sich von Hermann weg und betrachtete die brüchige Hütte. Sie verletzte ihn in seinem Stolz als Stadthalter. Diesen Moment nutzte Hermann schliesslich aus um sich dem improvisierten Verhör zu entziehen.

„Wenn's weiter nichts is' ich hab noch zu tun“, sagte Hermann wie er sich entfernte.

Er machte sich daran mit Mühe das alte Schloss an der Tür aufzumachen und verschwand im Haus. Joachim war fassungslos, dieser Mann hatte gerade versucht ihn auf äusserst tolpatschige Weise zu beschuldigen, und Joachim wusste genau warum. Er war jetzt auch davon überzeugt dass Hermann der tatsächliche Mörder war, aber die Konversation hatte dies auch nicht ans Licht bringen können. Garonds Geduld schien auch zur Neige zu gehen. Joachim musste schnell eine Lösung finden.

„Herr Unterbühl, kommen sie doch kurz“, hörte Joachim den Kommandanten plötzlich rufen. Er war hinter dem Haus, wo ein trockener, ungepflegter Garten verkümmerte. „Sehen sie mal, dort“, sagte der Kommandant, und deutete im Garten auf eine Stelle hinter einer Trockenen Pflanze. Es wahr frisch gewühlte Erde.

„Meinen sie?“, fragte Joachim. Garond nickte. Joachim sprang über den Gartenzaun und begann in der frischen Erde mit den Händen zu graben. Schon wenig später entdeckte er genau das was der Kommandant wohl erwartet hatte dort zu finden. Hermann sah aus dem Fenster was vor sich ging und kam sofort wieder gelaufen. Er versuchte die beiden aus dem Garten

zu verscheuchen, Joachim traute er sich zu schubsen aber nicht Kommandant Garond. Doch es war zu spät, Joachim hielt einen Dolch in Händen, auf dem trotz der Erde noch trockenes Blut zu erkennen war.

„Spinnt ihr eigentlich? Raus aus meinem Garten, was soll denn das."

„Also doch", sagte Joachim kategorisch.

„Was?", rief Hermann Entrüstung vortäuschend.

„Es passt eindeutig als Mordwaffe", sagte Garond, und nahm den Mann an den Handgelenken.

„Ich... das hat der hier doch vergraben, er will mich anschuldigen. Lassen sie mich."

Garond schien zum Glück wenig Interesse für seine Ausreden zu haben.

„Sie haben Emil umgebracht, aus welchem Grund auch immer", sagte Garond. Hermann wusste nicht mehr was er dazu sagen sollte.

„Und den Kelch hast du in die Scheune geworfen damit man die Fremden beschuldigen würde", fügte Joachim hinzu.

„Wieso sollte ich denn den alten Mann töten wenn ich nichts davon habe? Alles Schwachsinn. Kommandant glauben sie diesem Mann doch kein Wort, er ist ein Gesetzloser. Ein Verbrecher."

Garond schaute Joachim erneut mit Argwohn an, Joachim zuckte nur mit den Schultern. Aber er wusste genau worauf Hermann hinaus wollte und spielte das Unschuldslamm. Zum Glück war sein Eindruck auf Garond bei weitem seriöser und glaubwürdiger als der von diesem Lump. Der Kommandant meldete sich sogleich wieder zu Wort:

„Die Beweislage ist eindeutig. Hermann, sie sind Festgenommen wegen Mordes an Herrn Emil."

„Was soll denn – nein, das ist alles erstunken und erlogen, gar nichts habe ich gemacht! Loslassen! Den da müssen sie doch festnehmen!“

Hermann klagte den ganzen Weg in die Festung, aber Garond ignorierte ihn. Er hatte ihm mit einer Schnur die Hände hinter den Rücken gebunden. Sie brachten ihn in den Kerker. Willibald und Ferdinand waren völlig aufgewühlt als sie dieses Bild sahen.

„Das ist er ja, der Typ den wir gesehen haben!“, rief Ferdinand sogleich.

Garond liess Hermann vom Wärter einsperren, und Ferdinand und Willibald freilassen.

„Euer Freund ist ein kluges Köpfchen“, sagte Garond während sie alle zurück zum Raum des Kommandanten gingen, „ohne ihn hätten wir wohl euch arme Teufel gehängt.“

Willibald und Ferdinand fassten Joachim dankbar an die Schultern und schüttelten ihm die Hand.

„Ihr könnt dann gehen“, sagte Garond.

Ferdinand und Willibald liefen sofort zum Ausgang, Joachim blieb zurück.

„Ich danke ihnen, dass sie mir vertraut haben“, sagte er. Garond nickte kaum merkbar.

„Was meinte Hermann als er sie dauernd beschuldigt hat ein Verbrecher zu sein?“, fragte Garond plötzlich.

„Ich... habe keine Ahnung. Ausreden?“

Garond schaute sich Joachim mit zugekniffen Augen an. Joachim wusste dass der Kommandant etwas ahnte, aber nicht genau wusste was. Ein Glück gab es hier keine Telegraphenleitung, dass er über Joachim hätte Anfragen stellen können. Schliesslich wendete er sich ab und seine Miene entspannte sich. Er schien es aufgegeben zu haben, die Wahrheit aus Joachim herauszubekommen. Vielleicht war es ihm einfach gleich-

gültig, wer dieser junge Fremde hier wirklich war oder was er verbrochen hatte.

Er drehte sich zum Fenster und schaute auf das Dorf hinunter. „In diesem staubigen Nest den Polizisten zu spielen ist nicht meine Berufung. Als wir dieses Land jenseits des Gebirges besiedelten, war ich noch ein junger Rekrut“, erklärte der Kommandant betrübt, „damals dachten wir, das hier wäre nur der Anfang und wir würden bald neue Welten fernab der Wüste erforschen. Morlenburg sollte nur ein erster Aussenposten sein. Und jetzt... Jetzt ist aus alledem nur ein jämmerliches Bauernkaff geworden, und ich muss mich mit solchem Unsinn abgeben, weil wir nicht einmal einen Richter haben. Diese verfluchten Politiker sind so sehr damit beschäftigt, sich selber an der Macht zu halten, dass sich kaum noch jemand darum schert, aus unserem Land Mendacia etwas grosses zu machen. Unsere Ambitionen... vergessen. Beiseite gelegt. Damit irgendwelche fetten Industriellen in der Stadt weiter ihr Geld scheffeln können, während alle anderen hungern. Nein, das ist nicht das Land für das ich Leib und Leben gegeben hätte.“

Joachim schwieg eine weile. Wie immer wusste er keine passenden Worte nach diesem emotionalen Monolog, bei dem der Kommandant ihm sein Herz ausgeschüttet hatte.

„Es werden bessere Zeiten kommen, Kommandant,“ sagte er schliesslich und streckte Kommandant Garond die Hand aus, „ich bin mir sicher.“

„Gute Zeiten machen schwache Leute. Schwache Leute machen schwere Zeiten. Schwere Zeiten machen starke Leute. Und starke Leute machen gute Zeiten. Vielleicht haben sie recht. Alles Gute, Herr... Unterbühl.“

Garond gab ihm einen kräftigen Händedruck. Dann entfernte sich Joachim und ging zu seiner Gruppe zurück.

Bei ihrer triumphalen Rückkehr war Ophyl wütend statt erleichtert. Er schimpfte die Beiden lautstark aus, sie hätten die ganze Reise in Gefahr gebracht. Auf Augustas flehen hörte er bald auf und ging zurück ins Haus. Ferdinand und Willibald gingen in die Scheune, wo sich Hilda auf Ferdinand stürzte.

„Mein Ferdi“, rief sie, „was haben dir diese bösen Männer getan?“

„Ist schon gut, der Joachim hat uns da raus gehauen, hat er richtig fein gemacht. Der kommt uns nützlicher als wir je gedacht hätten.“ Er kehrte sich kurz zu Joachim und zwinkerte ihm zu.

Der Geruch von gebratenem Fleisch machte sich langsam breit, bald wäre es Zeit für das Abendessen. Bis dahin machte Joachim noch um den Hof eine Runde. Beim Ziegengehege traf er auf Augusta, die die Ziegen beobachtete. Ihre Blicke trafen sich.

„Nicht schlecht wie du die zwei aus dem Schlamassel befreit hast“, sagte Augusta. Er lächelte verlegen. Beide schwiegen eine Weile, und betrachteten die Ziegen in ihrem Gehege herumtollen.

Wie kommt eine solche Magd nur dazu mit einem Rüpel wie Ophyl verlobt zu sein? Er schätzt sie nicht, er verdient sie nicht. Hätte man sie festgenommen hätte er wohl auf die gleiche Art gehandelt. Was bringt es schon, eine Person nobler Gesinnung zu sein, wenn es dir am Ende doch nur schaden zufügt? Niemals hast du was davon gehabt, ausser Ärger, Schmach, Einsamkeit.

„Ich darf aber immer noch nicht wissen wieso wir denn hier sind?“, fragte Joachim schliesslich. Augusta lächelte ihn an. „Morgen wirst du es sehen“, sagte sie.

„Macht ihr so etwas öfter?“, fragte Joachim.

„Es ist das erste Mal. Ophyl hat sich in diese Geschichte verwickelt, und wir sind ihm halt gefolgt. Er hat uns davon überzeugt dass es das richtige ist."

„Und es macht dir nichts aus ihm einfach so ins Abenteuer zu folgen?", fragte Joachim erneut.

„Du hast es doch auch getan, und du weisst nicht einmal wieso", antwortete Augusta. Joachim sagte nichts, aber zu sich selber dachte er, dass er ganz genau wusste, wieso er mitgemacht hatte.

Augusta fuhrt fort: „Ich nehme an, du bist uns aus dem selben Grund gefolgt. Du wolltest einfach nicht den Rest deines Lebens als armseliger Bauer verbringen. Wir alle sehnen uns danach, zu etwas grösserem dazuzugehören. An etwas zu glauben. Das gibt unserem Leben einen Sinn, der über uns selbst hinaus geht. Alleine sind wir unbedeutend. Aber als Teil von etwas grösserem können wir die Welt verändern. Verbessern."

„Darf ich daraus verstehen, dass auch unsere kleine Gruppe nur ein kleiner Teil von einer grösseren Idee ist?", frage Joachim.

Augusta lächelte erneut. Sie sagte nur: „Morgen." Dann entfernte sie sich und liess Joachim alleine mit den Ziegen zurück.

XV

Am nächsten Morgen wurden Joachim und die anderen bei Sonnenaufgang von Ophyl geweckt. Joachim hatte Mühe mit dem Aufstehen, der Ziegenbraten am Vorabend lag ihm schwer im Magen. Der Herr des Hauses hatte wohl die fetteste Ziege schlachten wollen, und ebenso fettig war das Fleisch gewesen. Eine freundliche Geste war es trotzdem.

„Nehmt alles mit, wir kehren hier nicht mehr zurück", mahnte Ophyl. Ferdinand und Willibald schienen ebenfalls wenig gefallen daran zu finden, so aufgeweckt zu werden. „Bin ich der einzige dem der Braten gestern nicht ganz bekommen hat?", fragte Ferdinand in die Runde.

„Ich fand den grossartig", antwortete Willibald.

„Lasst das Gefasel und packt zusammen, wir müssen los", betonte Ophyl. Er schien nach und nach angespannter zu werden, schon seitdem sie ihre Reise angetreten waren.

Sie verabschiedeten sich alle von ihren Gastgebern, kurz davor besprach Ophyl noch etwas mit dem Bauer, er hatte ihm scheinbar eine improvisierte Karte auf einem Fetzen Pergament gezeichnet, damit sie den Weg finden. Wohin – darauf war Joachim jetzt gespannt.

Sie wanderten los, den Hügel südlich der Siedlung schräg hinauf in Richtung des Ödlandes das die Gegend rund um das Morlental herum prägte, und ein Zwischenstück der westlichen Gebirgskette war. Im Norden lag der mächtige Wolkenbruch, und ein steiles Gebirge das bis zu den Hochlanden führte, im Süden ein weniger massiver aber trotzdem schwer überwindbarer Gebirgszug, der sich bis an die Küste erstreckte, und dessen letzte Hügel bis in die Nähe von Albershafen kamen. Das Morlental war nur aufgrund des Flusses überhaupt bewohnbar, der Rest dieser Region war eine raue, aride Gegend, in die sich

niemand verlaufen wollte. Und doch lief diese kleine Gruppe genau dort hinein.

Zuerst liefen sie noch einen Trampelpfad entlang, der in Richtung einer Obstplantage führte. Doch noch bevor sie bei dieser ankamen, liess Ophyl sie nach rechts kehren, den Hang hinauf, wo kein Weg mehr zu erkennen war. Sicherlich waren sie so früh los gezogen, um diesen steilen Weg nicht in der heissen Mittagssonne bewältigen zu müssen. Nach einer langen, mühseligen Besteigung des Hügels kamen sie schliesslich auf dem Scheitelpunkt an. Joachim schaute nach Süden auf eine Landschaft von unzähligen weiteren kahlen Hügeln und trockenen Tälern, so weit das Auge reichte. Zu seiner linken erhob sich die Gebirgskette, zu seiner Rechten senkten sich diese Hügel in die unendliche Einöde. Sie liefen eine lange Zeit dem Scheitel des Hügels entlang in Richtung des Gebirges, das aber noch sehr weit entfernt war. Mit der Zeit begann die Sonne zu stechen was die Wanderung schwer erträglich machte. In der Gruppe herrschte vollkommene Stille. Ophyl, vorne ab, war einzig und allein auf den Weg konzentriert und schaute nur ab und zu auf seine kleine Karte. Die anderen tauschten immer wieder mitleidige Blicke aus, es war nicht nötig auszusprechen, was sie alle dachten, geholfen hätte es auch nicht. Als sie auf einen kahlen Baum trafen, etwas grösser als die dürren Büsche von denen die Landschaft versehen war, kehrte Ophyl erneut nach rechts, hinein in das nächste Tal. Sie liefen seitlich den Hang langsam herunter, was weniger anstrengend war als der vorherige Aufstieg, aber dafür gefährlicher. Der von trockenen Büsche überwucherte Boden machte es nicht einfach voranzukommen, und es war leicht auf dem schrägen Grund auszurutschen.

„Los, schneller. Wir haben noch einen weiten Weg vor uns“, sagte Ophyl.

„Mann, hätte ich gewusst das es so weit ist. Und diese Hitze“, klagte Ferdinand.

„In etwa einer Stunde sollten wir auf einen Bach treffen. Dort können wir Rast machen“, sagte Ophyl.

Stille kehrte in die Gruppe zurück, und sie liefen weiter das Tal entlang. Als der Hang etwas steiler wurde, rutschte plötzlich Augusta aus, die vor Joachim herlief, und stürzte beinahe hinunter. Joachim konnte im letzten Moment ihre Hand fassen und schlimmeres verhindern. Ophyl schien wenig mitgerissen.

„Passt gefälligst auf wo ihr hintretet. Wenn jemandem etwas passiert können wir ihn nicht hier raus tragen“, sagte er. Seine Laune wurde nicht besser, dachte Joachim.

„Liebliche Worte für seine Verlobte“, flüsterte Willibald der hinter Joachim lief.

Den Rest des Weges bis zu ihrem Rastplatz schafften sie zum Glück ohne weitere Zwischenfälle. Als sie beim Bach ankamen stürzten sich alle auf das Wasser. Das kleines Rinnsal das aus dem Hügel floss war gerade genug um ihren Durst zu stillen. Sie setzten sich einen Moment auf den Boden, und versuchten sich zu fächern um der Hitze standzuhalten. Ferdinand goss sich ein wenig des kühlen Wassers auf den Kopf um sich abzukühlen.

„Wie weit denn noch?“, fragte Hilda, „ich weiss nicht wie lange ich das noch durchmache. Du hast nichts von so einer Wanderung erzählt.“

„Ich wusste es selber nicht“, antwortete Ophyl, „aber so ist es nun mal. Der Bauer hat gesagt vom Bach aus es ist es nicht mehr weit. Aber wir müssen dort hinauf.“ Er deutete auf den Hügel auf der anderen Seite des Tales. Aus der ganzen Runde war ein Stöhnen zu hören.

„Also, weiter geht's“, verkündete Ophyl als alle genug Wasser getrunken hatten, „da hinauf und es ist so gut wie geschafft.“

Dieser letzte aufstieg war schlimmer als die ganze Wanderung zuvor. Ophyl ging geradeaus den Hang hinauf, andere versuchten schräg hin und her zu gehen um den Aufstieg leichter schaffen zu können. Die Sonne schien brennend heiss um diese Zeit, die Hitze war solche, dass das Atmen schwer fiel. Joachim wurde schwindelig, er konnte kaum noch gerade sehen. Er versuchte auf allen Vieren sich an den Büschen hinaufzuziehen. Augusta tat es ihm gleich. Ferdinand versuchte Hilda zu helfen, die kurz davor schien umzukippen. Als Willibald kurz hinsetzte wurde er von Ophyl angeschnauzt, der den Aufstieg mit überraschender Leichtigkeit bewältigte. Woher dieser Mann die Energie holte, um den Weg so schnell zu bewältigen, war Joachim ein Rätsel. Dann endlich – geschafft. Sie waren oben.

„Und... jetzt?“, fragte Friedrich keuchend.

„Dort“, sagte Ophyl, und deutete auf dem Hang der jetzt vor ihnen war auf einen nahegelegenen kleinen Felsvorsprung, „wir sind so gut wie da.“ Joachim verstand nicht was sie an einem Felsvorsprung suchten. Aber er würde es schon wissen.

Der Weg zu diesem Fels war nach dem Aufstieg ein leichtes, obwohl die Müdigkeit in Joachims Beinen ihn mehrere Male beinahe stolpern liess. Als sie ankamen verstand er sofort worum es sich hier handelte: Der Felsvorsprung war der Eingang zu einer Höhle. Von oben aus war diese Höhle nur als Fels zu sehen. Es schien allerdings keine natürliche Höhle, nein, sie schien von Menschenhand gegraben, viel zu gleichmässig war der Stollen, der in den Hügel hinein führte.

Ophyl nahm aus seinem Gepäck drei Kerzen, eine behielt er, eine weitere gab er Ferdinand, und eine Willibald. „Seid vor-

sichtig, es gibt viele Steine über die man stolpern kann. Es ist nicht weit."

Sie betraten die Höhle deren Decke kaum so hoch war wie ein Mensch, weshalb sie leicht gebückt gehen mussten um sich nicht den Kopf anzuschlagen. Die Luft hier drinnen war angenehm kühl und feucht, erfrischend nach der Wanderung in der Mittagssonne. Als sie weiter in den sich nach unten schlängelnden Schacht vordrangen begann es von der Decke zu tropfen. Auf dem Boden bemerkte Joachim immer wieder kleine Holz- und Metallteile die sehr alt aussahen. Er schloss daraus, dass es sich wohl um eine uralte Mine handeln könnte. Wer hatte sie wohl gebaut? Und was hatte man hier gefördert?

Nach einem kurzen Weg kamen sie auf eine Abzweigung nach links, hier wurde die Höhle etwas grösser, und der Boden war flacher, eine Art Zimmer. Joachim fielen sofort die Kerzen im hinteren Teil des Raumes in den Blick. Als er weiter hinein ging erkannte er die Silhouette dreier Personen. Zwei davon waren grosse Männer, der andere, zwischen den beiden, ein kleinerer Mann der auf einen Gehstock gebeugt stand, wohl ein Greis. Sie kamen näher und das Kerzenlicht machte die Personen schliesslich erkennbar. Die zwei grossen waren kräftige, gut gebaute Männer, sie trugen seltsame, farbige Trachten und hatten Schwerter bei sich. Der ältere Mann zwischen ihnen trug ein sehr altmodisches Gewand aus rötlichen Samt, und eine Passende Mütze aus der eine Feder ragte. Sein Spitzbart war grau, und er stützte sich auf seinem Gehstock.

Ophyl ging sofort auf den älteren Mann zu, und kniete vor ihm nieder. „Mein Herr. Wir sind gekommen."

„Endlich", sagte der ältere Mann mit etwas krächzender Stimme, „es ist gut, euch treue Leute zu treffen."

„Jawohl mein Herr. Und das hier ist euer Gefolge."

„Vorzüglich. Man wird es dir vergüten, wenn die Zeit kommt."

Die anderen hatten sich inzwischen auch dem Mann genähert, und knieten ebenfalls respektvoll vor ihm. Augusta ging zu Joachim und zog ihn am Arm in die Nähe des Mannes.

„Joachim", sagte sie leise, „du stehst vor seiner Majestät König Eberhard dem zweiten."

XVI

Der König. Er lebte also noch. Joachim konnte es kaum fassen. War es wirklich König Eberhard II.? War das überhaupt möglich? Es musste an die fünfzig Jahre her sein dass der König abgedankt hatte, Jahre bevor Joachim geboren worden war. Aber es war schon so, dass der König damals sehr jung gewesen war. Er hatte erst kürzlich den Thron bestiegen, nach dem plötzlichen Tod von Eberhard I.. Dieser junge, unerfahrene Monarch hatte seine Macht nicht festigen können: die ohnehin schon schwierigen Zustände, die unzufriedene Bevölkerung und der unnachgiebige Druck der Industriellen, das alles überwältigte ihn. Er dankte ab in der Hoffnung, es würde das Land zu Frieden und Ordnung bewegen, aber trotzdem wurde kurz darauf Palast gestürmt und schliesslich die Technokratie ausgerufen. Er war damals aber nirgends zu finden. Schon bald verbreitete sich das Gerücht dass er von Verrätern in seinen eigenen Reihen getötet worden war. Aber eine wirkliche Bestätigung gab es dafür nie.

So zumindest stand es in den Geschichtsbüchern.

Und so fand sich Joachim jetzt in einer dunklen Höhle im abgelegenen Morlental vor diesem König. Er musste inzwischen über siebzig Jahre alt sein. Seine Erscheinung entsprach diesem Alter. Und Joachim meinte auch, eine Ähnlichkeit zu den bekannten Bildnissen von König Eberhard I. zu sehen. Trotz des plötzlichen und schmachvollen Endes der Monarchie wurde diese in einer nostalgischen Erinnerung gehalten, ohne das aber für gewöhnlich die damaligen Zustände vertieft wurden. Tatsächlich empfand Joachim, dass ein oberflächlichen, märchenhafter Eindruck der monarchischen Vergangenheit propagiert wurde, der im Gegensatz zu den Eindrücken vieler anderer Leute stand. Aber niemand traute sich diese offizielle Wieder-

gabe der Geschichte ausserhalb des kleinen Kreises in Frage zu stellen.

Joachim wusste nicht was er von der ganzen Situation halten sollte. Trotz seiner Vorbehalte zur technokratischen Regierung der Magistratur war er bestimmt kein Monarchist. Nichtsdestotrotz kommandierte die Präsenz von Eberhard II. eine gewisse Ehrfurcht. Immerhin stand Joachim hier vor dem letzten König von Mendacia.

„Es ist mir eine Ehre, eure Hoheit", sagte Joachim im Versuch passende Worte zu finden.

„Du siehst nicht aus wiese diese Bauersleute hier. Woher kommst du?", fragte König Eberhard.

„Aus der Hauptstadt."

Als Joachim diese Worte sprach veränderte sich der Gesichtsausdruck des Königs, er wendete den Blick von Joachim ab und starrte in die Ferne.

„Ah ja... meine schöne Anaxia..."

Anaxia? Tatsächlich, das war der frühere Name der Hauptstadt gewesen, deuchte es Joachim plötzlich. Er hatte ihn während seines Studiums in einem Geschichtsbuch gelesen. In nur fünfzig Jahren war dieser Name vollkommen in Vergessenheit geraten. Sehr schnell gingen Sachen vergessen, an die sich keiner erinnern wollte. Was war sonst aus dieser Zeit alles vergessen worden?

„Man bezeichnet die Stadt nicht mehr als Anaxia... nur noch als 'Hauptstadt'", sagte Joachim.

„Ja, das habe ich mitbekommen. Meinen Palast haben sie auch dem Erdboden gleich gemacht, dieses Dreckspack. Es war ein schöner Palast, du hättest ihn sehen sollen." König Eberhard senkte nachdenklich den Kopf.

Was soll das, dem König so in den Arsch zu kriechen? Wo hast du dich jetzt hinein begeben, mit Leuten die an etwas glauben das dir

doch völlig zuwider ist. Du solltest dich so bald wie möglich aus dem Staub zu machen, aber hier kommst du ja gerade jetzt sowieso nicht weg. Das kann alles kein gutes ende nehmen.

„Majestät, wie ist nun das Vorgehen?", meldete sich Ophyl zu Wort. Er war merkbar irritiert dass Joachims Herkunft zu einer plötzlichen Konversation mit dem König geführt hatte.

„Ja, richtig. Franzis, bitte", sagte König Eberhard und wies auf einen seiner Begleiter. Dieser trat sogleich hervor.

„Es ist nicht mehr weit von hier bis zur Eisenbahnhauptstrecke. Zwei Tage Fussmarsch. Die Morlentalbahn werden wir vermeiden. Wir haben bereits eine improvisierte Unterkunft auf halben Weg bereit gemacht. Etwas ausserhalb von Anaxia treffen wir mehrere weitere einflussreiche Gruppen königstreuer Bürger. Ophyl hat auch ein grosses Netz von Loyalisten, die dann eingeschaltet werden sollen. Mit Hilfe von König Eberhard werden wir alle königstreuen Leute des Landes zusammenbringen und die Technokratie stürzen. Wir haben Nachricht davon, dass die Regierung instabiler denn je ist. Es mangelt an vielen Waren des Grundbedarfs. Die Menschen sind unzufrieden. Sie werden ihren König mit offenen Armen begrüssen."

„Es war nicht einfach alles das vorzubereiten. Franzis und Adalbert hier haben mehr geleistet als ich je von einem Menschen erwarten könnte. Über die Jahre haben sie viele meiner treuen Untertanen ausfindig gemacht. Und alles von diesem... diesem Loch aus. Wir haben alles durchdacht und auf den richtigen Moment gewartet. Und vor allem die Richtigen Allianzen getroffen. Sogar mit Hellmer", sagte Eberhard feindselig. Meinte er mit Hellmer die Grossbank, P. Hellmer und Sohn?

„Mein Herr, ihr könnt doch nicht ernsthaft mit diesen Verrätern handeln", sagte Ophyl empört.

„Hüte deine Zunge“, erwiderte Eberhard, „regieren ist keine einfache Sache, und manchmal muss man an ein höheres Gut denken. Vom Stolz alleine Lebt der Mensch nicht. Was diese Leute vor einem halben Jahrhundert getan haben war unverzeihlich, aber wenn wir deswegen aufgeben dann haben wir erneut verloren.“

„Aber wisst ihr denn ob man ihnen trauen kann?“, fragte Ophyl.

„Man kann ihnen trauen, dass sie auf ihr eigenes Wohl achten, und das ist im Moment nicht gesichert. Sie haben bereits gewittert dass es ihnen unter meiner Herrschaft besser ergehen wird. Aber das soll jetzt nicht weiter eure Angelegenheit sein.“

Immer wieder diese Bank, dachte Joachim. Welche Macht musste sie doch haben, dass selbst der exilierte König mit ihnen zusammenarbeiten wollte, in seinem Versuch, die Macht an sich zu reissen. Dabei war die Grossbank P. Hellmer und Sohn damals massgeblich an der Verschwörung gegen den König beteiligt gewesen. Es war nur mit Hilfe der Grossbank dass der Putsch gegen die Monarchie überhaupt hatte Fuss fassen können. Professor Baumgartner, der auch Geschichte lehrte, hatte zu Joachim einmal erwähnt dass der Todesstoss für die Monarchie kam, als die Bank ihre Unterstützung zurückzog. Die Regierung unter Eberhard II. hatte die Macht der Bank als Bedrohung erkannt und versucht sie auszugrenzen, doch ohne Erfolg. Es folgte eine Kettenreaktion die mit der Abdankung des Königs endete, als dieser die Kontrolle über das Militär verlor, weil er deren Sold nicht mehr bezahlen konnte. Kaum etwas davon stand in den Geschichtsbüchern, aber Joachim glaubte viel eher dem Professor als den Büchern. Für Professor Baumgartner war die ganze Geschichte eine Lektion darin, dass in dieser modernen Welt die wirkliche Macht nicht mehr nur über physische Gewalt ausgeübt wurde, sondern auch über die Bü-

rokratie und die Finanzen. In der Tat schien Eberhard II. inzwischen auch diese Lektion gelernt zu haben.

„Ihr habt also einen Weg gefunden die Wachposten zu überwinden?“, fragte der König das Thema wechselnd.

„Joachim hier hat uns Passierscheine anfertigen können. Wir haben noch genügend blanke Formulare dabei“, antwortete Ophyl.

„Vorzüglich. Morgen werden wir bei Sonnenaufgang aufbrechen. Etwas weiter vorne in diesem Schacht gibt es eine weitere Kammer. Dort könnt ihr die Nacht verbringen. Ich muss jetzt ruhen, morgen beginnt eine anstrengende Reise.“

Mit diesen Worten kehrte König Eberhard ihnen den Rücken zu und entfernte sich in die Dunkelheit der Höhle. Franzis führte Joachim und den Rest der Gruppe in die andere Kammer, etwas tiefer im Stollen. „Hier habt ihr eine Kiste mit Früchten zum essen, und ein Wasserfass. Ich komme euch morgen wecken.“

Ausser den erwähnten Gegenständen war der Raum völlig leer, eine weitere Kammer in diesem seltsamen Höhlensystem. Joachim kam sich vor wie ein Murmeltier. Er versuchte es sich irgendwie auf dem harten Steinboden gemütlich zu machen, was keine einfache Aufgabe war. Wo er sich auch hinlegte ragte irgend ein Stein aus dem Boden heraus und bohrte sich in seine Rippen.

„Das ja schnell gegangen“, sagte Willibald in die Runde.

„Sei nicht so vorlaut“, mahnte ihn darauf Ophyl, „du redest von unserem König.“

Joachim legte sich gelangweilt auf den Mantel den er auf dem Boden ausgestreckt hatte. Nur noch eine Kerze brannte, aber es gab sowieso wenig zu sehen ausser Steinwänden. Plötzlich hörte er Willibald in seiner nähe flüstern: „Du, Bonze. Komm mal her.“ Joachim drehte sich in Richtung der Stimme

und versuchte ihn auszumachen. Er konnte im kargen Licht gerade so eine Silhouette erkennen.

„Was ist?“, fragte er.

„Hier, willst du einen Schluck?“, fragte Willibald und hielt Joachim eine Blechflasche hin die stark nach Alkohol roch. Joachim war kein grosser Freund vom Schnaps, aber angesichts des langweiligen Abends den sie erwartete, wollte er das Angebot nicht abschlagen. Er nahm einen grosszügigen Schluck, der ihm wie flüssiges Feuer die Kehle hinunter floss.

„Schmeckt's? Hab' ich von zu Hause mitgebracht. Mein Onkel brennt den aus Kartoffeln“, prahlte Willibald. Joachim gab ihm die Flasche zurück, die sogleich auch bei Ferdinand und Hilda ankam. Nur Augusta und Ophyl blieben dieser kleinen Runde fern.

„Dein Onkel versteht sein Handwerk“, sagte Joachim. Auch Hilda nahm einen grosszügigen Schluck.

„Also ich hab mir den König schon irgendwie anders vorgestellt“, sagte sie.

„Wie denn?“, fragte Ferdinand.

„Ich weiss nicht... anders. Hübscher.“ Sie alle mussten sich das lachen verkneifen.

„Der Mann ist siebenundsiebzig Jahre alt, was hast du denn erwartet?“, fragte Willibald.

„Auf den alten Bildern sieht er doch ganz stattlich aus, mit seiner Uniform und so“, sagte Hilda.

„Jetzt werde ich aber gleich eifersüchtig“, erwiderte Ferdinand. Erneut verkniffen sie sich ein Lachen.

Sie verbrachten noch eine Weile mit Spekulationen über das was sie die nächsten Tage erwarten würde, während sie den Rest von Willibalds Gebräu tranken. Joachim war allerdings bei der Konversation immer weniger anwesend. Vielleicht war es

der Schnaps der ihn ablenkte, seine Gedanken schweiften immer wieder zu einer Kindheitserinnerung.

Joachim als junger Knabe wurde oftmals von seiner Grossmutter gehütet, während seine Eltern arbeiteten. An einen solchen Nachmittag konnte er sich genau erinnern. Er hatte beim Spielen ein altes Bild seines Grossvaters gefunden. Er fragte die Grossmutter wer denn dieser Mann auf dem kleinen Gemälde war. Als sie ihn mit diesem Bildnis sah, wurde sie plötzlich sehr ernst. Sie setzte sich auf den Sessel und nahm den kleinen Joachim auf ihren Schoss. Sie erzählte ihm dass der Grossvater in den Krieg gegangen war, und von dort niemals zurückkehrte. Eines Tages kamen die Soldaten, und nahmen alle jungen Männer mit, die eine Waffe halten konnten, ob sie wollten oder nicht. Auch überfielen sie viele Bauernhöfe und Geschäfte im nahegelegenen Dorf, sie nahmen sich alles was sie wollten, zerbrachen Fenster, traten Türen ein. Viele junge Frauen wurden Opfer von Übergriffen, Joachims Grossmutter konnte sich davor nur bewahren weil sie sich im Keller versteckte. Als die Soldaten weiterzogen sah die hinterlassene Landschaft aus wie ein Schlachtfeld. Welchen Zweck haben Soldaten die ihr eigenes Land so angreifen? Da braucht es ja keine Widersacher mehr. Wenige Monate später kam dann Joachims Mutter zur Welt, sie lernte ihren Vater nie kennen. Über die nächsten Jahre machte man es ihnen nicht einfach, zwei Frauen, die alleine den Hof führen mussten. Nicht einmal eine Pension bekamen sie für den gefallenen Grossvater. Die Dokumente der Heirat in der Dorfkapelle waren nicht aufzufinden, und einen Totenschein bekamen sie auch nicht, denn der Körper wurde niemals geborgen. Der Grossvater bekam kein Grab. Alles was von ihm zurückgeblieben war, war dieses Porträt. Als dann eines Tages die Nachricht kam, dass der König abgedankt hatte, weinte man ihm in diesem Haushalt keine Tränen nach.

Als Joachim etwas älter wurde, erzählte ihm die Grossmutter immer wieder weitere Geschichten über diese Zeit, und erklärte Joachim dass trotz der Verfehlungen der neuen Regierung die Zustände viel besser waren als zuvor. Niemand wurde mehr in den Krieg gezwungen, sondern Soldaten angeworben. Sie bekam sogar eine Pension für den gefallenen Grossvater, dank einer beglaubigten Aussage des Dorfpriesters zu ihrer Heirat. Für seine Grossmutter war das ende der Monarchie ein Segen gewesen.

Und jetzt fand sich Joachim auf ein Mal in eine Verschwörung verwickelt um dem König wieder an die Macht zu verhelfen. Von jedem möglichen Putsch in den er sich hätte verwickeln können mussten es ausgerechnet Monarchisten sein. Joachim war nicht wohl dabei. Zum ersten mal bereute er tiefgründig, dass er nicht als armseliger Bauer bei Gorman geblieben war.

XVII

Irgendwann wurden sie von Franzis geweckt. Joachim musste annehmen, dass es am nächsten Morgen war, wissen konnte man es in der dunklen Höhle nicht. „Macht euch bereit, wir ziehen gleich los“, sagte er. Ophyl zündete eine Kerze an um etwas Licht zu spenden, Joachim packte seinen wenigen Sachen in den Mantel den er sowieso nicht anziehen würde und machte ein kleines Bündel daraus. Die anderen taten es ihm gleich. Als sie alle bereit waren gingen sie in die andere Kammer wo der König mit Franzis und Adalbert auf sie wartete.

„Wir haben einen langen Weg vor uns. Also gehen wir. Reden können wir später“, sagte Eberhard und deutete nach draussen.

Das Licht blendete Joachim grausam als sie nach draussen kamen. Auch die anderen mussten sich erst mal mit den Händen vor dem Sonnenlicht schützen. Es dauerte ein wenig bis das Licht erträglicher wurde indem sie sich an die Helligkeit gewöhnt hatten. Joachim wunderte sich wie dieser über siebzig Jahre alte Mann einen zweitägigen Fussmarsch durch dieses Gelände bewältigen wollte. Doch diese Frage wurde prompt beantwortet als Franzis und Adalbert mit einigen Holzteilen erschienen. Als sie die Teile zusammengesetzt hatten entstand eine Art improvisierte Sänfte, eigentlich wenig mehr als eine Hölzerne Bank mit zwei Barren die vorne und hinten herausragten und auf die sich der König setzte. Seine Gehilfen konnten ihn nun tragen. Joachim beneidete sie nicht um diese Aufgabe, aber diesen zwei türmenden Gestalten schien es wenig auszumachen.

„Wir kennen den Weg, also folgt uns“, sagte der König, und sein kleiner Konvoi gab den Weg an. Da sie diesem Nebental folgten war der Fussmarsch einigermassen erträglich, trotz des

holprigen Bodens war es weniger anstrengend, als wieder einen Hang hinauf klettern zu müssen, wie sie es am Vortag getan hatten.

Sie liefen den ganzen Tag hindurch fast ohne Pause. Lediglich zur Mittagszeit machten sie kurz Rast um etwas zu essen und zu trinken. Auf der Sänfte des Königs trugen sie ein kleines Fass mit Wasser, und mehr Früchte. Trotz dieser luxuriösen Gastronomie hatte Joachim die vielen Früchte langsam Satt und sehnte sich nach einem Brot, einer Wurst, oder gar einem Stück Käse. Trotzdem ass er einen Apfel und zwei Pfirsiche, um wenigstens etwas im Magen zu haben. Das Wasser wurde Rationiert, damit das Fass für alle reichte. Immerhin waren die Früchte schon recht saftig. Nach diesem kurzen Halt ging es weiter.

Der Fussmarsch zog sich hin, die brennende Sonne über ihnen war unerträglich. Alle hatten sich auf Anweisung Eberhards aus ihrer Kleidung irgendwelche Kopfbedeckungen improvisiert, um nicht einen Sonnenstich zu erleiden. Nur Joachim hatte einen richtigen Hut.

Die Landschaft schien immer gleich zu sein, immer die selben dürren Hügel auf beiden Seiten. Als die Sonne begann unterzugehen erreichten sie ein Wasserloch, ein kleiner Tümpel der von einem Bach genährt wurde. Das Tal breitete sich um diesen kleinen See aus, und die Gegend war grüner als die Landschaft die sie den Ganzen Weg über gesehen hatten. Sogar einige kleine Bäume wuchsen hier, und nicht nur die üblichen Büsche.

„Wir sind da“, sagte der König, „hier werden wir die Nacht verbringen. Versucht ein Paar Frösche zu fangen, ihr braucht die Stärkung für morgen.“

Joachim war bestürzt. Frösche sollten sie fressen? Da waren ihm die hundertste Portion Frucht noch lieber. Trotzdem blieb

ihnen nicht viel übrig als diesen Anweisungen folge zu leisten. Es war viele Jahre her das Joachim in seiner Kindheit Frösche gefangen hat. Damals war es ein beliebter Zeitvertreib unter den Kindern, die kleinen Tiere zu fangen. Einige gaben ein lautes Quieken von sich wenn man sie in die Hand nahm. Allerdings wurden sie am Ende des Tages wieder freigelassen. Sie spielten mit den Fröschen, aber auf den Gedanken sie zu essen war noch niemand gekommen.

Es gab ein unwirkliches Bild als diese Gruppe erwachsener Leute um den Teich herum schlichen und versuchten mit Stecken sich gegenseitig die Frösche in die Hände zu jagen. Aber es gelang, nach einer Weile hatten sie einen ganzen Haufen Frösche die sie in einem Tuch eingewickelt hatten. Mit einem Messer konnten sie die kleinen Tiere köpfen, liessen sie dann ausbluten und spiessten sie auf kleine Äste. Hierbei kamen Joachim immer wieder Erinnerungen an seine Kindheit, auch damals war das Schlachten von Tieren üblich gewesen. Joachim selbst hatte etliche Hühner schlachten müssen, die Schweine übernahm sein Vater. Er konnte die Erzählungen seiner Grossmutter über den König nicht vergessen. Das Bild dieses überheblichen alten Mannes der Konversationen begann und endete wie es ihm bekam, und der sich selbst zum Opfer stilisierte während er von seinen zwei Dienern in einer Sänfte getragen wurde, wo zugleich die anderen hinterherlaufen mussten wie Schosshündchen, nagte an seinen Nerven.

Und doch folgen ihm die Leute, offenbar viele mehr als du denkst. Wer folgt denn dir und deiner Besserwisserei?

Bald jedoch wurde Joachim wieder von seinen Gedanken abgelenkt, Franzis und Adalbert hatten ein Feuer gemacht, und die Frösche wurden darüber gebraten. Joachim zögerte erst, aber schliesslich überwältigte ihn sein Hunger, und er nahm doch einen Biss von einem gebratenen Frosch. Überraschender-

weise schmeckte dieser gar nicht so schlecht, der Geschmack erinnerte an Hühnerfleisch. Es war sogar recht zart und saftig, nur etwas Würze hätte gefehlt, um daraus eine ansehnliche Speise zu machen.

„Gar nicht schlecht der Frosch“, sagte Ferdinand mit vollem Mund, und nahm gleich noch einen Biss.

„Bisschen mehr Fleisch könnte dran sein“, sagte Willibald, „die Schenkel sind aber nicht schlecht.“ Er musterte einen Moment einen Schenkel, und biss dann hinein. Die Schenkel waren tatsächlich der fleischhaltigste Teil. Beim Rest des Tieres musste man das wenige Essbare von den kleinen Knochen nagen.

Zwei Frösche gab es für jeden. Nur König Eberhard ass keinen. Er begnügte sich mit einigen Früchten. War sich der Herr König wohl zu fein um solche Kleintiere zu essen, fragte sich Joachim. Er fühlte sich vom Verhalten des Monarchen beleidigt, es war arrogant, dass sie hier diese Viecher verzehren mussten, die für ihn nicht gut genug waren.

Geschlafen wurde unter freiem Himmel. Regen war sowieso nicht zu erwarten beim Sternenklaren Himmel, aber doch war die Nacht überraschend frisch. Joachim deckte sich mit dem Schweren Mantel zu. Beim Morgengrauen würde der Weg weitergehen. Sie hatten bereits etwas mehr als die Hälfte des Weges hinter sich, wie Franzis ihnen erklärte. Es wäre gut, nicht zu Spät in Westkreuz anzukommen, das war die Zugstation von der aus sie in die Hauptstadt fahren würden. Ihren Namen bekam diese von der Kreuzung zweier Bahnstrecken, die vom Westen kommende die anschliessend in das Morlental führte, und die stark befahrene Nord-Südliche Bahnstrecke auf der Züge in südlicher Richtung nach Albershafen und in die Hauptstadt, und in nördlicher Richtung nach Severinstadt und in die Hochlanden fuhren.

Die Sonne weckte sie alle früh am nächsten Morgen, und sie machten sich gleich bereit den Weg fortzusetzen. In den Morgenstunden war die Temperatur noch angenehmer als die Hitze der Mittagszeit. Das kleine Wasserfass wurde aufgefüllt, Eberhard nahm seinen Platz auf der Sänfte ein, und es ging weiter.

Die Hügellandschaft um sie herum wurde mit der Zeit grüner und felsiger. Sie hatten das Morlental beinahe hinter sich und durchkreuzten nun das westliche Gebirge. Das kleine Tal durch das sie bisher gewandert waren verschmolz nun mit dem Morlental, es war der einzige ebene Weg der durch dieses Gebirge führte. Zu ihrer Linken wie zu ihrer Rechten türmten Berge in die Höhe. Im Norden wurde der Wolkenbruch sichtbar, der grösste Berg in Mendacia. Spitz ragte er in den Himmel hinauf, mit einem ewig verschneiten Gipfel. Die Morle war hier schon ein grosser Strom.

Schon bald war in der Ferne die Bahnstation von Westkreuz zu sehen, eine grosse Anlage die aus mehreren Holzhäusern bestand. Ein grosses Stationsgebäude mit einem kleinen Turm auf einer Seite, daneben, auf der anderen Seite der Bahnstrecke, eine Taverne und ein Güterhof. In der Gegend verstreut noch einige kleine Häuser und Schuppen. „Da vorne ist Westkreuz“, sagte Eberhard auf einmal, „du, Joachim, komm her. Du wirst uns die Passierscheine machen.“ Joachim war von seiner Art ihn anzusprechen irritiert, er mochte den alten Mann mit jedem Augenblick weniger leiden, aber er tat was man von ihm verlangte. Diesmal war es ein Leichtes die Passierscheine auszufüllen als wären sie auf Geschäftsreise unterwegs. Unzählige Menschen reisten aus ähnlichen Gründen in die Hauptstadt, was bei der Reise ins Morlental unglaubwürdig gewesen wäre, war hier die logische Wahl. Eberhard liess sich einen falschen Namen eintragen, Hans Reber. Er gab jedem seinen Passierschein, hiernach stieg Eberhard von der Sänfte, die von Franzis und Adal-

bert in kleine Stücke zerbrochen wurde die sie dann in die Gegend schleuderten. Sich auf seinen Gehstock stützend machte Eberhard die letzten Schritte zu Fuss.

„Es ist früh, unser Zug fährt erst in ein Paar stunden", sagte Eberhard, „wir wollen derweil in der Taverne ruhen." Die ganze Runde stimmte diesem Vorschlag erfreut zu. Über einen hölzernen Gehsteig gelangten sie auf die andere Seite der zahlreichen Bahnschienen, und gingen am Stationsgebäude vorbei zur Wirtschaft, die sich daneben befand. Diese erinnerte ein wenig an die Taverne die Joachim in der Nähe von Gormans Hof besucht hatte, doch war sie un Einiges grösser. Zwei Stockwerke waren für die Kundschaft ausgelegt, und darüber gab es noch einige Zimmer zur Übernachtung. Im Moment war es ruhig, diese Stationstaverne war vor allem Abends gut besucht, wenn die Bahnarbeiter ihre Schicht beendeten. Im ersten Stockwerk fanden sie einen grossen, ruhigen Tisch für sie alle. Sie wurden sogar am Tisch bedient. Das kühle Bier war eine Arznei nach dieser Wanderung.

„Ihr seid eurer Aufgabe angemessen nachgekommen", sagte Eberhard in die Runde, „nun will ich hoffen dass auch dieser Neuling unsere Passierscheine in Ordnung bekommt. Bald schon wird Mendacia zu seinem rechtmässigen Herrscher zurückkehren." Bei diesem letzten Satz war in seinem Gesicht ein Ausdruck von schierer Gier und Machthunger zu erkennen. Seine Augen glänzten jedes Mal als er darüber redete, wieder Herrscher des Landes zu werden.

„Es ist uns eine Ehre euch geleiten zu dürfen, Majestät", erwiderte Ophyl sogleich. Schon wieder diese Schleimerei, dachte Joachim. Die Art wie Ophyl sich andauernd anbiedern wollte war mindestens genau so irritierend wie Eberhards Überheblichkeit.

„Nicht in diesem Ton, nicht hier“, zischte Eberhard sogleich und gab ihm mit der Hand ein Zeichen ruhig zu sein. Ophyl sagte nichts.

Das Bier wurde serviert, sie stiessen alle an und kippten das köstliche Getränk herunter. Die Stimmung erleichterte sich, und bald waren die Beschwerden dieser Reise so gut wie vergessen. Ophyl sprach mit dem König, wovon aber konnte Joachim von der anderen Seite des Tisches aus nicht hören. Er hätte nur zu gerne gewusst worüber die beiden sich unterhielten. Ob sie wohl die nächsten Schritte in diesem Staatsstreich besprachen? Sein Blick wanderte und fiel auf Augusta, die seit dem Treffen mit dem König sehr schweigsam gewesen war. Sie sass neben Ophyl und schaute in der Gegend herum. Ihr Blick traf sich kurz mit Joachims, doch sie wendete ihn sogleich ab.

Einige Biere später entschied Eberhard dass es an der Zeit war den Zug aufzusuchen, obwohl noch fast eine Halbe Stunde zur Abfahrt fehlte. Franzis war bereits voraus gegangen, um die Fahrkarten zu besorgen. Die Biere mussten sie allerdings selber bezahlen. Nicht einmal die Paar Münzen konnte dieser Geizhals aufbringen? Welche Schätze von unvorstellbarem Wert dieser König wohl in seinem Gepäck haben musste, und trotzdem konnte er nicht einmal für ein Paar Biere aufkommen.

Als sie die Taverne verliessen, sahen sie den Zug gerade ankommen. Ein langer Konvoi von über einem Dutzend Waggons. Sie wurden angewiesen in einen der dritten Klasse einzusteigen. Neben dem Wagen stand ein Schaffner der sogleich ihre Fahrkarten und Passierscheine überprüfte, und sie dann anwies auf den Holzbänken platz zu nehmen. Joachim sass mit Ferdinand, Willibald und Hilda; Eberhard mit Ophyl, Franzis, Adalbert und Augusta.

„Wie lange ist es denn bis zur Hauptstadt?“, fragte Hilda. Joachim, der sich am besten in der Geographie des Landes aus-

kannte antwortete: „Etwa zehn Stunden, ein bisschen weniger wenn wir vorher aussteigen."

„Dann mach ich es mir mal Gemütlich", erwiderte Hilda, und lehnte sich auf Ferdinand, der neben ihr sass. Er streichelte ihr ein wenig die Haare.

„Entschuldigt doch bitte, ich muss kurz raus", sagte Joachim, „ihr wisst ja, das Bier..." Die anderen verkniffen sich ein Lachen. Joachim lief ans Ende des Waggons um die Toilette aufzusuchen. In der Nähe sah er zwei wachen die sich gelangweilt unterhielten, sie begleiteten zur Sicherheit den Zug. Joachim überkam eine schreckliche Verlockung.

XVIII

Seit seinem Treffen mit König Eberhard brüteten in Joachim Zweifel, aber auch Groll gegen den Monarchen. Welchen Grund könne es für diese Leute geben, dem König wieder an die Macht zu verhelfen? Was hatte die Monarchie schon geboten das besser war als die jetzige technokratische Regierung, mit allen ihren Verfehlungen? Es schien ihm als ginge es nur darum sich gegen das Bestehende zu erheben, ohne wirklich zu wissen was die Alternative sein sollte. Egal was, Hauptsache etwas anderes. Dem König ging es ohne Zweifel nur um sich selber, um sein Selbstwertgefühl, seine Machtambitionen und den Stolz seines Geschlechtes. Auch nach einem halben Jahrhundert hatte er nicht verkraften können dass er nicht mehr der Herrscher des Landes war. Dabei war dieses Geschlecht letztendlich selber am Zusammenbruch der Monarchie Schuld, da sowohl Eberhard I als auch Eberhard II nicht fähig gewesen waren, ihr Land angemessen zu regieren, denn sonst wäre es wohl nicht zu dieser Verschwörung gegen die Monarchie gekommen.

Die Monarchisten ihrerseits schienen darauf angelegt unbedingt die früheren Verhältnisse wiederherzustellen, in der von Nostalgie geblendeten Annahme, dass die zuvor anhaltenden Zustände die richtigen waren, wohl aus dem einzigen Grund, dass es eben die Vorherigen waren. Als ob diese irgendwie aus dem Erdboden heraus gewachsen oder vom Himmel gefallen wären, und nicht auch die Folge eines zuvorigen Umbruchs gewesen seien. Hinter dieser angeblich revolutionären Haltung versteckten sich in der Tat nichts anderes als Reaktionäre. Der alte Gorman hatte doch Recht gehabt, als er sie darüber anschnauzte weil sie bei diesem Unterfangen mitmachten. Er hatte gewusst, worum es sich handelte, vielleicht hatte man sogar versucht, ihn für die Sache zu gewinnen. Doch womöglich hatte

er selber die Monarchie noch miterlebt, oder zumindest von seinen Eltern davon erfahren, sodass er selbst wenig Gefallen fand an der Idee, wieder den König an der Macht zu sehen. Und das, trotz seines Frustes mit der Bürokratie und den verhassten Steuerformularen. Wie wenig es doch dauert, bis die Erinnerung an eine vergangene Epoche durch eine veredelte Vorstellung abgelöst wird, dachte Joachim. Mit der Zeit schien ihm der alte Bauer eine viel weisere Person zu sein, als er anfangs den Eindruck bekommen hatte. Das Wissen, Formulare richtig auszufüllen, war halt doch nicht das einzige Mass der Intelligenz.

Joachim hatte sich eigentlich dazu verpflichtet seine Gefährten zu begleiten und ihnen zu helfen. Er hatte gewusst dass er sich auf etwas von grosser Tragweite eingelassen hatte. Aber bedeutete das, dass er jetzt einfach blind bei all dem mitmachen musste, was gegen seine tiefsten Überzeugungen, ja sogar gegen das Wohl seiner Mitmenschen ging? Es bangte ihm um diese kleine, fehlgeleitete Gruppe, die den König begleitete. Das erste was ein jeder neuer Herrscher tut, ist seine nahestehenden Leute aus dem Weg zu räumen, denn diese sind es, die seine Vorgehensweise am besten kennen, und somit auch die grösste Bedrohung bei der Konsolidierung seiner Macht darstellen. Joachim empfand es als nobler, diesen irregeführten Menschen nicht weiter in ihrem selbstzerstörerischen Bestreben zu unterstützen, sondern einen Strich zu ziehen, zum Wohle aller. Er musste eine Entscheidung treffen.

Joachim schaute um sich, um zu sehen ob einer seiner Gefährten in der Nähe war, doch sie sassen alle an ihrem Platz. Dann ging er auf die Wachen zu.

„Wachmann“, rief Joachim leise. Der Wachmann war überrascht von einem Fahrgast angesprochen zu werden. Er musterte Joachim neugierig.

„Was ist? Sprich, ich muss weiter patrouillieren.“

„Ich könnte euch vielleicht den Verbleib eines gesuchten Mannes sagen“, antwortete Joachim, „allerdings unter einer Bedingung.“

Als Joachim an seinen Platz zurückkehrte sagte Willibald: „Du hast dir ja Zeit gelassen.“

„Ja, da war noch jemand im Kämmerchen, der hat sich auch Zeit gelassen.“

„Sollten wir nicht langsam abfahren?“, fragte Ferdinand, „wir sitzen hier ja schon ewig.“

Gerade in dem Moment fuhr der Zug an. Joachim war beunruhigt. Hatten die Wachen nicht gesagt sie würden die Abfahrt verzögern? Er hörte laute Schritte anmarschieren, und sah eine Gruppe von vier Wachen ankommen. Sein Herz raste. Der Zug bremste kurz darauf sehr abrupt. Also doch. Die Wachen liefen an Joachim und den anderen dreien vorbei und gingen direkt zu Eberhard.

Hilda, Ferdinand und Willibald sahen einander unsicher an.

„Ihre Papiere“, sagte einer der Wachmänner. Alle die um den König sassen gaben vorsichtig ihre Passierscheine hervor. Der Wachmann sah sie sich an, und richtete sich dann an Eberhard: „Herr... Reber, das sind sie? Begleiten sie uns einen Augenblick.“

„Stimmt etwas mit meinem Passierschein nicht?“, fragte Eberhard irritiert.

„Bitte kurz mitkommen.“

„Einen Dreck werde ich tun!“

Dieser Trottel konnte nicht einmal fünf Minuten seine Maskerade aufrechterhalten, dachte Joachim, seine eigene Arroganz wird ihm zum Verhängnis. Nun nahmen zwei der Wachen ihre Gewehre in die Hand und deuteten sie auf Eberhard.

„Sie haben jetzt mitzukommen, keine Widerrede.“

Die anderen beiden Wachen nahmen den König an den Armen und wollten ihn mitnehmen. Franzis und Adalbert gingen daraufhin reflexartig auf die Wachen los. Sie konnten den König vom Griff der Wachen lösen, worauf zwei Schüsse fielen. Franzis und Adalbert fielen um. Hilda schrie vor Schreck auf und griff nach Ferdinand, der selber nicht wusste ob er eingreifen sollte, angesichts der gewalttätigen Reaktion der Wachen gegen den Widerstand von Adalbert und Franzis. Hildas Schrei machte die Wachen auf die zweite kleine Gruppe aufmerksam.

„Alle hier sofort mitkommen!“, rief einer der Wachen und richtete sein Gewehr auf sie, ein zweiter Wachmann tat es ihm gleich. Je zwei Wachen hielten nun auf einer Seite den König, Ophyl und Augusta, und auf der anderen Seite Joachim, Hilda, Ferdinand und Willibald in Schach. Plötzlich bewegte sich Franzis wieder, er griff vom Boden aus einem der Wachen ans Bein und biss ihm in die Ferse. Der Wachmann schrie vor Schmerz, und rammte ihm das Bajonett seines Gewehres in den Rücken. Franzis fiel endgültig tot auf den Boden. Ferdinand und Willibald nutzten die Gelegenheit um die zwei Wachen die sie bedrohten an den Armen zu greifen und die Gewehre abzuschwenken. Ein weiterer Schuss löste sich, traf aber nur das Dach des Wagens. Ein anderer Wachmann machte Anstalten einzugreifen, was Eberhard zur Flucht ausnutzen wollte. „Behalte den Alten im Auge du Idiot!“, rief ihm der andere zu. In dem Moment setzte der Zug sich wieder in Bewegung, der Lokomotivführer hatte wohl nur Anweisung bekommen, wenige Minuten zu halten, dabei hatten diese hohlköpfigen Wachen nicht einmal eine rechte List erdacht, um Eberhard festzunehmen.

Ferdinand und Willibald rangen mit den zwei Wachen und konnten sie zu Boden stossen, worauf der Dritte sein Gewehr auf sie richtete. Ophyl griff ein und schlug ihm das Gewehr aus

den Händen. Hilda ergriff diesen Moment, sie sprang in Panik versetzt auf und zerrte an Ferdinand damit sie flüchten könnten. Ferdinand zweifelte kurz, doch gab nach, und er lief mit Hilda in den hinteren Teil des Zuges, ihm nach Willibald und Joachim.

Während die zwei Wachen, die auf dem Boden lagen, wieder aufstanden ergriff der König nun die Initiative und versuchte den Wachmann, der auf ihn aufpasste, aus dem Weg zu schieben. Der Wachmann konnte mit Leichtigkeit den Greis zurück auf die Holzbank schleudern. Gleichzeitig stiess Ophyl den anderen noch stehenden Wachmann zu Boden, auf seine Kollegen die sich kaum aufgerichtet hatten. Dann gab er auch dem anderen Wachmann einen starken Stoss und brachte ihn beinahe dazu das Gleichgewicht zu verlieren.

„Los, los!“, rief Ophyl und wollte mit Augusta und Eberhard die Flucht ergreifen. Augusta ging voraus und konnte über die drei gestürzten Wachen springen, Ophyl lief ihr hinterher, nach ihm kam Eberhard. Sie liefen zum hinteren Teil des Zuges. Der König lief trotz der Situation gemächlich daher, was ihm schliesslich zum Verhängnis wurde, als einer der Wachen ihn vom Boden aus am Fuss fassen konnte, und ihn auf die Knie stürzen liess. Der einzige Wachmann der noch auf den Füssen war sprang über seine Kollegen hinweg und woll,te die anderen Flüchtigen einholen, doch ein anderer rief: „Vergiss die anderen, halt den Alten fest.“ Er gehorchte, fasste den König und hielt ihm die Arme hinter dem Rücken. Die anderen Wachen standen bald auf und achteten dass ihnen der Monarch nicht nochmal entkommen würde.

Der Rest der Gruppe kam am Ende des Wagens an, während der Zug nach und nach in fahrt kam.

„Springen wir ab, dann sind wir die los“, rief Ferdinand den anderen zu. Hilda sprang als erste, dann Ferdinand und Willi-

bald. Die Geschwindigkeit brachte sie bei der Landung zu Boden, aber sie schafften es, sich nicht zu verletzen. Augusta und Ophyl mussten noch abspringen, aber Ophyl zögerte.

„Wo ist der König? Wir müssen ihn holen!“, rief Ophyl.

„Es ist zu spät für ihn“, antwortete Augusta.

„Ich gehe nicht ohne ihn, dann war doch alles umsonst“, sagte Ophyl wütend.

„Es hat doch keinen Zweck, sollen wir sinnlos draufgehen?“, flehte Augusta.

„Der König, wir können nicht--“

„Los jetzt!“, rief Augusta, und drängte Ophyl abzuspringen. Er tat es schliesslich, und sie ihm nach, dann sprang auch Joachim ab. Sie stürzten härter als die anderen und rollten auf dem Boden, aber wie durch ein Wunder blieben auch sie unverletzt. Der Zug wurde immer schneller, und hatte sich in wenigen Augenblicken schon weit von ihnen entfernt. Ophyl stand auf und lief zu den anderen rüber, ohne Augusta auf die Beine zu helfen.

„Wieso habt ihr nichts getan um dem König zu helfen, ihr verdammten Feiglinge“, schrie sie alle Ophyl an.

„Wieso hast du nichts gemacht du Scheinheiliger“, rief Ferdinand zurück, „lass du dich doch von den Wachen erschiessen wenn du solche Freude daran hast.“

Ophyl ging mit geballten Fäusten auf ihn zu, doch Willibald stellte sich neben ihn, Joachim ebenfalls. Gegen alle drei wollte Ophyl nicht antreten. Augusta versuchte derweil ihn zurückzuhalten.

„Der ganze Plan ist hin. Wer weiss was dem König jetzt geschehen wird“, sagte Ophyl wütend.

„Wenn du den Kopf für ihn hinhalten willst, bitte“, sagte Hilda den Tränen nahe, „aber das gehörte nicht zur Abmachung.“ Ferdinand hielt sie fest um sie zu beruhigen.

„Das war bestimmt der Neue der uns verraten hat, stimmt's?“, sagte Ophyl und ging aggressiv auf Joachim los.

„Schwachsinn“, antwortete Joachim verärgert, „meine Passierscheine waren einwandfrei.“

Er wollte unbedingt verhindern dass dass Zweifel auf ihn gerichtet wurden. Das könnte schlimm ausgehen.

Nun war es Augusta die sich plötzlich zu Wort meldete: „Jetzt hör doch endlich auf allen die Schuld zu geben. Vielleicht war der ganze Plan ja nicht so gut vorbereitet wie der König gemeint hat. Vielleicht wäre nichts geschehen wenn er einfach mitgegangen wäre und auf seine Papiere bestanden hätte.“ Als Augusta diese Worte sprach fiel ihr Blick wertschätzend auf Joachim.

„Was redest du schon wieder für einen Schwachsinn. Ihr Weiber solltet in unseren Plänen nichts zu suchen haben. Was wisst ihr schon von Politik.“

Joachim versuchte von dieser angeheizten Diskussion abzulenken: „Wie ich die Wache kenne, werden die uns nicht einfach so zurücklassen. Von der nächsten Station werden sie hierher telegraphieren damit man uns sucht. Wir müssen uns aus dem Staub machen, und zwar schnell.“

Ophyl seufzte. „Wir sollten uns trennen. Es hat keinen Sinn, ein leichtes Ziel für diese Leute zu sein. Wenn sich die Situation beruhigt hat können wir uns in zwei Wochen in der Taverne treffen. Ich werde versuchen herauszufinden was die anderen Gruppen machen, und wie wir dem König helfen können.“

Sie alle sahen sich gegenseitig an und stimmten zu. Ophyl ging mit Augusta nach Süden. Als sie gingen, kehrte sich Augusta noch einmal und sah Joachim sehnsuchtsvoll an, bis Ophyl sie unsanft weiter nach vorne schob. Ferdinand und Hilda wollten sich bei einem Bauern nicht weit von hier im Osten niederlassen. Willibald kannte eine Schenke am Fuss des Wol-

kenbruchs, der in gutem Tempo einen halben Tag Fussmarsch von Westkreuz war. Dort würde er für eine Weile Unterschlupf finden. Sie teilten sich in alle Himmelsrichtungen auf. Joachim, alleine, blieb zurück.

Das ist ja wieder ein schönes Schlamassel. in das du dich gebracht hast. Jetzt bist du wieder alleine und weisst nicht wohin.

XIX

Joachim lief eilig die Paar hundert Schritte bis zur Bahnstation zurück. Zwar würde dort die Suche nach ihnen beginnen, doch die nächste Station war eine gute halbe Stunde fahrt von hier entfernt, so lange würde es dauern bis die Wachen hierher Bescheid geben könnten.

Was sollte nun geschehen? In die Hauptstadt zurück traute er sich nicht, obwohl er in letzter Zeit problemlos an verschiedenen Wachposten vorbei gekommen war, könnte er in der Hauptstadt erkannt werden. Er wurde immer noch wegen Veruntreuung strategischer Güter gesucht, und darauf stand eine hohe Strafe.

Als er bei der Bahnstation Westkreuz ankam fiel sein Blick auf das Schild mit den Abfahrten. Für die verschiedenen Bahnsteige wurden die nächsten Abfahrten mit kleinen Holzschildern angezeigt, die jeweils hingehängt wurden. Der Stationsbeamte hatte soeben ein solches Schild angebracht:

„GLEIS 2: SEVERINSTADT".

Severinstadt. Das wäre vielleicht eine Lösung. Er kannte jemanden dort, Christoph Lohmann, ein Kollege aus seiner Studentenzeit, mit dem sich Joachim stets gut verstanden hatte. Er könnte ihm bestimmt weiterhelfen. Lohmann war damals nach dem Studium in Severinstadt geblieben, Joachim verschlug es in die Hauptstadt, er fühlte sich zu grösserem Berufen.

In Severinstadt wohnte auch Professor Baumgartner. Was wohl aus ihm geworden war? Joachim hatte die suche nach seinem alten Freund zu keiner Zeit vergessen, trotz alle dem, was geschehen war. Joachim hielt es noch immer für seine Pflicht, herauszufinden was aus seinem Freund geworden war. Vielleicht könnte ihm Christoph Lohmann weiterhelfen.

Joachim ging zum Fahrkartenschalter und erkundigte sich nach dem Fahrpreis nach Severinstadt. In der dritten Klasse ein Taler und fünfzehn Groschen, abfahrt in zehn Minuten. Er konnte es sich gerade noch leisten, obwohl es beinahe seine letzten Münzen waren. Dieser verdammte Geizhals Eberhard hatte ihn ja sein Bier bezahlen lassen. Schon deshalb geschieht es ihm recht, dass ich ihn verraten habe, dachte Joachim. Aber diese verdammten Wachen, er hatte mit ihnen abgemacht, dass sie nur den König festnehmen würden, und ihn und seine Gefährten entkommen liessen. Aber vielleicht war es besser so, denn der Verdacht war dadurch von Joachim abgewendet worden. Identifiziert hatten sie sie auch nicht, somit wussten sie ja nicht einmal, wen sie überhaupt suchten. Ohne eine wirkliche Anklage würden sie es schon bald aufgeben, diese Gruppe ausfindig zu machen.

Mit seiner Fahrkarte und Passierschein in der Tasche setzte er sich auf eine Holzbank neben dem Stationsgebäude und schaute um sich, während er auf seinen Zug wartete, dass keine verdächtige Person sich ihm nähere. Ein Güterzug fuhr in Richtung Westen vorbei, er kam aus dem Morlental mit fünf Wagen die voll beladen mit Früchten waren. Ein weiterer Güterzug fuhr wenig später in Richtung Süden, voll beladen mit Kohlen, vielleicht aus den Minen in der Nähe vom Wolkenbruch, die zweitwichtigsten Minen nach denen von Severinstadt.

Nach einer Weile kam sein Zug angefahren, ein wenig verspätet. Schnaubend und pfeifend fuhr das Stahlross bei der Station vor, bis es unter zischen und quietschen zum halten kam. Ein kürzerer Zug als der, mit dem sie vorher hatten in die Hauptstadt fahren wollen, nur fünf Wagen lang. Die hinteren drei waren die, der dritten Klasse. Joachim liess seine Fahrkarte und Passierschein überprüfen und nahm Platz. Der Wagen war fast leer, nur einige wenige Fahrgäste sassen dort. Ausser Joa-

chim stieg niemand ein. Die Bahnstation Westkreuz wurde nicht von all zu vielen Fahrgästen benutzt, hauptsächlich Leute die zwischen den verschiedenen Bahnlinien umstiegen. In der Nähe gab es nicht viel das von Bedeutung wäre ausser dem gleichnamigen kleinen Dorf wo vor allem Bahnarbeiter lebten. Dieses Dorf war nur der Bahnstation wegen entstanden, da diese zu einem wichtigen Umschlagplatz für Güter geworden war. Später war auch noch eine Werkstatt für die Züge dazugekommen, die ein Stück weiter vorne zu finden war. Die Züge hielten vor allem aus betrieblichen Gründen: Da sich zwei wichtige Strecken kreuzten sollte die Sicherheit gewährleistet sein. Alle Züge hielten vor der Kreuzung, und fuhren erst auf Anweisung des Stationsvorstehers weiter. Der emblematische Überwachungsturm war direkt an der Kreuzung, ein stattlicher Holzturm, um die drei Stockwerke hoch, mit oben grossen Fenstern, von welchen aus man den Überblick auf die ganze Anlage hatte, und von wo aus der Bahnbetrieb über eine komplexe mechanische Anlage kontrolliert wurde.

Die Fahrt nach Severinstadt dauerte viele Stunden. Im Gegensatz zur neueren, direkten Strecke von der Hauptstadt nach Severinstadt war die Fahrt über Westkreuz ein grosser Umweg. Der Zug hielt oft, es war der letzte Lokalzug des Tages, der von Albershafen nach Severinstadt fuhr, ein sogenannter Lumpensammler. Die ganze Fahrt über sah Joachim keine Wachen oder andere verdächtige Personen, was ihn beruhigte. Solche Lokalzüge waren weniger bewacht als die Schnellzüge, da sie weder wertvolle Waren noch reiche Fahrgäste beförderten, es gab nicht einmal Wagen der ersten Klasse.

Es war schon stockfinster als sie die Hochlanden erreichten, so benannt wegen der vielen Hügel und Berge in der Region. Severinstadt befand sich weit in den Hochlanden, auf einer imposanten Hochebene, mitten in einem Gebirgsmassiv. Der Zug

wand sich mühsam die Bergstrecke hinauf, was in diesem klapprigen Drittklassenwagen kein besonders angenehmes Erlebnis war. Nach vielen Kurven kamen sie schliesslich in der Endstation Severinstadt an. Die Station befand sich in einem Tal unter der Hochebene der Stadt. In vergangenen Zeiten musste man eine endlose Steintreppe hinaufsteigen um zur Stadt zu gelangen, zusammen mit der Bahnstrecke wurde aber Abhilfe geschaffen durch eine Standseilbahn, eine kurze, geneigte Bahnstrecke die auf einem Holzgerüst, das an der Felswand befestigt war, zur Stadt hinauf führte. Zwei Wagen fuhren dort hinauf und hinunter, beide an einem Seil befestigt das oben über eine Winde geführt war, sodass die zwei Vehikel als Gegengewicht zueinander wirkten. Diese Wagen hatten einen Wasserspeicher, der in der Bergstation gefüllt wurde, damit der obere Wagen den unteren hinaufzog. Eine weitere eindrucksvolle Errungenschaft der Mechanik, die einem den anstrengenden Fussmarsch hinauf ersparte. Jede Zugfahrkarte nach Severinstadt berechtigte auch zur Fahrt hinauf, und Joachim hatte nicht vor darauf zu verzichten.

Die Talstation der Seilbahn nach Severinstadt befand sich im Inneren der Bahnstation, die ein grosses, kunstvoll erbautes Stationsgebäude besass, das sich entlang des Bahnsteiges erstreckte. Ein langgezogenes Bauwerk aus Stein, mit vielen Fenstern und einem Dach aus dunkelgrauen Ziegeln. Über dem Bahnsteig gab es eine Markise, die vom Gebäude ausging, und auf kunstvollen Metallpfosten ruhte. In der Mitte und an beiden Enden des Gebäudes bildete dieses turmartige Pavillons, bei welchen das Dach Kuppeln bildete, die mit je vier kleinen Zinnen drum herum versehen waren, was den ganzen Bau noch wuchtiger aber auch vornehmer aussehen liessen. Um die Station zu verlassen musste man durch dieses Gebäude hindurch, welches von innen sehr Geräumig war und alle möglichen Be-

quemlichkeiten bot, die man von einer grossen Bahnstation erwarten konnte: Fahrkartenschalter, Grenz- und Reisebüro, Geschäfte aller Art, Telegraphenamt, Wirtschaften und sogar eine Herberge im Oberen Geschoss. Draussen gab es wenig, eine Strasse führte zum Güterbahnhof, der sich im Anschluss an den Personenbahnhof befand, und zu einigen kleinen Ansiedlungen der Umgebung, wo hauptsächlich Holzfällen betrieben wurde.

Joachim suchte gleich die Seilbahn auf, die im Pavillonbau an der vorderen Seite des Stationsgebäudes zu finden war. Ein grosses Schild machte diese leicht zu finden, es zeigte neben dem Schriftzug „Seilbahn nach Severinstadt" eine Zeichnung der Bahn, und darunter, in kleinerer Schrift stand „Fahrten alle 30 Minuten oder nach Fahrplan der Züge".

Mehrere Türen, aus Holz und mit Glasscheiben in der Mitte, boten Zugang zu diesem Teil der Station, wo es viel kälter war als in der Bahnhofshalle, denn die Seilbahn fuhr direkt aus dem Stationsgebäude hinaus, überquerte auf einem Holzgerüst die Strasse und bog anschliessend nach rechts um dann die steile Felswand entlang nach Severinstadt hinaufzufahren. Der Bahnsteig war treppenartig angelegt, entsprechend dem rot lackierten Wagen, der ebenfalls schräg auf den Schienen stand und bereits auf die wenigen Fahrgäste wartete, die soeben noch mit dem Zug noch angereist waren, kaum ein Dutzend Leute. Jede der fünf Tür des Wagens bot Zugang zu einem kleinen Abteil mit zwei Bänken. Die wenigen Fahrgäste stiegen in dieses kuriose, schräge Gefährt, das sich wenig später in Bewegung setzte. Langsam und knatternd fuhren sie den Hang hinauf. Aus dem Fenster konnte Joachim die im Mondlicht gebadete Landschaft betrachten, unzählige grössere und kleinere Berggipfel, tiefe Schluchten und enge Täler, kleine Bäche und stürzende Wasserfälle. Die Hochlanden.

Nach einer Weile kreuzten sie den hinunterfahrenden Wagen, und stiegen derweil immer weiter hinauf. Die Luft wurde merkbar kühler je weiter sie nach oben fuhren. Kaum zu glauben, dass in der Frühe dieses Tages Joachim noch vor Hitze schwitzen musste und jetzt den schweren grünen Mantel trug den er von Gorman bekommen hatte, um sich in diesem unbeheizten Wagen vor der Kälte zu schützen. Die Moderne hatte grosse Werke vollbracht. Wie irregeführt musste ein Mensch doch sein, um alle diese Errungenschaften im Namen eines greisen Königs rückgängig machen zu wollen.

Als sie die Bergstation erreichten wurden sie sogleich vom Licht der Stadt begrüsst. Severinstadt war eine grosse Metropole, nach der Hauptstadt die die zweitgrösste Stadt in Mendacia, und folglich auch mit modernem elektrischen Licht ausgestattet. Es war das erste Mal, seit seiner Flucht aus der Stadt, dass Joachim wieder elektrisches Licht erleben konnte. Es gab ihm ein Gefühl der Geborgenheit, das er schon lange nicht empfunden hatte.

Joachim konnte sich noch ungefähr an Lohmanns Adresse erinnern, hoffentlich wohnte er noch im selben Haus. Es war nicht weit von der Klippe, die diese Hochebene dramatisch begrenzte, und auf der mehrere angenehme öffentliche Plätze mit prächtiger Aussicht eingerichtet worden waren. Auf der anderen Seite der Stadt hingegen ragten riesige Berge in den Himmel. Wie man es auch betrachtete war dies ein spektakulärer Standort.

Es war nur ein kurzer Fussmarsch bis zu Lohmanns Haus. Tatsächlich, der Name auf dem Briefkasten bestätigte dass sein Freund dort noch ansässig war. Joachim war nervös, würde sich Lohmann noch an ihn erinnern? Und wäre er bereit ihm zu helfen? Vielleicht war er ja sonst wie beschäftigt und wollte nichts von ihm wissen. Zu verlieren habe ich nichts, dachte Joa-

chim und klopfte lautstark an die Tür. Er hörte sogleich Schritte die sich näherten. Die Tür wurde entriegelt und ging auf, dahinter stand ein Mann in Joachims alter, aber um einiges korpulenter, mit einem freundlichen runden Gesicht und einer Pfeife im Mund. Er musterte Joachim nachdenklich.

„Hallo Christoph. Kennst du mich noch?“

XX

Lohmanns Augen weiteten sich, und ein grosses Lächeln erschien auf seinem Gesicht, dass ihm fast die Pfeife aus dem Mund fiel.

„Joachim!“, rief er und gab seinem alten Freund eine feste Umarmung als wolle er ihm alle Knochen brechen. Als er ihn wieder los liess bemerkte er wie abgerissen Joachim aussah und erfasste sofort, dass er nicht unter den besten Umständen gekommen war.

„Aber bei den Göttern, wie siehst du denn aus, als wärst du unter die Schauermänner von Albershafen geraten“, sagte Lohmann, „komm doch herein.“

Das Anwesen Lohmanns, ein gemütliches Holzhaus von zwei Stockwerken, nicht besonders gross aber doch um einiges Räumlicher als Joachims Wohnung in der Hauptstadt. An den vielen Bildern und anderen Dekorationsobjekten war zu erkennen, dass er schon lange Jahre hier hauste, und unzählige Erinnerungsgegenstände gesammelt hatte. Die Möbel waren alt und rustikal, sie schienen beinahe Teil des Hauses zu sein. Im Wohnzimmer war der Holzboden von einem grossen Teppich bedeckt, und drei weiche Ohrsessel aus dunkelrotem Samt standen nahe des Kamins, wo ein warmes Feuer loderte. Hier oben herrschte ein frostiges Klima, nur die sommerliche Mittagssonne konnte an manchen Tagen wärme Spenden, die Nächte wurden erst recht beissend kalt. Zum aufwärmen war auch der Schnaps nützlich, den Lohmann im Getränkeschrank auf einer Seite des Wohnzimmers aufbewahrte.

Christoph holte kurzerhand seinen besten Tropfen für diesen unerwarteten Besuch eines alten Freundes, der es sich bereits auf einem Sessel neben dem Kaminfeuer gemütlich gemacht hatte. Vor ihm auf dem Boden tat es ihm eine grau getigerte

Katze gleich, und liess die wärme des Feuers auf ihren wolligen Bauch fallen. Joachim hatte zuvor auch noch ein üppiges Abendessen mit Wurst, Käse und Brot serviert bekommen, seine erste rechte Mahlzeit seit er Gormans Hof verlassen hatte, von einer fettigen Ziege und gebratenen Fröschen abgesehen. Die geräucherten Würste von Severinstadt, Hochlandstumpen genannt, waren in ganz Mendacia hoch angesehen, man sagte die erhöhte Lage und das trockene Klima gäben ihnen einen besonderen Geschmack. Auch hatte sich Joachim endlich mal wieder waschen können und von Lohmann frische Kleidung bekommen, wenn auch nicht ganz in seiner Grösse, da sein Freund um einiges umfangreicher war als er.

Lohmann brachte auf einem Tablett die Flasche mit zwei Gläsern, und legte sie auf den kleinen Holztisch zwischen den zwei Ohrsesseln. Er schenkte für sich und seinen Freund ein, und liess sich dann gemächlich in den Sessel fallen.

„Und danach habe ich dann mit meinem letzten Geld eine Zugfahrt hierher gekauft. Sonst hätte ich nicht mehr gewusst wohin“, beendete Joachim die ausgedehnte Erzählung darüber, wie er in Severinstadt angekommen war.

„Donnerwetter, da hast du ja einiges mitgemacht. Und du hast tatsächlich den König festnehmen lassen?“, fragte Christoph erstaunt.

„So wahr ich Joachim von Rietbach heisse.“ Christoph lachte laut.

„Damit hat der alte Zausel wohl nicht gerechnet.“

„Ich weiss nicht, ob es das richtige war, diese Leute so schäbig zu verraten“, sagte Joachim unschlüssig.

„Joachim, es sicher nicht der ehrenhafteste Vorfall der Geschichte, aber du hättest niemandem einen Gefallen getan, wenn du dem König wieder an die Macht verholfen hättest“, sagte Lohmann. Joachim nickte langsam.

„Was mich im Moment am ehesten beschäftigt ist Professor Baumgartner“, sagte Joachim, „hast du etwas von ihm gehört in letzter Zeit?“

„Nein, schon länger nicht. Früher habe ich mich ab und an mit ihm getroffen, aber kaum mehr seit er an an seinem geheimen Projekt arbeitete. Das nimmt halt Zeit in Anspruch, kann ich verstehen. Vor ein Paar Tagen, da habe ich ihn ganz zufällig in der Strassenbahn getroffen. Er war ganz enthusiastisch darüber dass er bald verreisen würde. War das als er zu dir in die Hauptstadt wollte?“

„Wahrscheinlich. Von da an wusstest du nichts mehr von ihm?“

„Nur dass er abgereist und noch nicht zurückgekommen ist. Vor einigen Tagen hat mich einer seiner Arbeitskollegen nach ihm gefragt, weil sie auch nichts von ihm gehört haben.“ Joachims Gesichtsausdruck wurde düster. Das war kein gutes Zeichen. Der Verdacht verstärkte sich, dass Baumgartner etwas zugestossen war.

Christoph paffte an seiner Pfeife und sagte dann: „Ich verstehe, dass das an dir zerrt, aber im Moment kannst du auch nicht viel helfen. Professor Baumgartner ist ein kluger Kopf, er wird schon zu Recht kommen.“

„Hoffentlich hast du recht“, antwortete Joachim.

„Es gibt da allerdings etwas anderes, vielleicht könntest du mir dabei helfen.“

„So?“, fragte Joachim neugierig.

„Die Sache ist die: Seit längerer Zeit schon ist die Leistung der Kohlenminen nicht ganz die, die eigentlich zu erwarten wäre. Hast du wahrscheinlich schon mal in der Zeitung gelesen. Dabei finde ich keinerlei Anzeichen dafür, dass irgendetwas bei der Förderung nicht stimmt. Ich habe schon selber den Betrieb inspiziert und nicht finden können was eigentlich schief

läuft. Allen Anschein nach sollten wir gut ein drittel mehr Kohle fördern, als dass schliesslich verladen wird. Irgendwo gehen diese Kohlen verloren, und landen vermutlich auf dem Schwarzmarkt."

„Und wo komme ich hier ins Spiel?"

„Ich will dich in den Betrieb einschleusen. Die Arbeiter sagen mir nichts, und ich kann auch sonst niemandem für so etwas vertrauen, zumindest niemandem, der für diese Arbeit geeignet wäre."

Joachim wurde misstrauisch. „Was denn für eine Arbeit?"

Lohmann zappelte ein wenig hin und her, er wusste nicht wie er es sagen sollte. „Nun... also... du gehst halt... da hin... in die Minen. Als Bergmann."

„Ich soll in den Minen buddeln?", fragte Joachim bedrückt.

„Also... ja."

Joachim liess den Kopf hängen.

„Welche schwarze Katze ist mir eigentlich über den Weg gelaufen, dass ich alles das aushalten muss?"

Der Stubentiger der vor Joachim auf dem Teppich lag drehte sich augenblicklich zu ihm, als hätte er ihn gehört und sich von diesem Ausdruck beleidigt fühlte. Lohmann zuckte mit den Schultern und lächelte.

„Aber es kann dir doch aus deinen Problemen raus helfen", fügte Lohmann hinzu.

„Wie das?", fragte Joachim.

„Ganz einfach, wenn wir dann die Schuldigen finden, können wir denen doch auch deine Anklage in die Schuhe schieben. Sie hätten dir ja nur etwas anhängen wollen, weil du in geheimer Mission für das Wohl des Landes unterwegs warst. Damit kommen wir ganz sicher durch. Du bist der Held, wäschst deinen Namen rein, und die Versorgung wird grundlegend verbessert", antwortete Lohmann und paffte genüsslich an sei-

ner Pfeife. Er war mit seiner Idee sehr zufrieden. Joachim hingegen war nicht gerade scharf darauf, als Bergmann in die berüchtigten Minen von Severinstadt zu kommen, und noch weniger irgendwelchen Räuberbanden hinterher zu schleichen. Aber es blieb ihm auch nicht viel Anderes übrig. Es war tatsächlich eine gute Möglichkeit, sich seiner Anklage zu entledigen.

„Also gut“, sagte Joachim schliesslich, „es bleibt mir wohl nicht viel anderes übrig. Wie soll es jetzt weitergehen?“

„Morgen schicke ich dich zu den Mienen und du gibst dich als angehender Buddler aus“, er musterte Joachim kurz, „wir legen dir deinen abgerissenen Anzug an, unrasiert bist du sowieso... wenn ich dich vorbereiten sollte hätte ich es nicht besser gekonnt.“

„Und ich armer Teufel hatte gehofft endlich diese Lumpen loszuwerden.“

XXI

Lohmann begleitete Joachim am nächsten Morgen zu den Minen, damit er seine neue Arbeit angehen könne. Einige Häuserblocks weiter stadteinwärts war die Haltestelle für die Dampfstrassenbahn, mit der sie an den Stadtrand fuhren, in die Gegend der etwas abseits gelegenen Minenanlage.

„Pass vor allem auf dass du keinen Ärger mit den anderen Arbeitern bekommst“, sagte Lohmann, „denk dran, viele dort sind Sträflinge die Zwangsarbeit leisten. Die Sträflinge erkennst du an den Fusseisen. Damit können sie nicht gut laufen und werden dich nicht irgendwie überraschen.“

„Überraschen? Du meinst angreifen?“

„Es passiert in letzter Zeit weniger.“ Joachim sah Lohmann mit entsetzen an.

„Ein oder zwei mal im Monat vielleicht.“

„Du machst Witze.“

„Sei einfach vorsichtig.“

„Und ausser darauf aufzupassen dass keiner mir seine Spitzhacke in den Schädel rammt, muss ich sonst noch etwas tun?“

„Das wird man dir dann schon dort sagen. Aber es sollte nicht weiter kompliziert sein. Kohle hacken halt.“

„Klingt nach Spass.“

„Vor allem versuch herauszufinden ob etwas krummes läuft, wo die ganzen fehlenden Kohlen bleiben. Du sollst ja da nicht selber Kohlen fördern sondern herausfinden wo sie geklaut werden. Diese Arbeit ist ja nur eine Posse.“

„Ein Glück, ich dachte schon ich muss da Arbeiten aber es ist alles nur Jux und Tollerei“, sagte Joachim sarkastisch. Lohmann gab ihm lachend einen Klaps auf den Rücken.

Die Strassenbahn kam angefahren. Sie fuhren bis zum östlichen Rand von Severinstadt, dort gab es Anschluss an die

Werksbahn der Minen, die auch dem Arbeitertransport diente. Diese war im Vergleich zur Strassenbahn rudimentär, die kleine, von Russ bedeckte Lokomotive sah aus, als würde sie jeden Moment in ihre Einzelteile zerfallen, die fünf vorderen Wagen waren offen, nur mit einigen quer eingebauten Holzbrettern als Bänke. Sie waren schon beinahe voll von Bergmännern die mit ihren Schaufeln und Spitzhacken zur Arbeit kamen. Ganz am Schluss hing noch ein weiterer, geschlossener Wagen, der für die höheren Arbeiterschichten vorgesehen war, hauptsächlich Verwaltungsarbeiter und Besucher.

„Du gehst erst zur Verwaltung um dich anzumelden, dort erklären die dir dann alles“, sagte Lohmann. Joachim verabschiedete sich und stieg in den hinteren geschlossenen Wagen. Ein Schaffner bellte ihn sofort an: „Sind sie von der Verwaltungsebene?“ Joachim verneinte. „Dann raus und in die Arbeiterwagen! Los, oder ich mach dir Beine!“ Joachim verliess entrüstet den Wagen und suchte sich einen freien Platz bei den Arbeitern. Kurz darauf setzte sich der Zug auch in Bewegung, er fuhr langsamer und wackeliger als die Strassenbahn. Ab und zu hielt er kurz an, und der Heizer verkündete von der Lokomotive aus schreiend die Haltestellen: Zugang West 1, Zugang West 2, Central-Lager, Werkstatt, Zugang Ost 1, Zugang Ost 2, Verwaltung und Betriebshof der Werksbahn.

Von der Bahn aus konnte Joachim den imposanten Minenbetrieb betrachten. Es waren alles Tagebauen, die wie riesige Krater in die Berge klafften. Jede Mine war angelegt, in dem ein Weg sich spiralförmig hinunter wand, und in regelmässigen abständen an den Wänden Kohle gefördert wurde. Entlang dieses Weges gab es Gleise, für die Güterloren, die kleinen, offenen Wagen, in denen die Kohlen abtransportiert wurden. Die Loren fuhren den Weg entlang abwärts, als kleine Züge bei denen auf dem Vordersten Wagen ein Arbeiter sass der eine Bremse betä-

tigte. Bei jeder Förderstelle wurden einige der Loren zurückgelassen, damit sie mit Kohlen gefüllt werden konnten. Sobald sie voll waren fuhr sie ein Arbeiter erneut bis ganz nach unten, wo sie dann über eine Art Aufzug wieder nach oben gebracht wurden. Dieser Aufzug befand sich an der Vorderseite des Tagebaus, er bestand aus einer geneigten Holzplane an der eine mit Gleisen versehene Plattform rauf und runter fuhr, gezogen von einer Seilwinde, die durch eine kleine Dampfmaschine hinter der Holzplane betrieben wurde.

Über das ganze Gelände erstreckte sich das endloses Netz dieser unebenen Schmalspurgleise, für den Kohlentransport und für die kleinen Züge, mit denen die Arbeiter transportiert wurden. Ein Hauptweg verband alle Minen und Anlagen miteinander, dieser Weg verlief entlang der ganzen Mine zwischen den Tagebauen auf einer Seite und einem steilen Hang der bis hinunter ins Tal reichte auf der anderen. Somit erschien er wie ein Damm zwischen dem Minen und dem Tal, der über eine eindrucksvollen Aussicht auf die Hochlanden verfügte, von welcher die Arbeiter in den Tagebauen allerdings wenig mitbekamen. Auf diesem Weg wurden die Güterloren von und zum Central-Lager gefahren, wo die Kohlen gesammelt wurden. Kleine Dampflokomotiven zogen oder schoben die Lorenzüge durch die Anlage. Der ganze Ort schien wie ein riesiger mechanischer Organismus, welcher sich von den armseligen Arbeitern nährte, und wertvolle Kohlen ausschied. Für Joachim aber nichtsdestotrotz ein eindrucksvolles Bild des Ideenreichtums der modernen Industrie.

Joachim stieg in der Verwaltung aus, fast alle Arbeiter waren schon zuvor bei den Minenzugängen ausgestiegen. Das Verwaltungsgebäude war ein einfacher Holzbau aus drei Etagen, die erste war weiträumig, die zwei oberen kleiner, sie türmten über dem Erdgeschoss. Beim Eingang befand sich ein Empfang

und ein Gemeinschaftsraum für die Aufseher, von denen einige soeben ein Frühstück zu sich nahmen. Die Büros der Verwaltung befanden sich in den durch eine eiserne Wendeltreppe zu erreichenden Obergeschossen. Joachim richtete sich an die Dame am Empfang.

„Guten Morgen, ich komme um in der Mine zu arbeiten“, sagte Joachim.

„Blumen pflücken werden sie ja wohl kaum. Name?“

„Unterbühl, Joachim Unterbühl.“ Er hatte sich schon an seinen Decknamen aus Morlenburg gewöhnt. Die Dame holte ein Papier hervor.

„Können sie schreiben?“

„Jawohl.“

„Hier ihren Namen, dort unterschreiben.“ Joachim gehorchte. „Harald, hier hat's frisches Fleisch“, rief dann die Dame zur Kantine hinüber. Ein Mann der Gerade einen Tee und ein belegtes Brot zu sich nahm hob den Kopf. Er nahm einen letzten Biss und trank den Tee aus, dann kam er zu ihnen rüber. Er musterte Joachim von oben bis unten.

„Sehr kräftig sieht der ja nicht aus. Hast du Erfahrung in der Minenarbeit.“

„Nein... aber ich lerne schnell.“

„Na gut, geh zum Central-Lager und frag nach Wozeck. Er wird dich instruieren. Und mach hinne wenn du heute noch den vollen Lohn willst.“

Joachim ging sofort los und lief den Weg zurück bis zum grossen Lager. Die Arbeit in den Minen war bereits voll im Gange. Staubwolken erhoben sich dort, wo Kohlen gefördert wurden, und zahlreiche kleine Züge fuhren immer wieder laut schnaubend an ihm vorbei. Das Central-Lager war wenig mehr als ein riesiger Holzkasten mit einem zur Talseite geneigten Schrägdach, wohl um den häufigen Schneefall ins Tal und nicht

in die Minen fallen zu lassen. Fenster hatte der Bau nur ganz oben, nahe des Dachs. Unten gab es lediglich eine Tür, und oben ragte aus einer Wand ein metallener Schornstein empor, der den schwarzen Rauch einer Dampfmaschine ausstiess. Auf einer Seite befanden sich zwei mit Gleisen ausgestattete Rampen auf einem hölzernen Gerüst, die von beiden Seiten des Hauptweges kommend sich beim Lager trafen. Die vollen Güterloren wurden von den kleinen Lokomotiven bis zum Anfang der Rampen gefahren, dort an ein Seilzugsystem gekoppelt, wodurch sie hochgezogen wurden, und ihr Inhalt dann von oben ins Lager gekippt werden konnte. Anschliessend rollten sie, durch eine andere Mechanik gebremst, auf der anderen Seite hinunter, um wieder zu den Minen gefahren zu werden.

Joachim betrat das Central-Lager, und kam in einen riesigen, lärmigen, staubigen Raum. Der Boden auf dem das Lager von aussen her zu stehen schien endete wenige Meter nach dem Eingang, und hinter einem wenig stabil erscheinenden Geländer war ein tiefes Loch, geformt wie ein schräger Trichter. Dieses Loch war voller Kohlen, und vom oberen Zugang der Güterloren kam ständig Nachschub. Ganz unten am Ende des Trichters gab es eine grosse Schiebetür aus Metall. Diese regulierte wie viel Kohle auf ein Fliessband fiel, das über einen Tunnel durch den Berg bis hinunter ins Tal führte, wo dann im Güterbahnhof die Güterzüge beladen wurden.

Auf der anderen Seite dieses Trichterloches, über einen hängenden Holzsteg zu erreichen, befand sich eine Dampfmaschine die sowohl den Seilzug für die Rampen wie auch das Fliessband und die Schiebetür betrieb, und eine Reihe von Schaltern und Hebeln für die Bedienung aller dieser Vorrichtungen.

Gleich neben dem Eingang war ein kleiner Tresen, dahinter an der Wand einige Schränke. Hinter dem Tresen stand ein kleiner, dicker Mann, mit mürrischem Gesichtsausdruck und einer

prächtigen Glatze auf dem Kopf. Er trug ein dreckiges Hemd dem er die Ärmel hochgekrempelt hatte, und Hosenträger die seine ebenso dreckige Hose hielten. Er brütete über einigen Papieren, und hatte neben sich einen Telegraphenapparat. Dieser klickte, und er notierte etwas. Dann kam er von hinter dem Tresen her rausgewatschelt und schrie zum Arbeiter an der Dampfmaschine: „Herbert! Mach zu, der Zug ist fast voll." Hierauf betätigte der Arbeiter den grössten Hebel, und die Schiebetür schloss sich, wodurch keine Kohlen mehr auf das Fliessband gelangten. Als der dicke Mann zu seinem Telegraphen zurück wollte bemerkte er Joachim.

„Herr Wozeck?", fragte Joachim.

„Lass das 'Herr' Getue verdammt, wir sitzen hier mitten im Dreck. Was willste? Neu?"

„Ja."

„Haste schomma inner Mine gearbeetet?"

„Nein, noch nie."

Wozeck watschelte zurück zu einem der Schränke und holte eine Schaufel, ein schmutziges Hemd aus rauem Stoff und eine Feldflasche raus. Dies drückte er alles Joachim in die Hand.

„Zieh alles bis aufs Unterhemd aus und dieses Hemd an. Deine Klamotten kannste heute hier in dem Korb da lassen, ab Morgen kommste dann gleich mit dem Arbeetskittl. Weil du neu bist fängste mit Schaufeln an. Was die Anern mit de Spitzhacken aus'er Wand haun, schaufelste inne Loren. Wirst schon sehn wies läuft, is' keene Wissenschaft. Geh zu Ost 1, da fehln noch Leude. Und füll deine Feldflasche auf, gleich hier draussen is'n Wasserhahn. Macht verdammt Durst die Schufterei." Nach dieser schnellen Erklärung ging Wozeck zurück zu seinem Tresen, wo der Telegraph bereits wieder klickte. Joachim zog sich um, und liess seine Kleider im Korb auf den Wozeck ihn angewiesen hatte. Das Arbeitshemd hatte vorne und hinten

eine Nummer aufgedruckt, wahrscheinlich um jeden Arbeiter daran zu erkennen. Er hatte die Nummer 11811. Nachfolgend füllte er wie angewiesen seine Flasche auf, und machte sich auf dem Weg zur Mine Ost 1.

Einen kurzen Weg vom Central-Lager entfernt sah er ein Schild das nach links zur Mine deutete mit der Aufschrift „Zugang Ost 1". Beim Eingang der Mine war ein kleiner Holztisch an dem ein Verwalter sass. Er notierte fleissig alle Güterloren die ein und aus fuhren, und die Arbeiter die kamen und gingen. Als er Joachim sah rief er ihm zu: „Du, dich hat man hierher geschickt, ja?"

Joachim nickte.

„Position 17", sagte der Verwalter lediglich und deutete in die Mine hinein. Dann kritzelte er wieder etwas auf seine Papiere. Joachim ging den Weg entlang auf der Suche nach Position 17. Auf der Innenseite des Weges gab es ein prekäres Geländer, das aus Holzpfählen bestand an denen zwei Seile hingen. Immer wieder war am oberen Seil ein kleines Fähnchen zu sehen mit einer Nummer, die die Position angab. Es begann bei 1, also hatte Joachim einen ganzes Stück zu gehen bis zur Position 17. Als er ankam sah er, dass es hier bereits fünf Arbeiter gab, drei mit Spitzhacken, und zwei die Schaufelten. Einige dieser Arbeiter trugen Fussfesseln, was darauf hindeutete, dass es sich um Sträflinge handelte, wie Lohmann ihm erklärt hatte. Dass zwei dieser Sträflinge mit Spitzhacken arbeiteten war wenig vertrauensstiftend.

„Morgen zusammen", grüsste Joachim. Einige der Arbeiter grunzten anerkennend. Zwei Güterloren standen bereits bei ihrer Position und warteten darauf, gefüllt zu werden. Die Bergmänner gingen ihrer Arbeit nach, die drei mit den Spitzhacken hackten die Kohlen aus der Wand, die anderen drei Schaufelten sie in die Loren. Immer wieder kamen Aufseher vorbei, die ein

Gewehr um die Schulter hängen hatten, und achteten vor allem darauf, dass alle fleissig arbeiteten.

Obwohl Joachim nur schaufeln musste, war es Knochenarbeit wie er sie zuvor noch nie erlebt hatte, nicht einmal auf dem Bauernhof. Die Staubige Luft machte das ganze noch unangenehmer. Als die Mittagspause sich näherte, wurden die vollen Loren abgeholt, indem sie nach und nach zu einem Zug zusammengekoppelt und nach unten gefahren wurden. Kurz darauf kamen neue leere Wagen, im umgekehrten Verfahren, indem sie von einem längeren Zug entkuppelt wurden. Kurz nachdem die neuen Loren gebracht wurden, hörte Joachim plötzlich Schreie von oben. Eine voll beladene Lore hatte sich gelöst, und rollte immer schneller den Hang hinunter. Einige der stehenden leeren Wagen wurden einfach aus der Bahn geworfen.

„Passt auf, Deckung!“, rief einer der Bergmänner. Die kleine Gruppe sah die ankommende Gefahr, und sie alle hielten sich an die Wand um dem herandonnernden Gefährt auszuweichen. Ein Stück vor ihrer Position, als der ungebremste Wagen bereits eine beängstigende Geschwindigkeit erreicht hatte, sprang dieser aus den Schienen, und flog krachend in die Tiefe des Tagebaus. Zuerst war nur eine riesige Staubwolke zu sehen, und es erklangen unverständliche Rufe. Als sich die Wolke etwas aufgelöst hatte sah Joachim das ein Arbeiter von dem Gefährt erschlagen worden war, er lag unten in der Mine, reglos, in einer Lache von Blut. Der Verwalter kam von oben angerannt. „Zurück an die Arbeit, zurück an die Arbeit!“, rief er beim vorbeigehen. Nicht lange später wurde der verunglückte Arbeiter auf einem Holzbrett hoch getragen. Die Arbeiter in Joachims Trupp schauten ihn mitleidig an. Sie wussten, es hätte jeden von ihnen treffen können, und niemand würde ihnen nachtrauern.

„Das sind wir hier, Kanonenfutter. Mit unserem Mark schmieren sie die Räder der Industrie“, sagte einer der Sträflin-

ge mit Hasserfülltem Blick. Joachim hatte keine Antwort hierauf und nickte nur zustimmend.

Während der Verwalter unten den Schaden betrachtete, fiel Joachim auf das viele der beladenen Loren trotzdem weiter abtransportiert wurden. Er fragte sich ob jemand anders diese wohl notieren würde. Oder könnte es sich um die fehlenden Kohlen handeln?

Joachims Feldflasche war schon leer als sich der Feierabend näherte. Er war völlig fertig und fühlte sich als würden gleich seine Arme abfallen. Er beneidete die Arbeiter mit den Spitzhacken nicht. Ein lauter Pfiff in der Ferne gab den Feierabend an. Eine lange Kolonne der Güterloren wurde zum Aufzug gebracht und nach und nach hinaufgefahren. Aus der Mine wanderte zugleich eine endlose Reihe von Arbeitern und Aufsehern. Joachim hielt kaum den Weg zurück zu Lohmann aus ohne vor Erschöpfung umzukippen.

Am folgenden Tag schien die Moral der Bergmänner noch etwas schlechter als zuvor. Es hatte sich Unmut ausgebreitet, nicht überraschend, nach dem schweren Unfall am Vortag. Zur Mittagspause bekamen die Arbeiter ein spärlich belegtes Brot. Am Vortag war diese halbe Stunde in völliger Stille verlaufen, diesmal versuchte Joachim etwas Konversation zu stiften, nicht minder um seinem eigentlichen Auftrag nachzugehen.

„Seid ihr schon länger hier?“, fragte er in die Runde. Die meisten zuckten mit den Schultern. Einer der freiwilligen Arbeiter antwortete ihm.

„Halbes Jahr. Drecksarbeit, hab' halt sonst nichts bekommen“, antwortete er trocken. Joachim schaute auf die Sträflinge, worauf der selbe Arbeiter noch hinzufügte: „Lass die. Haben alle mehrere Jahre, sind glaub nicht sehr zufrieden damit.“

Joachim nahm einen Biss von seiner faden Mahlzeit.

„Ich hab mal gehört dass hier eine Menge Kohlen geklaut werden“, sagte er plötzlich in die Runde. Er war noch nie sehr raffiniert gewesen dabei, aus den Leuten Informationen herauszubekommen. Das hätte er vielleicht bei Lohmann erwähnen sollen. Natürlich kam keine Antwort aus der Runde.

Als der Pfiff kam, der die Mittagspause beendete, gingen sie zurück an die Arbeit. Nach einer Weile, flüstere einer der Sträflinge Joachim etwas zu.

„Bist wohl ein ganz schlauer, wa? Meinst du bist besser wie wir, weil du deine Paar Münzen bekommst?“

Joachim tat als würde er ihn nicht hören was den Sträfling nur noch mehr irritierte. Eine weile arbeiteten sie weiter, als plötzlich der Sträfling laut sagte: „He Neuer, schau mal!“, und zum Minenausgang deutete. Joachim kehrte sich, er erwartete das vielleicht wieder irgend ein Unfall geschah, doch er konnte nichts erkennen. Als er sich umdrehte sah er plötzlich vor sich den Türmenden Sträfling mit gehobener Spitzhacke, bereit auf ihn einzuschlagen. Er konnte gerade noch einen Schritt zurück tun um auszuweichen und fiel nach hinten auf den Boden. Der Schlag landete zwischen seinen Beinen und verfehlte ihn um Haaresbreite. Der Sträfling zog die Spitzhacke aus dem Boden wo sie ein beachtliches Loch hinterlassen hatte. Er holte zu einem zweiten Schlag aus, der nicht verfehlen würde. Joachim kroch zurück, er schaffte es nicht schnell genug aufstehen. Doch wie der Angreifer die Spitzhacke hob, war ein lauter Knall zu hören. Der Sträfling blieb einen Moment wie eingefroren stehen, die Spitzhacke in die Luft ragend, und fiel dann rückwärts wie ein Brett zu Boden. Hinter ihm sah Joachim einen der Aufseher mit angehobenem Gewehr. Der Aufseher kam rüber, und half Joachim auf.

Der Lärm des Schusses hatte in der ganzen Mine nachgehallt, und alle standen wie gefroren da und schauten auf das grauen-

volle Geschehen. Die einzige Bewegung in diesem Moment war der Verwalter, der erneut herbeigelaufen kam.

„Was ist denn jetzt schon wieder, um Himmels Willen", rief der Mann.

„Der– der wollte mich umbringen. Der spinnt doch", sagte Joachim erschüttert.

Der Verwalter sah sich den auf dem Boden liegenden Sträfling an und seufzte. Mit dem Fuss trat er ihm leicht gegen den Kopf, der sich widerstandslos bewegte. Die Augen des Toten schauten blank geradeaus, und unter ihm breitete sich eine kleine Blutpfütze aus.

„Meine Güte, muss das auch immer hier passieren", klagte der Verwalter, „in Ost 2 haben die nie diese Probleme. Ich lasse ihn gleich abholen. Zurück an die Arbeit." Der Tote blieb einfach liegen während die anderen weiter Kohlen hackten und schaufelten. Erst eine halbe Stunde später wurde der Körper endlich abtransportiert. Niemand machte sich viel daraus dass hier soeben ein Arbeiter erschossen wurde weil er versuchte einen anderen zu ermorden.

Was muss dich Lohmann auch hierher schicken, dieser Drecksack. Ist es ihm einfach gleichgültig was mit dir passiert? Er sitzt fein in seiner Stube und lässt dich hier mit irgendwelchen Wahnsinnigen schuften nur weil er seine eigene Arbeit nicht richtig machen kann. Einstmals wird dein Glück zu Ende sein, und wer wird dann schon den unbedeutenden Joachim von Rietbach schon vermissen.

Am Ende des Tages, als die Arbeiter ihren Weg zurück unternahmen, hörte er einen der Sträflinge zum Anderen kichernd flüstern: „Dieser Trottel hat gedacht der Neuling wäre ein leichtes Opfer. Ist ja gewaltig daneben gegangen."

Die folgenden Tage waren zum Glück weniger ereignisreich, Joachim versuchte weiterhin etwas über die fehlenden Kohlen herauszufinden, doch seine Versuche, eine Konversation mit

seinen Kollegen zu beginnen, blieben genau so fruchtlos wie zuvor. So weit er es ersehen konnte schien alles sachgemäss zu laufen, von den erbärmlichen Arbeitsverhältnissen und regelmässiger Gewalt abgesehen. Kein Wunder fehlten hier ständig Arbeiter, wer wollte auch schon freiwillig an so einem Ort arbeiten.

Am Ende des fünften Tages, nachdem Joachim noch immer keine Anhaltspunkte über die fehlenden Kohlen hatte finden können, wollte er den abendlichen Abtransport genauer beobachten. Er blieb beim Eingang seiner Mine stehen, wo die Loren vom Aufzug wieder auf die Schienen geführt wurden und dann als lange Züge von den kleinen Lokomotiven zum Central-Lager befördert wurden. Der Verwalter lief in die Mine hinein und zählte alle Loren, bevor sie noch oben angekommen waren. Dann lief er eilig in Richtung des Verwaltungsgebäudes. Als nur noch wenige Wagen aus der Mine kamen bemerkte Joachim dass einige nicht nach Westen, in Richtung des Lagers gefahren wurden, sondern von Arbeitern auf die andere Seite geschoben wurden, in Richtung der Verwaltung und des Betriebshofes. Es waren nicht wenige, die sich auf diesen Weg machten. Er folgte ihnen unauffällig, was im trüben Licht der Abenddämmerung nicht schwer war. Er näherte sich einem der Arbeiter der einige Wagen vor sich her schob und fragte ihn: „Wohin führst du diese Loren?“

Der Arbeiter sah ihn kurz an und zuckte dann mit den Schultern. „Ich soll nur die Wagen schieben. Weichen stellt wer anders.“

Joachim ging diesem geheimnisvollen Konvoi nach, bis sie zum Betriebshof kamen. Dort, ein kleines Stück weiter vorne vom Verwaltungsgebäude, bogen die Gleise nach links ab, in ein kleines Tal. Der Betriebshof an sich bestand aus einem grossen Holzschuppen der direkt an die Felswand gebaut war. Un-

ter diesem Schuppen gab es dutzenden Abstellgleise für die Güterloren und die Arbeiterzüge. Der Boden war leicht in Richtung der Felswand geneigt, sodass alle Wagen nur zum Eingang geschoben werden mussten und dann von selber an das Ende der Abstellgleise rollten, wo sie auf eine gefederte Holzplatte stiessen.

Die Arbeiter liessen die vollen Loren in den Schuppen rollen und entfernten sich dann. Diese Kohlen sind schon mal nicht zum Central-Lager gekommen, aber weg sind sie immer noch nicht, dachte Joachim. Aber was brachte es, so viele volle Wagen im Betriebshof zu lassen? Es würde hunderte Leute benötigen um diese Mengen an Kohlen wegzutragen. Hinter der Wand des Schuppens wartete er eine Weile, um zu sehen ob noch etwas mit diesen Kohlen geschehen würde. Und tatsächlich, nach einer Weile sah er im Schuppen das Licht einer Öllampe. Es waren zwei Männer. Joachim verstand nicht wo diese hergekommen waren, der einzige Zugang zu diesem Schuppen war von vorne, niemand hätte hier vorbei können ohne von ihm gesehen zu werden. Die zwei bewegten sich am hinteren Ende des Schuppens hin und her. Dann, plötzlich, setzte sich eine ganze Reihe der voll beladenen Loren in Bewegung, und verschwand scheinbar in der Felswand. Joachim reagierte prompt und sprang auf die hinterste auf. Er hockte sich auf die Kupplung, sodass er von vorne nicht gleich gesehen würde. Er rollte langsam zum hinteren Teil des Schuppens, aber wie war das möglich, wenn sich doch dort nur Fels war? Er bekam sogleich eine Antwort darauf: am hinteren Ende eines Abstellgleises gab es eine geheime Tür, die hinter der gefederten Holzplatte getarnt kaum erkennbar war. Dahinter folgte ein Tunnel, durch den Joachim jetzt an der Lore hängend hindurchfuhr. Er hatte also herausgefunden wie die Kohlen verschwanden. Aber was geschah nun damit?

XXII

Während der Fahrt durch den Tunnel gewann der kleine Zug einiges an Geschwindigkeit, Joachim sass labil auf einem Metallteil des hintersten Wagens, welches eigentlich gedacht war, um weitere Loren aneinander zu koppeln. Zum Glück ebneten sich die Schienen schon wenig später wieder, gerade als Joachim zum Tunnel hinaus kam und der Zug sich verlangsamte. Er nutzte den Moment um abzuspringen und versteckte sich hinter einigen Felsen.

Er befand sich hinter einem hohen, steilen Berg, den er durch diesen geheimen Tunnel überwunden hatte. Hier gab es einen engen Weg zwischen einem steilen Hang auf einer Seite, und einem Felsvorsprung auf der anderen. Entlang dieses Weges führten die Gleise die aus dem Tunnel kamen, gerade am Rand des Felsvorsprunges entlang. Weiter vorne sah Joachim mehrere Männer mit Lampen herumlaufen. Im trüben Abendlicht konnte er erkennen, wie sie die Behälter der Loren umkippten, um die Kohlen einfach über den Felsvorsprung auszuleeren. Als sich die Männer etwas von ihm entfernt hatten, traute sich Joachim die Situation etwas mehr aus der Nähe zu betrachten. Die letzten Sonnenstrahlen erlaubten ihm einen Anblick der ihm den Atem raubte: Ein gigantischer Haufen von Kohlen, der gerade unter dieser Klippe das kleine Tal auffüllte. Es mussten schon seit Wochen, gar Monaten oder Jahren diese Kohlen hier verworfen worden sein. Wieso diese Verschwendung? War es denn möglich, dass jemand einen Gewinn daraus schlage, anderen Menschen Mangel und Knappheit aufzuerlegen? Im ganzen Land fehlten diese Kohlen, und hier wurden sie, scheinbar grundlos, entsorgt.

Joachim war von dieser schauderhaften Landschaft abgelenkt, als er plötzlich von links eine Stimme hörte: „He, du! Was hast du hier zu suchen? Leute, fasst den Eindringling!“

Joachim erschrak und lief sofort los, mehrere der Männer ihm hinterher. Er musste sofort zurück und Lohmann davon berichten. Er lief in den Tunnel und versuchte so gut er konnte sich mit den Füssen den Gleisen nach zu orientieren, um nicht gegen die Wand zu laufen. Mehrmals stolperte er beinahe über den unebenen Boden. Die Verfolger kamen ihm immer näher, mit ihren Lampen hatten sie im dunklen Tunnel einen klaren Vorteil. Auf einmal hörte Joachim wie ein weiterer Lorenzug herbei gerollt kam. Er konnte nicht vor und nicht zurück, und der Tunnel war zu eng, um den Wagen auszuweichen. Er tat das einzige was er noch machen konnte: Er legte sich auf den Boden, an die Seite des Tunnels, und presste seinen Körper so gut er konnte gegen die Wand. Wenn er richtig abgeschätzt hatte, würden ihn die Wagen, die oben breiter waren als Unten, nicht überrollen. Er schloss die Augen und hoffte auf das Beste. Kurz darauf ratterte der Zug mit ohrenbetäubendem Lärm an ihm vorbei. Er riss ihm den Hut weg und schlug ihn an seine linke Ferse, doch davon abgesehen blieb er unversehrt. Er konnte hören wie die Verfolger plötzlich zum Rückzug riefen, aber sie wurden schliesslich vom Zug eingeholt. Das Geräusch vom Aufprall war schmerzhaft anzuhören, doch er konnte die Gelegenheit nicht verschwenden. Er stand auf und lief weiter, der Schlag an seine Ferse schmerzte ihm beim gehen. Er humpelte so gut er konnte den Tunnel entlang bis er auf der anderen Seite ankam.

Auf dieser Seite befanden sich zwei weitere Männer, die soeben den Zug in den Tunnel geschoben hatten. Als sie ihn vorbei laufen sahen, wurden sie sofort auf ihn aufmerksam, liefen ihm aber nicht gleich hinterher.

„Fasst den Mann, er ist ein Spion!“, klang es aus dem Tunnel. Es war auf dieses Zeichen, dass die Beiden Joachim zu verfolgen begannen. Er konnte langsam wieder richtig laufen, aber sein Fuss schmerzte noch.

Joachim kam am Verwaltungsgebäude vorbei, und hoffte dort Hilfe zu finden. Er öffnete die Tür, doch drinnen war es dunkel und leer. Er verriegelte die Tür von innen mit einem Stuhl, ein Schloss gab es keines, nur die Büros hatten hier Schlösser an den Türen. Er sah sich kurz um und bemerkte ein Gewehr das hinter dem Empfangstresen verstaut war, und nahm es an sich. Er erkannte die Art von Waffe, ein MIG-14 Standardgewehr, wie es die meisten Wachen und Aufseher im Lande verwendeten. Er selbst hatte den Umgang mit diesem während seiner Ausbildung erlernt, zwar nur im Überblick, aber genug das er wissen würde, sich damit zu verteidigen. Die Verfolger erreichten ihn sogleich und rüttelten an der Tür, schafften es aber nicht sie aufzumachen und gaben nach. Doch einen Augenblick später überraschten sie ihn über den Hintereingang. Joachim hatte diesen nicht gesehen, da er sich hinter der Treppe befand. Er nahm den Stuhl von der Tür und warf ihn in Richtung seiner Verfolger, dann lief er hinaus.

In seiner Flucht kam er am Zugang Ost 2 vorbei, und hatte einen Einfall als er dort ein Paar Güterloren stehen sah. Er bog nach rechts in die Mine ab, und versteckte sich sogleich hinter dem Tisch des Verwalters. Seine Verfolger kamen ihm nach, liefen aber weiter in die Mine. Joachim kam aus seinem Versteck und begann die zwei Loren in die Mine zu schieben. Bald schon kamen diese ins Rollen. Der Lärm machte die zwei Männer aufmerksam, und sie machten kehrt, sahen aber gleich die Gefährte auf sie zugerollt kommen. Joachim lief weiter in Richtung der Stadt während seine Verfolger versuchten den ankommenden Wagen auszuweichen, einer auf jeder Seite der Schienen, doch

der auf der Rechten Seite hatte wenig Glück, denn eine der Loren entgleiste und kippte auf seine Seite. Er versuchte darüber zu springen, aber stürzte hart. Nachdem er wieder auf die Beine kam, konnte er kaum noch gehen. Sein Kumpan hielt aber nicht ein und lief Joachim hinterher.

Als Joachim beim Central-Lager ankam musste er halten, er konnte kaum noch atmen, und es war noch weit bis zum Stadtrand. Wie hatten diese Männer nur so viel Ausdauer? Er versteckte sich hinter dem grossen Lagergebäude und atmete erst mal tief durch. Er hob das Gewehr, und drehte sich in die Richtung, aus der der Verfolger kommen würde. Er wollte den Mann nicht unbedingt töten, aber zumindest mit einem Schuss in seine Richtung erschrecken. Treffen würde er in diesem knappen Licht sowieso nicht. Er sprang hervor und sah den Mann einige Meter weit von ihm auf ihn zu kommen. Er zielte in die ungefähre Richtung und drückte ab.

Klick.

Joachim hatte in seiner Eile nicht bemerkt, dass das Gewehr gar nicht geladen war. Wer würde auch schon ein geladenes Gewehr herumliegen lassen. Er drehte sich um und wollte wieder fliehen, aber er spürte auf einmal eine Hand an seinem Hals, und eine andere die ihn am rechten Arm griff, er wurde gegen die Wand des Lagers geschlagen. Der Mann würgte ihn gnadenlos, er hob ihn mit einer Hand am Hals auf, dass Joachim den Boden unter den Füssen verlor. Es war in diesem Moment, wo Joachim auf dem Unterarm dieses Mannes ein Symbol als eingebrannte Narbe bemerkte. Hatte man ihn gebrandmarkt, wie man es mit Kühen auf einem Hof tat? Das Symbol erkannte er sofort: Es war das Symbol einer Krake, ein Kreis mit einem Auge und acht Fangarmen die daraus entsprangen. Er hatte es bei dem aberranten Opferritual in der Bank P. Hellmer und Sohn gesehen, und danach auch bei Hermann im Morlen-

tal. Joachim konnte kaum noch atmen, er versuchte mit seinem freien Arm den Angreifer abzuwehren, aber der Mann war viel zu kräftig für ihn. Hierbei rutschte Joachims Gewehr, das er über die Schulter hängen hatte, langsam seinen Rechten Arm hinunter. Joachim konnte mit seinem freien Arm den Lauf des Gewehres fassen, er hob es auf und Schlug dem Angreifer mit dem Gewehrkolben voll in den Kiefer. Er schrie auf vor Schmerz, sein Griff löste sich ein wenig. Joachim nutzte den Moment und trat ihm mit dem Knie in den Magen. Der Mann beugte sich vor Schmerz nach diesem treffenden Schlag und fasste sich an den Bauch. Joachim war von seinem Griff frei. Er nahm das Gewehr am Lauf in beide Hände und schlug diesem Rüpel nochmals mit voller Wucht den Gewehrkolben ins Genick. Hiernach fiel er bewusstlos gegen die Wand der Werkstatt. Joachim konnte endlich aus den Minen fliehen.

Er lief ohne Halt weiter, bis er zum Stadtrand kam. Er konnte gerade noch eine Strassenbahn erwischen, die ihm den Rest des Weges zu Lohmanns Haus erleichterte. Er war völlig ausser Atem. Immer wieder blickte er trotzdem noch nervös nach hinten, um zu sehen ob er weiterhin verfolgt wurde. Aber er hatte die Verfolger schliesslich abgehängt. Die anderen Insassen des Strassenbahnwagens sahen ihn einen Moment lang überrascht an, erst dachten sie, er wolle die Bahn überfallen, doch als er brav seinen Fahrschein bezahlte, ignorierten sie ihn wieder, trotz seiner schmutzigen Arbeiterkleidung und des Gewehrs, das er noch mit sich trug. Sie hatten wohl angenommen, er sei ein Arbeiter aus den Minen.

Als Joachim endlich nach der Strassenbahnfahrt Lohmann Haus sah meinte er in Sicherheit zu sein, doch dieser Gedanke erwies sich so gleich als falsch, denn als er sich dem Haus näherte, bekam er ein mulmiges Gefühl im Bauch. Etwas stimmte nicht. Es brannte kein Licht im Haus, die Tür stand weit offen,

der Vorgarten war zertreten, ein Fenster eingeschlagen. Einbrecher. Oder Schlimmeres.

XXIII

Vorsichtig betrat Joachim Lohmanns Haus, drinnen war alles verwüstet und durcheinander. Christoph! Er dachte sofort an seinen Freund und schlich durch das Untergeschoss um zu versuchen, ihne ausfindig zu machen. Er fand ihn auch, kurz darauf, reglos in der Küche auf dem Boden liegend, das Gesicht nach unten gekehrt. Er erkannte eine schwere Wunde am Hinterkopf. Er hockte sich neben Lohmann und drehte ihn um. Seine Augen blickten starr ins leere. Die Welt brach über Joachim zusammen. Tränen schossen ihm in die Augen, er blieb eine Weile still neben seinem Freund sitzen und versuchte das alles zu verstehen. Wieso nur?

Es ist alles deine Schuld. Du hast diese ganze Verschwörung bis hierher geführt, dir sind sie gefolgt, und haben Lohmann gefunden und getötet. Wenn du vorsichtiger gewesen wärst, hätten sie dich vorher nicht erwischt. Das war sicher der Grund wieso sie hergekommen sind. Du fügst allen Leuten um dich herum nur Schaden an.

Erst ein Geräusch hinter ihm weckte Joachim aus seinem Trancezustand. Er sprang auf und ging vorsichtig zurück zum Eingang. Von oben kamen Geräusche. Es mussten die Einbrecher sein, sie näherten sich. Er schaute um sich, und fand im Grössten der drei Schränke unter der Treppe ein Versteck. Er hörte über sich auf der Treppe die Schritte von zwei Personen. Sie redeten miteinander.

„Oben ist es auch nicht. Du verdammter Trottel. Wir hätten ihn nicht einfach krepieren lassen sollen“, sagte einer der Einbrecher lautstark mit grollender Stimme.

„Tut mir Leid Chef, ich wollte ihm doch nur eins überbraten weil er ja nich' reden wollte“, sagte der zweite Einbrecher in einem jämmerlichen, lispelnden Ton. Die beiden waren ganz of-

fensichtlich nicht die hellsten. Aber was wollten sie dann von Lohmann, wenn es nicht nur ein Raubüberfall war?

„Und jetzt? Oben haben wir alle Papiere angesehen, hier unten ist auch nichts. Es ist doch zum Mäuse melken“, sagte der erste Einbrecher.

Durch den Spalt in der Schranktür konnte Joachim die beiden beim vorbeigehen ein wenig ausmachen. Sie trugen beide dunkle Kleidung und hatten kleine Laternen bei sich, einer von beiden war gross und breit, der andere war von schlankem Körperbau.

„Schau mal dort in der Stube, vielleicht haben wir das Zeugs im Schrank nicht richtig durchsucht“, sagte der anführende Einbrecher mit der tiefen Stimme.

„Mann so 'ne Hütte will ich auch mal haben, meinste wenn wir das hier gut machen zahlt man uns ma'n bisschen mehr?“, fragte der Andere.

„Halt deine Fressleiste und scher dich darum dass wir das Telegramm überhaupt mal finden, sonst haben wir bald ganz andere Probleme.“

Joachim hörte wie sie weiter das Haus durchsuchten. Ein Telegramm suchten sie also. Ob es sich um etwas bezüglich der fehlenden Kohlen handeln könnte?

„Ich hab' alle Papiere angeschaut aber da is' wirklich nichts“, sagte der zweite Einbrecher.

„Verdammt, hast du auch wirklich gesehen ob etwas von diesem Baumgartner dabei ist? Vielleicht kannst du ja nicht richtig lesen du Spatzenhirn“, beschimpfte ihn sein Kollege.

Hatte Joachim richtig gehört? Baumgartner?

„Das is' jetz' aber gar nicht nett, ich kann sehr wohl lesen. Schreiben nich' so gut aber doch lesen.“

„Vielleicht irgendwo hier“, hörte er diesmal aus der Nähe. Die beiden kamen in die Richtung des Schrankes wo er ver-

steckt war. Er konnte sie schon durch die Schranktür hindurch sehen. Sie öffneten den ersten Schrank, den kleinsten.

„Den hatten wa schon gesehen, der is leer." Sie öffneten den zweiten Schrank. „Das Putzzeug war hier, und daneben?"

„Mäntel."

„Vielleicht da, in einer Manteltasche."

Joachim sah wie der Mann sich näherte, er griff den Knauf vom Schrank und Joachim hielt den Atem an. Plötzlich kam jemand von draussen angerannt und rief: „Jungs, wir haben ein Problem." Es war einer der Männer die ihn in der Mine verfolgt hatten. „Jemand hat uns bei den Minen gesehen. Wir müssen ihn finden, er kann noch nicht weit sein. Habt ihr das Telegramm?"

„Es ist nirgendwo zu finden."

„Verdammt. Und Lohmann?"

„Tot."

„Ihr verfluchten Idioten. Egal, kommt mit wir müssen diesen Typen finden. Er hat noch die Arbeiterkleidung an, und ein Gewehr mit sich, ist aber nicht geladen. Auf der Kleidung steht die Nummer 11811. Er versteckt sich wahrscheinlich irgendwo in der Arbeitersiedlung. Los, das Telegramm können wir nachher noch suchen."

Die drei liefen sofort los. Joachim konnte durchatmen. Er wartete einen Moment dass sie auch sicher weg waren, dann kam er aus dem Schrank. Baumgartner sollte also ein Telegramm an Lohmann geschickt haben, und die Einbrecher suchten danach. Er musste es sofort finden bevor sie zurückkamen. Aber wo könnte es sein wenn sie schon überall gesucht hatten? Ausser Lohmann hätte es vielleicht bei sich gehabt. Aber hätten sie ihn nicht auch schon durchsucht?

Sein toter Freund lag noch immer da auf dem Boden mit ausgestreckten Armen. Joachim suchte seine Taschen ab, was alles

andere als angenehm war, fand aber nichts ausser der Pfeife, etwas Tabak und einer Schachtel Streichhölzer. Joachim erhob sich wieder und betrachtete das schmerzhafte Bild seines toten Freundes. Doch etwas war hier seltsam. Lohmanns rechte Hand lag knapp unter dem Herd. Wieso hatte er sie so weit ausgestreckt, bis unter den Herd, wenn man ihn doch von hinten erschlagen hatte und er dann zu Boden gefallen war? Vielleicht kein Zufall, dachte Joachim. Er kniete auf den Boden und schaute unter den Herd. Tatsächlich, er sah weit unter dem Herd ein zerknülltes Stück Papier. Lohmann musste es in seinem letzten Moment dorthin geworfen haben, ohne dass diese Schufte es bemerkt hätten.

In seinem letzten Augenblick hat Christoph noch an seine Freunde gedacht, während du ihn in den Minen verfluchtest.

Joachim konnte das Papier nicht erreichen, der Spalt unter dem Herd war zu knapp, als das sein Arm darunter passte. Er suchte ein Küchenutensil, ein grosser Kochlöffel war das erste was er sah dass sich eignete, und konnte damit knapp das Papier unter dem Herd zum Vorschein bringen.

Er glättete das kleine Papierbällchen. Es war tatsächlich ein Telegramm von Baumgartner, auf den heutigen Tag datiert! Er las es hastig: „In Hauptstadt angekommen. Grosser Umweg, lange Geschichte. Im Hotel Biedermann. Keine Spur von Joachim. Gib Bescheid falls du etwas weisst. Baumgartner.“ Joachim war ekstatisch. Baumgartner ging es gut, und er war in der Hauptstadt angekommen. Joachim verbrannte das Telegramm auf dem Herd. Die Einbrecher würden einen Heidenspass haben, es weiterzusuchen.

Wenn diese Übeltäter aber von Baumgartners Telegramm wussten, musste es bedeuteten dass sie hinter ihm her waren, gar dicht auf den Fersen. Auch steckten sie mit den Kohledieben unter einer Decke. Wie passte das alles zusammen? Joa-

chim musste sofort in die Hauptstadt um mit Baumgartner zu sprechen, auch um ihn vor dieser Gefahr zu warnen. Telegraphieren schien unangebracht, irgendwo mussten diese Schurken ja einen Spitzel haben, sie wussten ja, dass ein Telegramm versendet worden war, aber hatten nicht den Inhalt in Erfahrung bringen können. Diese Leute, die vor Einbruch und Mord nicht zurückschreckten, würden kaum zulassen dass ihnen nochmals eine solche Gelegenheit durch die Finger ginge. Joachim brauchte Geld für eine Fahrkarte, und für anständige Kleidung. Er konnte wohl kaum mit dieser abgerissenen Arbeitstracht reisen und aller Leute Aufsicht erregen, vor allem die, seiner Verfolger. In Lohmanns Zimmer konnte er etwas Geld ausfindig machen. Er fühlte sich schuldig, seinen ermordeten Freund zu bestehlen, aber es führte kein Weg daran vorbei. Er nahm sich auch noch ein Jackett, Bevor er das Haus verliess ging er dann nochmals zu Lohmanns Leiche und hielt dort einen Augenblick Inne.

„Es tut mir leid dich hier so verlassen zu müssen, alter Freund. Aber ich bin sicher du würdest es verstehen“, sagte er leise. Dann schloss er ihm die Augen. Er legte Gormans grünen Mantel an, um die auffällige Arbeiterkleidung mit der Nummer 11811 zu verdecken, und machte sich auf den Weg zur Bahnstation. Bloss seinen Tränen konnte er nicht entkommen.

XXIV

Die Nacht verbrachte Joachim in der Gaststätte der Bahnstation. Es schien ihm ein unauffälliger Ort, weg von den tausend Augen der Stadt. Er hatte es dort am Vorabend auch noch knapp geschafft vor Ladenschluss in einer Schneiderei neue Kleidung zu beschaffen. Der dunkelrote Anzug den er fand entsprach nicht ganz seinem Geschmack, aber weil es gerade nicht zu ihm passte, meinte er ihn unauffälliger. Die alte Arbeiterkleidung warf er in den kleinen Ofen der sein Zimmer heizte. Die Gaststätte verfügte über ein kleines Badehaus, wo sich Joachim den Dreck von den Minen endlich abwaschen konnte. Allerdings verzichtete er darauf, sich zu rasieren, sein Bart war ihm sicher nützlich um nicht so leicht erkannt zu werden. In Severinstadt suchte man ihn zwar bärtig, aber in der Hauptstadt sauber rasiert.

Am nächsten Morgen nahm er den ersten Zug in die Hauptstadt, der schon vor Sonnenaufgang losfuhr. Es war ihm nicht ganz geheuer, diese Reise zu unternehmen, aber es blieb ihm nicht viel anderes übrig. Im Zug waren wie so oft mehrere Wachen dabei, um die Sicherheit der Fahrgäste zu gewährleisten und, wie er es selber ja erlebt hatte, um mögliche Verdächtige zu erfassen. Obwohl seit seiner Flucht einige Zeit vergangen war hatte er noch immer Angst als gesuchter Verbrecher erkannt und verhaftet zu werden. Er hoffte dass Baumgartner, der von seiner Arbeit her mit den höchsten Instanzen der Regierung in Verbindung sein musste, ihm aus dieser Zwickmühle helfen könnte. Aber das würde er erst wissen wenn er bei ihm wäre.

Die Sonne ging erst auf als der Zug die bergige Landschaft der Hochlanden bereits hinter sich gelassen hatte. Es lagen aber noch viele Stunden Fahrt vor Joachim. Sein Abteil zweiter Klas-

se teilte er sich nur mit einer Dame von vollschlanker Figur, die ein rosa Kleid von zweifelhaften Geschmack trug, und unzählige Päckchen mit sich hatte. Sie schlief schon seit beginn der Reise. Ihr Anblick flösste Joachim ebenfalls Müdigkeit ein, er war sehr früh aufgestanden und hatte nach dem Geschehen des Vortages grosse Mühe gehabt, zur Ruhe zu kommen. Er wollte gerne eine Weile einnicken aber er wurde immer wieder von den vorbeilaufenden Wachen gestört. Wieso liefen sie auch dauernd hin und her? Es war ja sonst üblich dass sie irgendwo am Ende der Wagen auf der faulen Haut sassen. Denn Überfälle auf Züge waren in den letzten Jahren immer seltener geworden, hauptsächlich aber weil die Züge dank der besseren Lokomotiven schneller fahren konnten als zuvor.

Nach einiger Zeit hörte der Verkehr der Wachmänner auf, und Joachim konnte eine Weile einschlafen. Er wusste nicht, wie lange er geschlafen hatte, aber sicherlich nicht lange, als er vom Schrei der Dame im rosa Kleid geweckt wurde. Er sah um sich, erkannte aber nichts ungewöhnliches. Zwei Wachen kamen sofort herbeigerannt. Die Dame hatte einen Ausdruck von entsetzen im Gesicht, und deutete auf Joachim. Er verstand nicht was das sollte, schliesslich hatte sie ihn ja schon beim Einsteigen gesehen.

„Mörder! Krimineller! Sehen sie!“, rief die Frau den Wachen zu. Jetzt bemerkte Joachim wieso, denn das Gewehr, das er in Gormans grünem Mantel eingewickelt hatte, war zu Boden gerutscht, und der Kolben sichtbar geworden. Die Beförderung von Waffen war nur gestattet, wenn diese deklariert und bei den Wachen abgegeben wurden.

Du verfluchter Tollpatsch. Nicht einmal eine einfache Zugfahrt schaffst du ohne alles zu vermasseln. Wozu nimmst du auch dieses Gewehr mit, es nützt dir ja sowieso nichts. Jetzt werden die Wachen auf dich aufmerksam, vielleicht erkennen sie dich sogar.

„Mitkommen!“, sagte ein Wachmann barsch. Joachim gehorchte. Er überlegte wie er sich aus der Sache herauszureden könnte. Sie gingen bis ans Ende des Wagens.

„Wieso haben sie die Waffe nicht deklariert?“, fragte der Wachmann.

„Ich, nun...“, Joachim versuchte schnell eine Ausrede zu finden.

„Moment, der Kerl kommt mir bekannt vor“, unterbrach ihn der zweite Wachmann, „die Beschreibung passt doch genau auf diesen Typen der gesucht wird, von dem man uns doch gesagt hat er könnte auf diesem Zug sein.“ Joachim glaubte seinen Ohren kaum. Jemand musste ihnen einen Tipp gegeben haben, sicherlich die Leute die bei Lohmann eingebrochen waren, oder die ihn in den Minen verfolgt hatten. Jetzt machte auch der erste Wachmann grosse Augen.

„Passt genau. Wer sind sie?“

Jetzt oder nie, dachte Joachim.

„Ihr elenden Trottel!“, bellte er plötzlich die Wachen an die überrascht zurückschreckten, „ich bin inkognito unterwegs, ich suche doch den selben Mann! Wollt ihr mich denn auffliegen lassen?“ Er rieb ihnen das Gewehr praktisch ins Gesicht, dass sie sehen konnten dass es ein MIG-14 war. Er schlug sich auf die Stirn und machte einen höhnischen Gesichtsausdruck.

„Ihr könnt ja in der nächsten Station nach Severinstadt Telegraphieren und sagen, dass ihr Hauptmann Unterbühl festgenommen habt. Fragt nach Christoph Lohmann, er wird's euch vergelten.“

Die Wachen waren nun völlig bedrückt, sie sahen sich gegenseitig hilflos an. Lohmanns Name hatte Wirkung gezeigt.

„Nein, bitte nichts sagen, ich habe schon eine Verwarnung“, sagte der erste. Der andere nickte dazu.

„Ich will beide Augen zudrücken, aber das war wirklich eine Meisterleistung von euch. Also, zurück an die Arbeit. Und hört auf euch so auffällig zu verhalten, ich habe selber den Gesuchten in diesem Zug nicht gefunden, und wenn er hier war dann habt ihr Trampeltiere ihn sicher schon verschreckt."

„Wir bitten abermals um Vergebung", sagte der zweite Wachmann. Sie taten Joachim schon fast Leid. Er seufzte. „Seid in Zukunft gefälligst vorsichtiger." Beide nickten unterwürfig, und Joachim ging mit den Wachen im Schlepptau zurück zu seinem Platz. Die Dame von Joachim beängstigt.

„Keine Sorge gnädige Frau, ich gehöre zum Sicherheitsdienst. Alles ein Missverständnis." Die Wachen stimmten beide zu und entfernten sich wieder, die Dame war sichtbar erleichtert. Sie fragte Joachim ob sie jemanden suchten, worauf er nur antwortete dass er sich nicht auf diesem Zug befand. Damit hoffte er die Konversation zu beenden.

Es war schon Nachmittag als der Zug die Vororte der Hauptstadt erreichte. In den Stationen zuvor waren immer mehr Fahrgäste dazugekommen, bis der Zug fast schon voll war als sie den Nordbahnhof erreichten. Der Nordbahnhof war ein imposantes Stationsgebäude im Norden der Stadt, von wo aus unter anderem die Schnellzüge nach Severinstadt fuhren. Die Gleise erreichten eine geräumige Halle mit einem Dach aus zwei grossen Bögen von Metall und Glas, die auf massiven, verzierten Metallsäulen ruhten. Beiden Seiten der Gleise waren von dreistöckigen Flügeln des steinernen Stationsgebäudes gesäumt. Am Ende der Gleise war, noch immer unter dem Glasdach, ein weiträumiger Platz mit vielen verzierten Bänken aus Metall und Holz, ein Kiosk und andere kleine Verkaufsstände, sowie das Kaffeehaus „Zur Eisenbahn", das eine gezäumten Terrasse besass die sich auf diesen Platz ausstreckte. Die Ausgänge führten ihn durch das Stationsgebäude, wo es neben Fahrkarten-

schaltern auch alle möglichen Geschäfte gab. Das Hauptgebäude, gegenüber dem Gleisende, war ein massiver Bau, fünf Stockwerke hoch, und gekrönt von einer mit Metall und Marmor verzierten Rotunde.

Joachim kannte diesen Bahnhof gut von seinen Reisen nach Severinstadt, er ging zielgerichtet nach rechts zum Ausgang, von dort würde er gleich eine Dampfstrassenbahn in Richtung des Hotels Biedermann nehmen.

Im Hotel angekommen, musste er noch Baumgartner ausfindig machen. Vielleicht besser nicht gleich am Empfang zu fragen, dachte Joachim. Aber in der Wirtschaft hatte er wahrscheinlich gute Möglichkeiten, ihn um diese Zeit anzutreffen. Das Lokal war ziemlich belebt, aber an der Theke sah er einen bekannten Hinterkopf mit krausen, weissen Haaren, auf denen eine Brille mit goldener Fassung sass. Der Mann trug einen braun karierten Anzug und war in seine Zeitung versunken. Das Glas vor ihm mit einer Verdächtigen dunkelblauen Flüssigkeit war der letzte Anhaltspunkt den Joachim brauchte: Heidelbeerwein. Joachim ging auf ihn zu.

„Verzeihung, dieser Platz frei?“

XXV

Der Mann erhob den Blick und legte die Brille auf.

„Die Stimme kenne ich doch“, sagte Baumgartner und richtete seine Brille zu Recht um Joachims Gesicht sehen zu können, „Joachim! Ich habe dich mit diesem Bart fast nicht wiedererkannt. Da bist du ja endlich. Ich war gestern bei dir aber es war niemand zu Hause. Hast du denn mein Telegramm nicht bekommen? Ach ich muss mich doch für meine Verspätung entschuldigen.“ Er kratzte sich verlegen am Hinterkopf.

„Schön sie endlich wieder zu sehen, Professor.“ Baumgartner schüttelte ihm erfreut die Hand.

„Ach lass den Professor-Unsinn. Ich arbeite doch schon lange nicht mehr als Dozent. Komm, dort hinten sind noch zwei Sessel frei. Was trinkst du? Auch Heidelbeerwein? Der ist köstlich hier.“

„Alles ausser das. Ein grosses Bier bitte, vom Fass“, rief Joachim dem Kellner zu, „wir sitzen dort hinten.“

Sie begaben sich zu einem Tisch mit zwei Sesseln weit hinten im Lokal, ein wenig fernab der Masse an Gästen.

„Wo hast du denn gesteckt?“, fragte Baumgartner. Der Kellner brachte Joachim das Bier, das er bestellt hatte und er nahm einen grossen Schluck.

„Das müsste ich doch eigentlich sie fragen“, antwortete Joachim.

„Ja, richtig, richtig. Ich hoffe du bist mir nicht böse, dass ich so spät gekommen bin.“ Er schien keineswegs bewusst welche Sorge er in Joachim ausgelöst hatte.

„Böse? Nein, aber besorgt. Ich dachte ihnen wäre etwas zugestossen.“

„Ist es eigentlich auch, also nichts schlimmes. Es ist eine lange Geschichte. Aber wo warst du denn gestern Abend?“

„Professor, ich bin gerade zum ersten Mal seit Wochen wieder in der Hauptstadt."

„Ach so. Auch auf Reisen also. Schön das zu hören. Wo warst du denn?"

„Ach hier und dort, sie wissen schon. Jetzt gerade komme ich aus Severinstadt."

„Warst du bei Lohmann? Ihr zwei wart ja immer gute Freunde. Wie geht es ihm?"

Joachims Freude verschwand von seinem Gesicht.

„Christoph Lohmann ist tot, Professor."

„Bei den Göttern... War er krank? Er hat nie was davon erzählt. Ich habe ihm ja gesagt er solle gesünder essen. Der arme, arme Christoph." Obgleich seines zerstreuten Wortschwalls war Professor Baumgartner von dieser Enthüllung sichtlich betroffen.

„Er wurde Überfallen, genau an dem Tag an dem er ein Telegramm von ihnen bekommen hat. Deshalb bin ich sogleich zurückgekommen. Diese Leute suchen sie, Professor, und haben erfahren, dass Christoph etwas wusste. Aber ich nehme an, sie haben nichts weiter in Erfahrung bringen können. Trotzdem wollte ich ihnen das unbedingt sagen. Seien sie auf der Hut."

Der Professor nickte nachdenklich. „Ich werde es zu Herzen nehmen. Aber ich bin es langsam gewöhnt dass man mir im Nacken sitzt." Er seufzte. „Ich hatte in letzter Zeit manchmal Lohmann getroffen. Weniger als mir eigentlich lieb gewesen wäre, er war ja immer so eine angenehme Gesellschaft. Aber auch sehr beschäftigt. War ja in der Bürokratie tätig, wie du. Aber das weisst du ja. Deshalb bin ich ja eigentlich hier."

„Sie hatten in ihrem Brief etwas von einem Herrn Hofmeister erwähnt."

„Ja, genau. Dieser Herr hatte mich eigentlich eingeladen. Aber dann ist etwas dazwischengekommen, und es kam mir gerade recht dich zu treffen."

„Mich?"

„Weil du doch so gut platziert bist in der Bürokratie. Du arbeitest doch für den Reinl, und ich weiss dass der einen direkten Draht zu vielen der obersten Magistraten hat."

„Reinl ist alles ausser freundlich und gesprächig", sagte Joachim abfällig.

„Aber er ist selbstverliebt, und wenn es um die Möglichkeit geht, sich selber in Szene zu setzen, dann wird es auch ihn interessieren. Schliesslich arbeite ich jetzt an einem der wichtigsten Projekte der Regierung", sagte Baumgartner mit überzogener Selbstgefälligkeit.

„Professor, jetzt möchte ich aber wirklich gerne Wissen: Was ist denn ihre geheimnisvolle Arbeit? Sie haben das ja in ihrem Brief erwähnt. Es interessiert mich brennend, so wie sie das beschreiben."

„Ja, richtig, richtig. Das wollte ich dir ja auch unbedingt erzählen", begann Baumgartner, „nur wäre es nicht klug gewesen, das in den Brief zu schreiben. Vor etwa einem Jahr da wollte ich in Rente gehen. Und dann erscheinen diese zwei Männer von der Regierung in meinem Büro. Sie meinten sie wollen mich gerne für ein Forschungsprojekt. Was ich gar nicht verstehen konnte, denn ich war nie irgendwie in der Forschung oder wie oder was. Ich habe nur Geschichte und Bürokratische Organisation gelehrt. Weisst du noch der BO Unterricht? Du warst ein klasse Student."

„Ich hatte einen klasse Professor", sagte Joachim schmeichelnd.

„Schleimer", sagte Baumgartner, „jedenfalls sagen die mir ich soll die Forschungsgruppen untereinander harmonisieren. Die

ganze Sache sozusagen organisieren. Oder dirigieren. Wie auch immer."

„Und da sind sie dann eingestiegen?"

„Am Anfang nicht, ich wusste doch nicht was ich da soll. Aber sie haben mir dann gesagt, sie würden mich ein wenig einführen und mir gezeigt worum es ging. Sie wollten mich auch weil sie meinten, ich sei sehr der Regierung sehr treu. Bin ich eigentlich nicht unbedingt, aber wenn man Geschichte studiert hat dann hat man ein anderes Verständnis als die, die alles immer nur umwälzen wollen. Alle die da immer Steine aufs Dach werfen wissen doch auch nichts besseres. Ach übrigens, hast du mitbekommen dass die den König festgenommen haben? Kannst du dir das vorstellen? Der König! Er lebte noch."

„Ich war dabei", sagte Joachim bedächtig.

„Du warst bei der Festnahme dabei?", fragte Baumgartner ungläubig.

„Ich würde sogar sagen es war wegen mir. Aber nachher, bitte, spannen sie mich doch nicht weiter auf die Folter. Was war das denn für ein Projekt?"

„Also, ich habe ja dann schliesslich doch zugestimmt da mitzumachen. Aber nur weil ich das alles verflixt aufregend fand."

„Worum geht es denn nun?", Joachim war ungeduldig. Professor Baumgartner war ein äusserst liebenswürdiger Mensch, aber seine Art vom Thema abzukommen, war für Joachim gerade eine Qual. Es schien, er machte es gar mit Absicht.

„Jetzt hör doch auf mit dem Professor-Unsinn."

„Sagen sie schon."

„Sie nennen es: das Maschinen-Hirn", sagte Baumgartner ominös.

„Maschinen-Hirn?", fragte Joachim verwundert.

„Stell dir vor, eine Maschine die hochkomplexe Rechnungen durchführen kann, solche für die ein Mathematiker wochenlan-

ge Arbeit benötigt, in nur Sekunden. Eine Maschine die jedes vorstellbare Problem der Technik oder Mechanik lösen kann, die die Entwicklung unserer Technologie exponentiell beschleunigen könnte. Oder die sogar auf Grundlage einer bestehenden Entwicklung eine treffgenaue Zukunftsvorhersage geben kann."

Joachim war fasziniert. Er konnte sich nicht vorstellen dass so etwas überhaupt möglich sein könnte. Wenn irgendwer anders als Baumgartner ihm dies erzählen würde, hätte er sofort gedacht, man nehme ihn auf den Arm. Aber Baumgartner sprach in vollem Ernst.

„Aber– wie soll das möglich sein? Wie geht das überhaupt?", fragte Joachim.

„Ich kann dir die genauen Details nicht so auf die schnelle erklären, ich habe genug Mühe es selber zu verstehen. Aber du kannst dir vorstellen wenn du an einen Raum voller elektrischer Schalter und Getriebe denkst. Abertausende davon, und kleiner als du sie je gesehen hast. Alle angereiht in Stromkreisen und Schaltkreisen, wo du verrückt werden kannst wenn du da versuchst nachzukommen. Der Wahnsinn ist das."

„Und wie bedient man dieses... dieses Maschinen-Hirn?"

„Das ist noch eine Herausforderung in der Entwicklung. Die Idee ist es, sogenannte Lochkarten zu benutzen, kleine Karten aus Pappe mit Löchern, damit gibt man Werte ein, und bekommt dann andere Werte zurück. Die Handhabung dieser Maschine zu vervollkommen ist eigentlich im Moment der nächste grosse Schritt, denn die Wissenschaftler kommen kaum nach, die Möglichkeiten dieses Maschinen-Hirns völlig auszuschöpfen. Als ich dazugekommen bin, waren die schon mehrere Jahre lang dran. Das Projekt war da schon so gross, dass es eben schwierig war, dass alle verschiedenen Forschungsgruppen sich untereinander verstehen können. Deshalb hat mich Benno

Schönwald, der Leiter des Projektes, angeheuert um dabei zu helfen."

„Unglaublich. Ich kann mir das wirklich kaum vorstellen. So ein Maschinen-Hirn würde ja unsere ganze Welt auf den Kopf stellen, die Möglichkeiten wären unendlich", sagte Joachim verblüfft. Baumgartner wurde jetzt aber ernster.

„Tja, das... ist genau die Sache. Ich habe da nicht viel darüber gedacht. Aber jemand anders schon."

„Wer denn?"

„Nun, es stellt sich heraus das einer der Männer der Regierung, die die mich ja angeheuert hatten, der war nicht so loyal. Oder, nein, das ist falsch, klingt ja als wäre er ein Verräter. Jedenfalls, er kennt jemanden, einen Graf Isenbügel."

„Nie gehört."

„Kein Wunder. Er versucht unauffällig zu sein, kennt aber die halbe Welt. Graf Isenbügel ist ein weiser, alter Mann. Als er also von diesem Projekt erfahren hat, hat er das getan was wenige von uns tun wenn es um neue Technologie geht, nämlich darüber nachgedacht, was die Auswirkungen sein könnten."

„Und was kam dabei raus?"

„Es ist so, also, das ist ja die andere Geschichte. Als ich hierher kommen wollte, als ich den Brief an dich geschrieben habe. Kurz bevor ich in den Zug gestiegen bin, da sind ein Paar Männer zu mir gekommen, das hat mich natürlich beunruhigt, weil es sind ja eben schon oft Leute zu mir gekommen die irgendwie über meine Arbeit wissen wollten, ich habe ihnen natürlich nichts gesagt. Jedenfalls, diese Leute haben mich dann schnurstracks verschleppt. Sie haben mich dann eben zu Graf Isenbügel gebracht."

„Klingt nicht sehr weise, dich einfach so zu verschleppen."

„Eigentlich schon, denn er hatte Recht als er sagte ich wäre freiwillig nie zu ihm gekommen. Er hat mir ja auch nichts ange-

tan, im Gegenteil, er hat mich prima behandelt, sehr angenehm, hat mich nie festgehalten. Ich wollte eigentlich gleich gehen, aber er hat Sachen gesagt die einleuchtend waren, und ich habe dann ein Paar Tage bei ihm verbracht. Wir haben über das Maschinen-Hirn geredet und über andere Sachen auch, Politik und so. Er wusste ja schon etwas davon. Er hat mir dann erklärt, so ein Gerät könnte ein Segen sein, aber auch ein Fluch. Stell dir vor, man würde diese Maschine benutzen um in der Welt der Finanzen zu spekulieren. Man könnte alles mögliche berechnen und das Verhalten des Marktes voraussagen. Oder man handelt mit diesen aufwendigen Finanzderivaten oder wie der ganze Mistladen heisst. Die Welt der Finanzen ist doch wie eine Naturlandschaft, sie steht mehr oder weniger im Gleichgewicht, mal gewinnt einer, ein anderer verliert, und alles ist ungefähr verteilt. Aber wer das Maschinen-Hirn hat könnte sich in einen alles verschlingenden Moloch verwandeln, der nach und nach unsere ganze moderne Gesellschaft dominieren würde."

Baumgartner erkannte aus Joachims Gesichtsausdruck, dass er diese These für weit hergeholt hielt.

„Joachim, die Finanzen steuern unsere ganze Welt", fuhr Baumgartner fort, „sie bestimmen Wohlstand oder Misere des Volkes, und können Konflikte entscheiden, bevor wir Normalsterblichen überhaupt wissen, dass diese Konflikte existieren. Die Kriege der Zukunft werden nicht auf dem Schlachtfeld geführt werden, sondern in den Finanzmärkten. Und dort wäre ein Maschinen-Hirn eine unbezwingbare Wunderwaffe."

Joachim war über diese Erläuterungen Baumgartners erstaunt. Er hatte sich noch nie vor Augen geführt, welche Relevanz die Finanzmärkte in der modernen Industriegesellschaft tatsächlich besassen, und nun kam hinzu, welchen Einfluss dieses Maschinen-Hirn dort haben könnte. Baumgartner malte ihm geradezu ein Weltuntergasszenario aus.

„Und jetzt haben sie es sich mit dem Maschinen-Hirn anders überlegt?“, fragte Joachim.

„Ja und nein, also, nein und ja. Ich glaube es ist ein wichtiges Projekt, das man nicht einfach so wegschmeissen sollte. Aber wir sollten auch genau wissen was wir damit tun wollen, und wer Zugang dazu hat.“

„Sie haben Angst dass es in die falschen Hände geraten könnte?“

„Du weisst ja, dass die Regierung zur Zeit einige, sagen wir mal, Schwierigkeiten hat.“

„Meinen sie die Rationierungen?“

„Ungefähr. Anfangs wollte die Regierung dieses Projekt ganz geheim halten und selber entwickeln. Aber das Projekt ist dermassen gewachsen dass es mit der Zeit schwierig wurde es aufrecht zu erhalten. Hier ist dann die Grossbank ins Spiel gekommen. Einige Leute in der Regierung haben sich gewehrt, aber andere haben darauf bestanden dass es sonst nicht zumutbar ist das Maschinen-Hirn ohne Zuschuss der Grossbank weiterzuentwickeln.“

„Sie meinen P. Hellmer und Sohn.“

„Gibt es denn eine andere Grossbank?“, lachte Baumgartner.

„Professor, haben sie sich schon bei diesem Herrn Hofmeister gemeldet, der sie doch eingeladen hatte?“, fragte Joachim.

„Das wollte ich dieser Tage gerade noch machen.“

„Ich glaube, sie verzichten am Besten auf diesen Besucht“, sagte Joachim gedrückt, „ich bin zufällig mit ihm ins Gespräch gekommen, im Versuch etwas über ihren Verbleib herauszufinden, dabei habe ich Erfahren, dass er für Hellmer arbeitet, und sie und das Projekt für sich gewinnen wollte. Erst jetzt deucht mir, dass er auf das Maschinen-Hirn hinaus wollte.“

„Bei den Göttern, ich sage dir ja, man lauert uns überall auf. Dass ich da aber auch nicht selber drauf gekommen bin. Die

Grossbank hat es ja trotzdem geschafft, dass sie in das Vorhaben involviert wurden. Haben sich sozusagen reingekauft. Offiziell nur in einem sehr begrenzten Rahmen, aber seit einigen Wochen schnüffeln diese komischen Männer bei uns herum. Stellen über alles fragen, wollen alles wissen. Sie würden doch die Forschung aufrechterhalten, sagen sie. Benno Schönwald hat auch keine Freude an ihnen. Er versucht sie so gut wie möglich auf Abstand zu halten. Graf Isenbügel hat mir dann noch mehr darüber erzählt. Er schien viel über P. Hellmer und Sohn zu wissen, dabei ist diese Bank ja notorisch für ihre Geheimniskrämerei. Gemeinsam haben wir dann halt einfach zwei und zwei zusammengezählt. Mein vertrauen in die Wohltätigkeit der Regierung ist schon knapp genug, aber wenn diese Bank mal an das Maschinen-Hirn kommt... dann bewahren uns die Götter." Baumgartner hob melodramatisch die Hände als er den letzten Satz aussprach.

„P. Hellmer und Sohn scheint also genau zu wissen, inwiefern sie sich mit dem Maschinen-Hirn noch mehr Einfluss und Macht unter den Nagel reissen können."

„Richtig. Im Moment ist ja das Problem, dass es ein wenig wie ein Kartenhaus ist. Alle Teile müssen zugleich stehen, wenn nur eines fehlt, dann fällt alles in sich zusammen. Viele Unternehmen sind klein, die Industrie ist ziemlich neu, wir können sogar auf vieles Verzichten. Als ich klein war hatten wir ja den ganzen Kram auch noch nicht, Dampfmaschinen, Eisenbahnen, elektrische Lampen. Und die Meisten wissen ja, sich davor zu hüten, sich unnötig mit der Grossbank einzulassen. Das Maschinen-Hirn wird ihnen am Ende ein Schema vorlegen, basierend auf einer unbezwingbaren Logik, für einen finanziellen Kreuzzug gegen den niemand standhalten könnte. Ein unsichtbarer Eroberungskrieg."

„Aber Professor, meinen sie nicht dass das etwas übertrieben ist?“, fragte Joachim. Der Professor wedelte mit den Händen indem er versuchte hierauf passende Worte zu finden.

„Nein, eben nicht! Das Problem ist ja eben dass keiner diese Gefahr ernst nimmt. Wahrlich, ich sage dir mit der Zeit würde die Bank sogar über die Regierung herrschen. Ach was, sie wäre dann die Regierung, und die Technokratie würde abgeschafft.“

„Wie damals die Monarchie“, sagte Joachim nachdenklich.

„Die Monarchie fiel letztendlich in sich zusammen, weil sie nicht standhaft war. Die neuen Mächte der Industrie haben sie zu sehr in die Enge getrieben. Nicht minder dank der Unterstützung von P. Hellmer und Sohn. Mit dem Maschinen-Hirn könnte nichts und niemand mehr diese Bank aufhalten, und sie bräuchten auch niemand um die Macht an sich zu reissen. Eine Macht die nicht auf roher Kraft oder despotischer Verehrung besteht, wie damals die Monarchie. Sondern eine Macht von direkter Kontrolle über absolut alles, über den Weg der Finanzen. Von den Bahnen und Generatoren bis zum Wasser und Brot. Bei der Monarchie waren die Leute Untertanen. Hier wären wir alle nur noch Sklaven.“

Joachim schauderte es bei diesen düsteren Worten Baumgartners. Es gab immer wieder Unheilspropheten, die sagten, dass der Fortschritt zum Untergang führen würde, oder dass die Gesellschaft der Endzeit geweiht war. Aber Professor Baumgartner war nicht jemand, der sich einfach solchem Humbug hingeben würde. Ganz im Gegenteil, er war ein gelernter Mann, der immer einen kühlen Kopf bewahrte, und auch die Probleme dieser Zeit pragmatisch zu betrachten wusste. Er wusste sehr viel, auch über die einstige Monarchie und die derzeitige Regierung, über die er sich sonst gerne das Maul zerriss. Aber seine Worte hier waren geprägt von ernsthafter Besorgnis, wie die ei-

nes Hochländers aus den Bergen, der genau erkennen konnte, wenn ein gefährliches Gewitter nahte. Sein ganzes Gedankenspiel war beängstigend glaubwürdig.

„Was haben sie jetzt vor, Professor?“, fragte Joachim nach einer längeren Stille.

„Ich will, nein, ich muss die Regierung davon überzeugen dass sie die Grossbank nicht weiter an das Maschinen-Hirn heran lassen. So etwas ist nicht einfach. Zu viele Leute haben grosse Angst davor, Möglichkeiten in Betracht zu ziehen, in denen die Kontrolle dermassen verloren geht. Wir wollen immer meinen, dass der Lauf der Geschichte etwas gemessenes, rationales ist. Aber dem ist nicht immer so. Man muss wissen, wie man an die Emotion der Leute kommt, um sie zu überzeugen, Argumente allein reichen nicht. Und wenn eines die Regierung dazu bewegen kann mir zuzuhören, dann ist es die Möglichkeit, ihre eigene Macht zu verlieren.“

Joachim wurde wieder nachdenklich. Der Professor erwartete von ihm etwas, was er in seiner Situation nicht bieten konnte.

„Professor, es gibt da ein Problem“, sagte er schliesslich. Er erzählte ihm alles was ihm zugestossen war, von seiner Verhaftung und seiner Flucht, von den Monarchisten und den Kohlenminen. Professor Baumgartner hörte bestürzt seinen Erzählungen zu, und nahm anschliessend einen grossen Schluck von seinem Wein.

„Das ist nicht gut. Bei den Göttern, es tut mir Leid, dich in all dem Verwickelt zu haben.“

„Und ich kann ihnen auch nicht helfen Dr. Reinl zu sprechen. Im Grunde bin ich ein gesuchter Mann.“

„Verflixt. Es ist schon schwer genug, zu diesen verfluchten Bonzen vorzudringen. Du warst meine einzige Hoffnung. Nicht einmal Lohmann hat mir dabei helfen können. Und er hat es um alle Wege versucht. Aber in der Hauptstadt sehen die Se-

verinstadt noch immer wie ein Provinzkaff. Sag mal, was hast du eigentlich bei ihm gemacht?“

„Christoph war beauftragt worden herauszufinden, wohin die Kohlen in den Minen von Severinstadt verschwinden“, erklärte Joachim.

„Ach ja, richtig. Er hat mir das vor einiger Zeit schon mal erwähnt.“

„Ich habe ihm dabei geholfen. Dafür hat er mich zum Kohle hacken in die Minen geschickt“, sagte Joachim beleidigt. Baumgartner lachte als er sich Joachim in der Kohlenmine vorstellte.

„Damit hast du wohl nicht gerechnet, was?“

„Nein, in der Tat nicht. Aber ich habe etwas wichtiges in Erfahrung bringen können. Ich habe mit meinen eigenen Augen gesehen, wie über einen geheimen Tunnel unzählige Güterloren umgeleitet, und die Kohlen einfach in ein abgelegenes Tal entsorgt wurden. In diesem Tal muss ein monatelanger Vorrat an Kohlen liegen.“

„Potztausend! Was hat Lohmann dazu gesagt?“

„Ich habe es ihm nicht mehr sagen können, das war an dem Tag als ich ihn tot aufgefunden habe, als er ihr Telegramm bekommen hatte. Und ich glaube, inzwischen wird dieser Tunnel gesprengt oder zugeschüttet sein. Auch wenn man die Kohlen hinter den Bergen ausfindig machen könnte, wäre es ein kolossales Unterfangen sie da raus zu holen.“

„Das ist ja eine verflixte Sache“, sagte der Professor und schlug geärgert die Faust in die Hand.

„Und da ist noch etwas“, fuhr Joachim fort, „die Leute die die Kohlen in der Mine umleiteten stecken meiner Ansicht nach mit denen, die ihnen hinter her sind, unter einer Decke. Und ich bin sicher, dahinter steckt auch P. Hellmer und Sohn.“

„Schon wieder diese verfluchten Halsabschneider. Wie bist du denn darauf gekommen?“

„Einer der Männer der dort in der Mine war hat mich angegriffen. Und auf seinem Arm habe ich ein Zeichen gesehen, auf die Haut gebrannt, wie man das Vieh brandmarkt. Es war ein Symbol welches einer Krake ähnelt, ein Kreis mit einem Auge und acht windenden Fangarmen die davon entspringen.“ Der Professor fasste sich nachdenklich an sein Kinn.

„Tut mir Leid aber das sagt mir nichts. Das Wappen der Grossbank ist anders.“

„Das Wappen schon. Aber eines habe ich ihnen nicht erzählt, nämlich wo ich dieses Symbol zum ersten Mal gesehen habe.

Joachim erzählte Baumgartner wie er bei Hofmeister nach seinem Treffen eingedrungen war und das Menschenopferritual entdeckte. Er beschrieb detailliert, alles was er dort gesehen hatte.

„Herrschaftszeiten!“, platzte es aus Baumgartner heraus und er fiel fast vom Sessel, „das ist ja geradezu unheimlich. Und dieser Hofmeister war da dabei?“

„Nicht nur er, einen Magistraten habe ich auch erkannt. Ich weiss seinen Namen nicht, aber ich habe sein Gesicht oft in der Zeitung gesehen. Der dicke mit dem grossen Schnurrbart.“

„Rotwang!“, sagte Baumgartner sofort, „Carl Alois Rotwang.“

„Genau der. Diese zwei habe ich auf jeden Fall erkannt. Und ich meine dass sie mich auch gesehen haben. Ich vermute, dass meine ganzen Probleme dort ihren Ursprung hatten.“

„Das mit deiner Veruntreuung war also nur ein Vorwand?“

„Eigentlich ist schon etwas dran, ich habe ja Grot ein Paar Säcke Kohlen zugesagt, aber wie ist man denn so schnell dahinter gekommen? Wenn es nicht deshalb gewesen wäre, hätten die mir sicher irgend etwas anderes angehängt.“

Eine kurze Zeit lang herrschte Stille zwischen den beiden. Baumgartner kratzte sich nachdenklich die Wange.

„Es passt alles genau zusammen“, sagte Baumgartner schliesslich.

„Was denn?“, fragte Joachim.

„Die Mängel an Kohlen. Seit Jahren schon fehlen Kohlen und keiner weiss eigentlich genau wieso, die Minen sollten eigentlich genug fördern. Wie immer hat man natürlich nie auf die niederen Vorgänge geachtet, nie ist es jemandem in den Sinn bekommen, mal vor Ort zu schauen, was eigentlich in den Minen vor sich geht. Man hat nur auf dem Papier geforscht, und am Schluss hat sich alles hinter den vielen Aufzeichnungen abgespielt. Und diese Leute von der Bank, oder besser gesagt die von dieser Kraken-Sekte, lassen dann einfach die Kohlen verschwinden.“

„Aber was haben die denn davon?“

„Sie treiben die Preise in die Höhe. Dann braucht man auf einmal–“

„...mehr Kredite von der Grossbank“, unterbrach Joachim als er verstanden hatte worauf Baumgartner hinauswollte. Dieser nickte zustimmend, sein ehemaliger Schüler war noch immer schnell von Begriff.

„Über diese ausgiebigen Kredite bereichert sich die Bank und schleicht sich in das ganze Alltagsleben unseres Landes ein. Wie eine Krake mit ihren Fangarmen umschliesst sie nach und nach alles und jeden. Und Magistraten haben sie offenbar auch schon in ihren Fängen. Joachim, die Sache ist noch viel schlimmer als ich mir jemals vorgestellt hätte. Wenn diese Leute an so eine Macht kommen, dann...“ Baumgartner beendete den Satz nicht, Joachim und er wussten beide genau, worauf er hinaus wollte.

„Ich will ihnen helfen, Professor. Aber ich muss vorsichtig sein, wie gesagt, ich werde noch als Verbrecher gesucht. Wenn sie mir helfen könnten, aus dieser Zwickmühle herauszukom-

men, kann ich vielleicht zu meiner alten Arbeit zurück. Und sie würden an Dr. Reinl kommen."

Der Professor dachte eine Weile nach. Joachims Situation ging ihm zu Herzen, aber er wusste auf Anhieb keine Lösung.

„Ich selber kann da wenig machen, aber ich kenne jemanden, der vielleicht kann. Ich verspreche nichts, wir müssen morgen zu einem alten Freund von mir, der arbeitet bei der Staatsanwaltschaft. Ich telegraphiere ihm gleich noch, ob wir uns mit ihm so bald wie möglich treffen könnten, um das zu besprechen."

„Das wäre grossartig."

„Es ist vielleicht auch besser, du gehst nicht in deine Wohnung, das könnte auffallen. Bleib diese Nacht hier. In meinem Zimmer ist noch ein Bett frei."

Joachim nickte dankbar. Professor Baumgartner trank den letzten Schluck Heidelbeerwein aus und stand auf, um zum Empfang zu gehen. Dort liess er ein Telegramm aufgeben für Herrn Herbert von Däniken, von der Generalstaatsanwaltschaft der Hauptstadt. Der Empfangschef gab es gleich an den Telegraphisten weiter, der in einem kleinen Zimmer hinter dem Empfang sass.

„Wenn er noch im Büro ist bekommen wir gleich eine Antwort, die haben dort auch einen Telegraphen", sagte Baumgartner während sie eine Weile warteten. Der Telegraphist hob gleich den Arm als Zeichen dass eine Antwort kam.

XXVI

„Meinen sie wirklich es sei eine gute Idee, dass ich mit zur Operette komme, Professor?“, fragte Joachim während er sich rasierte.

„Wer würde denn schon erwarten dass ein gesuchter Verbrecher sich im beliebtesten Theater der Stadt herumtreibt?“, antwortete Baumgartner, „ausserdem wird man dich ja kaum erkennen.“

Joachim hatte sich seit tagen nicht rasiert, nicht einmal, als er bei Lohmann war. Nun stutzte er sich den Bart zu einem ansehnlichen Schnurrbart und Koteletten zurecht, der neuesten Mode entsprechend. Wobei Joachim eigentlich nicht einer war, der gerne den Moden nachging. Der Mann der ihm jetzt aus dem Spiegel anschaute sah wirklich nicht aus wie er. Bärte und dergleichen waren ihm immer zu umständlich gewesen. Baumgartner hatte ihm auch noch einen Abendanzug beschafft, mit Fliege und Zylinderhut, wie es üblich war, sich für das Operettentheater zu kleiden.

„Von Däniken hat ja recht, wir müssen uns irgendwo treffen wo niemand ihm etwas nachsagen könnte, wenn er bemerkt, dass er sich mit dir getroffen hat. Ausserdem ist es doch schön, mal wieder ins Theater zu gehen.“

Damit war Joachim allerdings einverstanden. Er hatte früher gerne mal eine Operette genossen. Diese humorvollen Singspiele waren seit einigen Jahren in der Hauptstadt der grosse Renner. Sie waren als Abwandlung von den früheren Opern entstanden, die während der Monarchie vor allem Adelige und Aristokraten als Publikum hatten. Mit dem politischen Wechsel und der Abschaffung der Adelstitel, war die Trennung der sozialen Ebenen weniger strikt geworden, und die Industrialisierung hatte auch viele ehemals bescheidene Bürger zu neuem

Reichtum erhoben. Hiermit war auch eine Nachfrage für zugängliche, leichte Unterhaltung entstanden, bei der vor allem die Operette von sehr grosser Beliebtheit war. Das Operettentheater war zum angesehensten Theater der Hauptstadt, ja sogar des Landes geworden. Ein prächtiges Gebäude war hierfür an der Magistraturstrasse errichtet worden. Das alte Theater in dem früher die Opern aufgeführt wurden, kleiner und unscheinbarer als das Operettentheater, wurde hingegen zur zweitrangigen Bühne degradiert.

Joachim band sich seine Fliege, legte das Jackett an und setzte den Hut auf. Der Professor wartete bereits auf ihn. Sie gingen los, zur Magistraturstrasse hinunter wo sich das Theater befand. Vor dem Theatergebäude hatte sich bereits eine Masse von Leuten versammelt. Einige gingen hinein, andere plauderten noch draussen, rauchten, lasen die Programmhinweise, die überall am Eingang ausgehängt waren. Während Baumgartner ihre bestellten Karten am Schalter abholte, betrachtete Joachim das Plakat, dass das Stück dieses Abends anwarb: „Die Bauernbraut“ stand in einer schön verzierten Schrift dort, darunter ein Bild einer lieblichen Bäuerin die mit einem Körbchen in der Hand über eine grüne Wiese frohlockte. Joachim fand das Bild amüsant, er wusste ja aus erster Hand, dass ein Bauernmädchen nicht so aussieht und sicherlich nicht den ganzen Tag auf der Wiese frohlocken würde. Aber schliesslich war dies ja auch nur ein Märchen zur Unterhaltung. „Musik: Johann Falke; Text: Gabriel von Eisenstein“, stand weiter unten. Johann Falke war einer der zurzeit beliebteste Komponisten. Es kamen Leute aus dem ganzen Land, um sich im Operettentheater der Hauptstadt seiner Werke zu ergötzen. Unter angenehmeren Umständen wäre es bestimmt prima Unterhaltung, dachte Joachim. Aber sie waren ja eigentlich nur hier um sich mit Herrn Von Däniken zu treffen.

„Loge 32“, hörte Joachim hinter sich den Professor sagen. Er hatte die Eintritte mit sich und gab Joachim seinen. Sie betraten das Foyer des Theaters, ein Raum von überwältigender Pracht. Zwischen zwei Reihen von Marmorsäulen führte ein roter Teppich zur Haupttreppe, deren Geländer aus feinstem Holz und verziertem Metall bestand. Am unteren und oberen Teil des Treppengeländers befanden sich vier kunstvoll verarbeitete Statuen die verschiedene Musikinstrumente darstellten. In der Mitte des Raums hing ein riesiger elektrischer Kronleuchter, der die üppigen Goldverzierungen an den Säulen und Wänden glänzen liess. Auf einer Seite des Raumes war die Garderobe, auf der anderen eine Theke wo Wein und Sekt ausgeschenkt wurde.

„Ob die wohl Heidelbeerwein hier haben?“, fragte Baumgartner.

„Bitte, Professor, gehen wir doch an unsere Plätze“, sagte Joachim. Es schien ihm leichtsinnig, sich unnötig in der Menge herumzutreiben. Sie gingen die Treppe hinauf zu den Gängen. Oben an der Treppe stand ein dunkelrot gekleideter Saaldiener, der sie um ihre Karten bat und dann mit einer sanften Bewegung nach links deutete. Sie müssten noch zwei Stockwerke weiter hoch, wo sich die ab der Nummer Dreissig nummerierten Logen befanden. Die Gänge waren weniger grossräumig als das Foyer, aber keineswegs weniger prächtig. Sie waren ebenfalls mit rotem Teppichboden versehen, und entlang der Wand befanden sich in regelmässigen abständen elektrische Lampen mit feinen Verzierungen aus Glas und vergoldetem Metall. Dazwischen hingen eingerahmte Bilder und Photographien von früheren Aufführungen und berühmten Schauspielern. Insgesamt gab es neben dem Parkett noch ganze fünf Stockwerke, wobei sich im ersten und zweiten nebst den Logen auch noch

jeweils eine Galerie befand. Insgesamt bot das Theater über eintausend Zuschauern Platz.

Joachim und Baumgartner fanden die Loge 32 im dritten Stock und nahmen ihre Plätze auf den angenehm gepolsterten Stühlen ein. Der Saal war schon halb voll, aber in ihrer Loge sass ausser ihnen noch niemand, acht Leute konnten hier Platz finden. Auf den Sitzplätzen befanden sich kleine Programmheftchen, Joachim nahm seines und blätterte es durch. Das Stück handelte von einem Vermesser aus der Stadt, der aufs Land kommt, um Vermessungen durchzuführen. Er ist bei einer Bauernfamilie untergebracht und verliebt sich in die hübsche Tochter des Bauern, gespielt von der berühmten Sängerin Marie Kaltbad. Sie verliebt sich auch in ihn, aber keiner von beiden traut sich dem anderen etwas zu sagen, da ihre Herkunft so anders ist und beide erwarten, abgewiesen zu werden. Der Vermesser kehrt zurück in die Stadt, die Bauerntochter folgt ihm, als Stadtfrau verkleidet, und versucht sich ihm zu nähern. Aber sie kennt sich in der Stadt nicht aus und kommt in Schwierigkeiten. Der Vermesser erkennt sie bald wieder und hilft ihr aus ihrer Situation. Sie fühlt sich blamiert, er hingegen ist entzückt, dass sie für ihn all das durchgemacht hat, und bittet sie um ihre Hand. In den Anmerkungen zum Stück schreibt der Autor, die Moral der Geschichte sei, dass nicht die Herkunft der Person von Bedeutung sei, sondern ihr Charakter, und dass die Liebe alle Grenzen des sozialen Status zu Nichte macht.

Als es schon bald sieben Uhr abends war füllte sich der Saal. Zu ihnen in die Loge kam allerdings noch niemand. Ein zweimaliges Klingeln deutete den zweiten Aufruf an, die Zuschauer hatten an ihre Plätze zu gehen. Einige Minuten später klingelte es dreimal, die Türen wurden geschlossen und das Licht ging aus. Es war niemand zu Joachim und Baumgartner in die Loge gekommen, was Joachim beunruhigte. Ob sie Von Däniken hat-

te sitzen lassen, oder gar verraten hatte? Der Dirigent trat ein und ein grosser Applaus kam aus dem Publikum. Auch Baumgartner applaudierte, während Joachim nur nervös um sich sah. Das Vorspiel begann mit einer schwungvollen Melodie. Kurz darauf öffnete jemand vorsichtig die Tür zu ihrer Loge, ein Mann trat herein und setzte sich zu ihnen. Baumgartner drehte sich kurz um.

„Joachim, das ist mein Freund Herbert von Däniken. Herbert, das ist Joachim", sagte Baumgartner flüsternd. Joachim und Herbert gaben sich die Hand.

„Danke dass du so spontan kommen konntest", sagte Baumgartner.

„Keine Sache, für dich doch immer", sagte Herbert, und wendete sich dann an Joachim, „ich habe mir deinen Fall angesehen. Ist nicht einfach. Wenn es nur ein Vergehen wäre, könnte ich das einfach untergehen lassen, aber ein Strafverfahren ist komplizierter. Aber es gibt etwas gutes dazu."

„Was wäre das?", fragte Joachim mit grossem Interesse.

„Die ganze Anklage baut fast nur auf Indizien. Es gibt nur eine tatkräftige Aussage, Moment...", er holte ein Stückchen Papier aus seiner Jacke, „ah ja, von einem gewissen Raphael Grot, der dich anklagt, Kohlen veruntreut zu haben."

„Grot?", sagte Joachim fassungslos, „dieser miese kleine..."

„Kennst du den?", fragte Baumgartner?

„Natürlich, er war es der mich um Kohlen gebeten hat! Für seine arme, kranke Frau", sagte Joachim spöttisch.

„Wenn du ihn dazu bringen kannst, seine Aussage zurückzuziehen, dann hat die ganze Anklage keine Standhaftigkeit. Dann könnte ich sie problemlos aufheben."

Joachim fasste Baumgartner am Arm. „Wir müssen unbedingt zu Grot. Bei den Göttern, ich werde ihn dazu bringen, dass er die Aussage zurückzieht."

„Das beste wäre, er kommt zu mir in die Staatsanwaltschaft. Das es nachher nicht noch heisst man hätte ihn dazu gedrängt oder gezwungen, oder seine Aussage gefälscht. Es wird nicht gerne gesehen dass jemand die Aussage zurückzieht, es gibt den Eindruck dass man unsere Zeit verschwendet hat, oder dass etwas krummes läuft."

„Professor, wenn ich sofort losgehe, schaffe ich es noch zu Grot bevor er heute seine Schicht beendet."

„Aber willst du denn nicht die Operette zu ende sehen?", fragte der Professor.

„Es geht jetzt um Wichtigeres", erwiderte Joachim und ging leise zur Tür, „ich sehe sie nachher im Hotel wieder. Ich danke ihnen Herr von Däniken, bis morgen."

„Viel Glück", antwortete Von Däniken.

XXVII

Irgendwann wirst du vielleicht deine Lektion lernen, den Leuten nicht zu helfen. Denn die Welt ist arm und der Mensch ist schlecht. Und jedes mal wenn du jemandem helfen Willst geht die Sache nach hinten los. Wie einfach wäre es doch gewesen, der biedere, kleinkarierte Bürokrat zu bleiben, wenn es nicht wegen deinem verfluchten Mitleid wäre. Und dann hättest du auch Professor Baumgartner helfen können, dem Einzigen, der es wirklich Wert ist.

Joachim schaffte es gerade noch kurze Zeit vor dem Schichtwechsel um acht Uhr zur Verteilungsstelle. Er lief eilig hinein, der verwunderten Blicke die seine Erscheinung erregte unbewusst. In der Verteilungsstelle wurde wie immer intensiv gearbeitet um der Nachfrage gerecht zu werden. Das auf einmal jemand in feinster Tracht erschien, war nicht gerade üblich. Joachim fragte sich wer wohl in seiner Abwesenheit für die Verteilung verantwortlich war, und ob er es wohl so gewissenhaft wie er tat. Obwohl er ja selber seiner Aufgabe nicht treu gewesen war, sein Anrecht über jemand anders zu urteilen hatte er damit wohl auch verspielt. Er lief die Metalltreppe hinauf und fand Grot im kleinen Büro an seinem Schreibtisch sitzend. Er brütete über die Formulare zum Ende seiner Schicht. Joachim stürmte in das Büro und knallte die Tür hinter sich zu.

„Grot!“, rief Joachim. Dieser hob überrascht den Kopf und musterte Joachim. Er schien ihn nicht sofort zu erkennen, was wohl heissen sollte dass seine Aufmachung doch ihren Zweck erfüllte.

„Herr Joachim?“, fragte er verwundert.

„Derselbe. Hast du wohl nicht erwartet, was? Du... du...“

„Ich habe mich gewundert wo sie geblieben waren. Wurden sie befördert?“

„Spotten tut er auch noch!“, sagte Joachim irritiert. Er schloss die Tür hinter sich ab. „Du weisst genau wo ich war. Oder du meintest zumindest, dass du es weisst. Du mieser Verräter.“

„Wie– was? Wieso sagen sie so etwas?“

„Hör doch auf mit diesem Affentheater. Du hast mich feige hintergangen. Nachdem ich dir auch noch geholfen habe.“ Joachim ging bedrohlich auf Grot zu und hielt ihm den Finger ins Gesicht.

„Bitte... Ich weiss wirklich nicht wovon sie reden“, sagte Grot, schrumpfte auf seinem Stuhl ein und flehte: „sagen sie mir doch worum es geht.“ Entgegen aller Erwartungen erkannte Joachim eine wirkliche Angst in seiner Stimme. Fühlte er sich nur ertappt oder wusste er tatsächlich nicht wovon Joachim redete?

„Du hast gegen mich ausgesagt Grot. Du hast mich verraten. Du weisst doch noch, diese Säcke mit Kohlen.“

„Natürlich weiss ich das noch, dank ihnen hat meine Frau sich erholen können. Ich bin auf ewig dankbar. Aber ich weiss nicht von welcher Aussage sie da reden!“

„Es wurde eine Anzeige gegen mich erstattet, Grot, auf Grundlage einer Aussage von dir“, wiederholte Joachim. Grot schüttelte nur den Kopf.

„Aber das hätte ich doch nie getan.“

„Lüge!“

„So glauben sie mir doch. Ich habe niemals mit jemandem darüber gesprochen, nicht einmal mit meiner Frau, aus Angst sie würde es weitersagen. Ich weiss doch welche Strafe auf so etwas steht.“

„Und wie ist es dann zu dieser Anzeige gekommen, die mich beinahe Kopf und Kragen gekostet hätte?“

„Ich kann es mir nicht erklären, um nichts in der Welt.“

Joachim zweifelte nach und nach an seiner Wut und wurde nun skeptisch.

„Ist das wirklich dein Ernst?“

„So wahr mir die Götter helfen, ja!“

Joachim zögerte und nahm einen Schritt zurück. Konnte es sein dass Grot zu einem unwissentlichen Gehilfen dieser Verschwörung geworden war?

„Wenn das so ist, dann will ich, dass du diese falsche Aussage als solche aufdeckst.“

„Aber wie kann es denn so eine Aussage geben, mich hat man niemals gefragt, noch weniger habe ich etwas ausgesagt.“

„Wer auch immer mich hier hinters Licht führen will, du wirst mir helfen es rückgängig zu machen.“

„Natürlich. Das werde ich. Ich bin es ihnen doch schuldig. Um meiner Liebsten Willen.“

Joachim drehte sich nachdenklich um und schaute aus dem Fenster zu den Arbeitern die durchgehend die Kohlen herumschaufelten. Ein Bahnwagen voll Kohle wurde soeben in das Lager geleert und liess eine schwarze Staubwolke emporsteigen.

„Also gut. Morgen früh musst du zur Staatsanwaltschaft kommen und diese Aussage zurückziehen, oder als falsch bezeugen.“

„Das ist alles?“

„Das ist alles.“

Grot war erleichtert. Er stand auf und ging zu Joachim hinüber und legte ihm die Hände auf die Arme.

„Selbstverständlich werde ich das tun. Sie können sich auf mich verlassen.“

„Morgen um sieben kommst du zur Staatsanwaltschaft. Wenn du mich nicht siehst, fragst du nach einem Herrn Herbert

von Däniken und sagst ihm, worum es geht. Er wird den Rest schon wissen. Schaffst du das?“

„Bestimmt, Herr Joachim. Meine Schicht beginnt erst um acht, es wird kein Problem sein. Ich werde pünktlich sein.“

Joachim war erleichtert. Er konnte keine Falschheit in Grot erkennen. Er kam wohl nicht drum herum darauf zu vertrauen das Grot die Wahrheit sprach.

„Und wenn du nicht kommst?“

„Sie wissen doch wo ich arbeite, Herr Joachim. Wohin soll ich sonst verschwinden? Hören sie doch, sie haben mir in der Not geholfen. Ich will alles tun, um ihnen das zu vergüten. Ich sehe sie morgen früh. Sie haben mein Wort.“

Joachim notierte Grot die Adresse der Staatsanwaltschaft, und erklärte ihm wie er dort am besten hinkam. Er verabschiedete sich mit einem Händedruck und machte sich auf den Weg zurück. Den Arbeiter, der die ganze Zeit auf sie beide gesehen hatte, bemerkte er dabei nicht.

Die Operette musste schon fast zu Ende sein, dachte Joachim als er im Hotel ankam. Er setzte sich in die Wirtschaft um auf Professor Baumgartner zu warten. Als langsam eine Reihe von gut bekleideten Leuten in das Hotel zu strömen begannen wusste er, dass es die Zuschauer aus dem Theater waren. Sie unterhielten sich alle vergnügt über die Vorstellung, die Joachim verpasst hatte. Es dauerte nicht lange bis er auch Baumgartner eintreten sah.

„Professor!“, rief Joachim ihm zu. Der Professor schaute einen Moment um sich, bis er Joachim am Tresen der Wirtschaft erkannte. Er kam zu ihm rüber, setzte sich neben ihn und bestellte sich einen Heidelbeerwein.

„Und, wie war die Operette?“, fragte Joachim.

„Köstlich“, sagte Baumgartner, „ich muss wirklich öfter kommen nur schon der Unterhaltung wegen. Es ist wirklich das ein-

zige was uns in Severinstadt fehlt. Aber sag, hast du diesen Grot ausfindig gemacht?“

„Ja. Ich habe ihn zur Rede gestellt, aber er besteht darauf, niemals eine Aussage gemacht zu haben.“

„Und du glaubst ihm das?“

„Er war wirklich überrascht von alledem zu hören, und er scheint mir nicht die Art von Mensch, der dermassen glaubwürdig lügen könnte.“

„Dann meinst du also...“

„Jemand hat diese Aussage gefälscht.“

„Ungeheuerlich.“

„Morgen wird er zur Staatsanwaltschaft kommen und alles aufklären.“

„Dann kommt ja vielleicht doch noch alles ins Lot. Auf morgen dann, prost!“

Sie stiessen feierlich ihre Gläser an.

XXVIII

Am nächsten Morgen erreichten Joachim und Baumgartner kurz vor sieben Uhr Morgens die Staatsanwaltschaft. Diese befand sich in einem der Gebäude die das im Volksmund genannte Gerichtsviertel ausmachten, eine Gegend in der Hauptstadt, in welcher alle möglichen juristischen Ämter und Dienststellen beherbergt waren. Nur das Scharfrichterhaus befand sich nicht hier sondern im Osten, etwas ausserhalb der Stadt, in der Nähe vom Zuchthaus. Das Gerichtsviertel wurde von der Industriestrasse durchquert, einer der zwei grossen Hauptstrassen der Hauptstadt die sich an der Magistratur kreuzten. Die Magistraturstrasse verlief von Ost nach West, die Industriestrasse von Norden nach Süden. Das Gerichtsviertel befand sich ein Stück südlich der Magistratur und grenzte an die Industrieviertel, die den Süden der Stadt prägten.

Das Landesgericht war das wohl auffälligste Gebäude hier, ein raumgreifender Bau direkt an der Industriestrasse. Der Haupteingang befand sich etwas erhöht am Ende einer Breiten Treppe, zwischen zwei Türmen mit pyramidalen Dächern und jeweils einer gossen Uhr auf der Vorderseite. Die riesige Eingangstür bestand aus reichlich verziertem Metall und Glas und auf jeder Seite befanden sich zwei dekorative Säulen. Über der Tür verschmelzten die Säulen in ein halbkreisförmiges Fenster das passend zur Tür auch aus verziertem Metall und Glas bestand. Das Landesgericht besass drei Stockwerke, und breitete sich an der Strasse von einer Ecke bis zur nächsten aus. An jedem Ende des Gebäudes befand sich ein weiterer Turm im gleichen Stil derer beim Haupteingang. Der steinerne Bau hatte viele hohe, schmale Fenster vor denen sich verzierte Steingeländer befanden und deren Seiten mit weiteren Ornamenten versehen waren. Fast ein bisschen schade ein so eindrucksvolles Gebäude

für die Verbrecher zu verschwenden, dachte Joachim. Die meisten Leute bekamen es nur selten zu sehen.

Gegenüber des Landesgerichtes war das Stadtbild sehr eklektisch. Viele verschiedene Bauten in unterschiedlichem Stil schienen dort zusammengewürfelt, mit Fussgängerpassagen und kleinen Plätzen dazwischen. Auffällig war vor allem die Hauptzollverwaltung, ein Gebäude von kleinem Grundriss aber ganzen fünf Etagen, daher im Volksmund auch als Zollturm bezeichnet. Es war auf allen Stockwerken versehen mit Arkaden auf schlanken Säulen, die mit Kacheln in verschiedenen Brauntönen bedeckt waren. Die Arkaden waren unregelmässig angeordnet und verliehen damit dem ganzen Gebäude eine ungleichgewichtige Erscheinung. Die offene Bauweise war für die Hauptstadt unüblich, sie schien für wärmere Wetterverhältnisse geeignet, statt für diese durchgehend grauen, kühlen Tage.

Nicht weit vom Zollturm war auch die Staatsanwaltschaft, ein älteres, weniger interessantes Gebäude, das wie ein grosser steinerner Klotz mit Fenstern erschien. Es war viel älter als die meisten anderen Gebäude hier, in der Tat das einzige dass vor Einrichtung des Gerichtsviertels schon an diesem Ort gestanden hatte. Einst hatte es das Landesgericht von Mendacia beherbergt, welches dann in den neuen, grösseren Bau gegenüber umgezogen war. Der Haupteingang war eine einfache aber massive Holztür mit stählernen Beschlägen und einigen Treppenstufen davor. Auf jeder Seite des Eingangs gab es zwei vergitterte Fenster, im Obergeschoss gab es sechs Fenster mit kleinen Balkonen davor, zwei auf jeder Seite und zwei über dem Haupteingang, bei welchen der Balkon zwischen beiden Fenstern durchgehend war. Im Gegensatz zu vielen anderen Bauten hier waren die meisten Fenster nicht verziert, nur die zwei über dem Haupteingang besassen eine wenig auffällige steinerne Dekoration auf der Oberseite. Das einzig andere Zierelement

des Gebäudes war ein steinernes Wappen der Stadt über dem Eingang. Die Staatsanwaltschaft machte keinen einladenden Eindruck, auf den ersten Blick sah es eher wie ein steinernes Gefängnis aus.

Joachim und Professor Baumgartner warteten nahe der Staatsanwaltschaft in einer der Fussgängerpassagen, um dem Strom von Arbeitern aus dem Weg zu gehen die zu ihren Arbeitsplätzen kamen. Auf den Uhren des Landesgerichtes gegenüber konnten sie sehen wie sich die abgemachte Uhrzeit näherte. Schon bald schlug es sieben Uhr und Grot war noch nicht erschienen. Fünf nach, zehn nach, viertel nach sieben. Joachim wurde ungeduldig.

„Er hat darauf bestanden dass er pünktlich kommen würde", sagte Joachim.

„Hat er dich vielleicht doch auf den Arm genommen?"

Joachim sagte nichts dazu. Als es halb acht schlug entschieden sie dass es keinen Sinn hatte weiter hier zu warten. Joachim bestand darauf die Verteilungsstelle aufzusuchen in der Grot um acht seine Schicht begann. Wenn er dort auch nicht erscheinen würde wüssten sie wenigstens, dass er sie tatsächlich verraten hatte. Auch wollte er nicht weiter hier herumstehen, da er sich schon die ganze Zeit beobachtet fühlte, ohne zu wissen, ob es nur seine Einbildung war oder ihm jemand hinterher schlich.

Wieder hast du menschlichen Anstand gezeigt, und wieder bist du dafür betrogen worden. Du hast Grot seine Mär geglaubt, und jetzt hat er dich einfach sitzen lassen. Wer weiss, vielleicht hat er bereits die Wachen auf dich gehetzt, und du stehst hier mitten in der Höhle des Löwen.

Joachim hielt es nicht länger aus und bestand darauf Grot sofort aufzusuchen. Nach einer längeren Strassenbahnfahrt kamen sie wenige Minuten nach acht bei der Verteilungsstelle an. Joachim fielen die Pferdekutschen nahe des Eingangs auf, eine

davon ganz schwarz, dachte sich aber nichts weiter dabei. Als er aber die Verteilungsstelle betrat überraschte ihn eine Totenstille. Die Arbeiter waren alle nahe des Büros und der Metalltreppe die zum Laufsteg führte versammelt. Er ging auf sie zu.

„Wieso arbeitet ihr nicht? Was ist los?“

Einer der Arbeiter drehte sich zu Joachim.

„Vorarbeiter Grot. Er wurde ermordet. Erschlagen. Die Arbeiter der Schicht haben ihn gerade gefunden. Ein Wachmann sieht sich gerade dort oben um, fragt die Arbeiter aus.“

Joachim war fassungslos. Grot war ermordet worden. Was hier geschehen war konnte kein Zufall sein. Daraufhin drehte sich ein zweiter Arbeiter um und schaute Joachim an. Joachim meinte in seinem Gesicht einen Moment lang ein Schmunzeln zu sehen.

„Den Kerl kenne ich doch“, rief der Mann und zeigte auf Joachim, „der war gestern Abend hier. Bei Grot. Hat Zoff gehabt. Den Schnauzbart erkenne ich wieder. Wachmann! Wachmann!“, rief er.

Joachim überkam blanke Panik. Man versuchte ihm jetzt auch noch den Mord an Grot anzuhängen. Hörte diese Verfolgung denn nie auf?

Der Professor reagierte schneller als Joachim und zerrte ihn am Ärmel. Hierauf reagierte er schliesslich und sie liefen sogleich hinaus. Der Andrang von Arbeitern bei der Treppe hielt zum Glück den Wachmann auf. Sie schafften es das Gelände der Verteilungsstelle zu verlassen und liefen in eine Nebenstrasse, dass man ihre Fährte verliere. Der Professor hörte auf zu laufen und ging in normalem Schritt weiter.

„Professor los, man wird uns noch einholen“, flehte Joachim.

„Ruhig Joachim. Nichts macht mehr auf jemanden aufmerksam als wenn man wie toll durch die Strassen läuft. Kein Wach-

mann hat uns gesehen. Wir spazieren jetzt zur Hauptstrasse und nehmen dort die erste Strassenbahn."

Joachim war beeindruckt davon, wie der Professor in so einer Situation einen kühlen Kopf hatte bewahren können. Er hatte völlig recht. Wenn der Wachmann die Leute befragen sollte, würde er nach jemandem fragen der von der Verteilungsstelle weggerannt sei. Nicht nach Leuten die durch die Gegend spazieren.

„Grot muss gestern Abend schon ermordet worden sein. Es gibt während der Nachtschicht keinen Vorarbeiter. Ausser er habe heute nicht vorgehabt zur Staatsanwaltschaft zu kommen, aber er hätte doch gewusst, dass ich ihn aufsuchen würde", überlegte Joachim, „aber wieso er und nicht ich? Ich war doch gestern auch da."

Professor Baumgartner rieb sich nachdenklich das Kinn. „Ich denke, es geht nicht darum dich zu töten, sondern dich als Person zu auszulöschen."

„Wie meinen sie das?"

„Wenn du jemandem von dem erzählt hast, was du bei P. Hellmer und Sohn gesehen hast, und man dich dann tötet, ist das doch ein klares Indiz dafür, dass du die Wahrheit gesagt hast. Du wärst ein Märtyrer, dein Bericht würde sich wie ein Lauffeuer ausbreiten. Wenn man dich aber als Kriminellen verleumdet, dann hast du keine Glaubwürdigkeit mehr. Und töten wird dich dann schon der Scharfrichter."

Joachim schluckte ängstlich und fasste sich an den Kragen.

„Entschuldige", sagte der Professor als er bemerkte wie brutal er das ausgesprochen hatte, „dazu wird es natürlich nicht kommen."

„Hoffen wir es mal. Aber wie machen wir jetzt weiter?"

Der Professor wurde wieder nachdenklich. Er sagte nichts.

„Es tut mir Leid, es ist alles meine Schuld“, sagte Joachim schliesslich, „ich hätte ihnen helfen können an Dr. Reinl heranzukommen.“

„Wer weiss ob das etwas gebracht hätte, wenn du ja meinst, dass Leute von der Magistratur in diesem Sumpf mit drin stecken. Vielleicht ist es besser so.“

„Ich hätte meine Nase nicht in Angelegenheiten stecken sollen, die mich nichts angehen“, sagte Joachim verdrossen.

Als Joachim dies sagte hielt er inne und blieb stehen. Er packte Joachim am Arm.

„Das ist es doch!“, rief er aus, und lächelte. Joachim verstand nichts. „Siehst du es denn nicht ein, Joachim?“

„Nein.“

„Wieso sind diese Leute hinter dir her? Weil du etwas besitzt was sie fürchten: Die Wahrheit.“

„Aber das hilft uns doch nicht weiter. Sie haben doch selber gesagt, niemand würde mir jemals glauben. Ich bin ein gesuchter Verbrecher.“

Der Professor begann eine kleine Rede die er mit Gestikulation begleitete, als würde er eine Klasse unterweisen: „Die meisten Leute haben Schwierigkeiten, grosse Änderungen zu begreifen, denn sie haben Angst davor, dass ihr Weltbild ins Wanken gerät. Deshalb harren doch auch bis heute noch so viele an der Monarchie. Nicht weil sie besser war, aber weil sie die Neuerung nicht verkraften können. Wir Menschen gewöhnen uns an einen allmählichen Wandel der Dinge, nicht aber einen plötzlichen Umsturz. Genau, wie wenn wir die Erde pflügen, dann muss der Weizen erst langsam wieder wachsen.“

„Einleuchtend. Aber was hat das mit unseren Problemen zu tun?“

„Wir haben die ganze Sache falsch angepackt. Ich habe sie falsch angepackt. Zu meiner Verteidigung, ich hatte ja zuvor

noch nicht die Erkenntnisse, die ich dank dir jetzt habe. Das Mosaik fügt sich langsam zusammen, anstatt zu erwarten, dass andere unsere Probleme lösen, müssen wir die Sache an der Wurzel packen. Das ist etwas, was ich dir im Unterricht immerzu beigebracht habe."

„Und es hat mir sehr geholfen. Ich denke, ohne ihre Lehren wäre ich nie weit gekommen", fügte Joachim hinzu.

„Aber ich habe mich jetzt selber nicht daran gehalten. An Dr. Reinl zu kommen hilft uns nicht weiter, denn selbst wenn ich bis zur Magistratur vordringen würde, so ist diese doch bereits von dieser Verschwörung eingenommen. Es sind nicht die Ausführenden die verdorben sind, es ist die ganze Struktur die marode ist. Joachim, wir müssen die Flucht nach vorn ergreifen und das alles aufdecken."

Joachim war von Baumgartners Worten erschüttert. Wollte er denn tatsächlich die ganze Regierung ins Wanken bringen, nur auf Joachims Erlebnis bauend? Er wusste, kein Mensch würde solch eine Mär jemals ernst nehmen.

„So wie es steht ist das doch alles nur mein Hirngespinst, es existiert in der Wahrnehmung der anderen gar nicht. Sie haben selber gesagt, der Mensch widerstrebt solchen Umbrüchen."

„Zu oft wollen wir andere entscheiden lassen, was wahr ist und was nicht", sagte Baumgartner, „aber wenn wir diese Entscheidung anderen überlassen, so wird man uns alsbald eine Lüge als Wahrheit auftischen. Die Erkenntnis darüber, was wahr ist und was nicht, kann nur jedem einzelnen zu Grunde liegen, und sie muss jedes Mal aufs Neue erlangt werden. Du hättest selber nie geglaubt was bei P. Hellmer und Sohn vor sich geht wenn du es nicht gesehen hättest. Erst deine eigenen Augen haben dich davon überzeugen können. Würdest du das, was du gesehen hast verleugnen, nur weil dir alle Welt sagt, das sei gelogen?"

„Natürlich nicht, Professor," antwortete Joachim, „aber ebensowenig würde ich jemand anderes phantastische Erzählungen glauben."

Baumgartner fasste Joachim an den Armen und schüttelte ihn, als wollte er ihn aufwecken.

„Aber eben, Joachim, das ist es doch. Wir müssen die Menschen selber erfahren lassen, was in dieser Bank vor sich geht, und zwar auf eine Art dass sie nicht drum herum kommen die Augen vor diesem Gräuel zu öffnen."

„Sie meinen also, die Verschwörung sichtbar machen? Aber wie wollen wir das bewerkstelligen? Und was folgt danach?", fragte Joachim. Der Professor liess ihn los und wendete sich nachdenklich ab.

„Unsere komplexe Gesellschaft ist ein Konstrukt, welches nur dadurch fortgeführt wird, dass wir es alle akzeptieren, wie die Spielregeln bei einem Spiel. Wenn wir uns dieser Regeln nicht einig sind, und diese auch nicht mehr mit Gewalt erzwungen werden können, dann bricht die gesellschaftliche Ordnung zusammen. So geschah es einst mit der Monarchie."

„Waren es denn nicht die Industriellen und die Grossbank, welche die Monarchie zu Fall brachten?"

Professor Baumgartner schüttelte den Kopf.

„Die haben zwar das Feuer geschürt, aber es waren die Bürger welche nach Jahren von Willkür und Misere aufgehetzt wurden. Der König hat abgedankt als eine riesige Volksmenge zum Königspalast aufgelaufen ist. Der Palast der ja dort stand, wo heute das Magistraturgebäude steht."

Joachim deuchte jetzt, worauf Professor Baumgartner hinaus wollte. Der Professor fuhrt fort:

„Wir werden diese ganze Verschwörung zu Fall bringen, Joachim, ohne Rücksicht auf Verluste. Und wenn die ganze Regierung drauf geht. Wir können nicht zulassen dass eine Macht

wie die des Maschinen-Hirns in die Hände solcher Unmenschen fällt."

Joachim hatte den Professor noch nie in solch einer aufständischen Haltung erlebt. Er hatte sonst immer zur Regierung gehalten, allerdings, wie er selber immer betonte, weil er sie trotz aller Verfehlungen als eine funktionierende Instanz der Ordnung sah. Das hatte sich jetzt wohl geändert. Doch es war eine grosse Aufgabe vor die er sie beide stellte.

Du kleiner Wicht willst also eine Verschwörung von Regierung und Grossbank zu Fall bringen? Du, der du doch sonst nichts zu Ende bringen kannst, der du vor deinen Problemen nur wegläufst, der du dich von Jedermann für dumm verkaufen lässt.

Joachim fuhr sich mit der Hand über seinen ungewohnten Schnauzbart während er nachdachte. Er konnte sich kaum vorstellen dieser Initiative zu folgen, doch die Wut und Energie in Baumgartners Gesicht wie er sie noch nie gesehen hatte machte es ihm schwer seine Forderung abzuschlagen. Sollte er wirklich neben diesem kleinen, alten Mann mit weissem Haar der Feigling sein, der wie ein Hund mit dem Schwanz zwischen den Beinen wegrennt, um vielleicht wieder auf einem Bauernhof unterzutauchen und dort als Knecht den Rest seines jämmerlichen Daseins zu verbringen? Er war es dem Professor schuldig, zu ihm zu halten, ebenso wie dieser es stets mit ihm getan hatte. Bloss die Frage blieb, wie diese Schandtat der Bevölkerung vorgeführt werden sollte. Wenn doch bloss alle hätten durch seine Augen sehen können. Da kam ihm sogleich ein Geistesblitz. Endlich hatte er einen Einfall, der dem Professor gerecht werden sollte.

„Professor, ich weiss von jemandem der uns ganz bestimmt dabei helfen kann."

XXIX

Im Nordosten der Hauptstadt gab es einen kleinen See. Er wurde aus dem Norden vom Fluss Scaphis gespeist, der seinen Ursprung in den Bergen der Hochlanden hatte. Aus dem See floss der untere Scaphis nach Osten aus der Stadt hinaus, und von dort in die Sümpfe im Südosten, die dann im Meer mündeten. Entlang des Sees führte eine noble Promenade, die Seestrasse. Auf der einen Seite bestand diese aus einer geräumigen Böschung, die mit den schönsten Skulpturen, Brunnen und Gärten verziert war, und mit Bänken versehen, von denen aus man die Aussicht auf den See geniessen konnte. Die prachtvolle Bepflanzung spendete Schatten und den Duft von Blumen. An den Feiertagen spazierten hier entlang die ehrenwerten Bürger der Stadt, vor allem junge Paare. Auf der anderen Seite der Promenade reihten sich vornehme Geschäfte und schicke Kaffeehäuser die in einigen der schönsten Gebäude der Stadt beheimatet waren. Während die Magistraturstrasse ein Ort war für Veranstaltungsorte, Hotels oder Büros grosser Unternehmen, befanden sich an der Seestrasse kleine aber anspruchsvolle Läden und Wirtschaften. Die Gegenden in der Nähe der Seestrasse waren ein begehrter Wohnort unter den Vermögenden, auch weil man hier weit abseits der Industrieviertel war, mit ihrem Rauch, Lärm und Verkehr.

Am Morgen eines Werktages wie diesem war die Seestrasse hingegen ruhig. Lediglich einige Damen gingen ihren Besorgungen nach, und Lieferanten brachten den Geschäften ihre Güter.

„Es ist hier in der nähe, es war Seestrasse irgendwas-und-zwanzig. Oder vierzig. Aber hier irgendwo“, sagte Joachim zu Baumgartner während sie die Strasse entlang liefen.

„Da sind wir ja“, sagte Joachim als er unweit das gesuchte Geschäft erkennen konnte. „Photographisches Atelier A. Nadar“ stand in gelber Kursivschrift auf einem blauen Schild. Darunter gab es ein Schaufenster in dem auf einer mit Filz überzogener Oberfläche Photographien in allen Grössen ausgestellt waren. Eine Photokamera vervollständigte das geschmackvoll eingerichtete Dekoration. Besonders angeworben wurde eine Photographie die in Farbe war, sie stand auf einem kleinen Sockel. Sie zeigte ein buntes Stillleben von Früchten und Blumen. Solch ein farbiges Bild hatte Joachim noch nie zuvor gesehen. Auf dem Schaufenster stand: „Porträts – Anlässe – Archivierung“, darunter: „Fragen sie nach unseren neuen Farbphotographien!“

Die Tür war abgeschlossen, aber ein Schild deutete darauf hin die Klingel zu bedienen. Joachim befolgte die Anweisung, und kurz darauf erschien aus dem Hinterzimmer niemand anders als Alfons Nadar. Er war überrascht Joachim zu sehen und gewährte den beiden sogleich Eintritt.

„Sie kenne ich doch, sie waren Herr von... von...“

„Von Rietbach“, ergänzte Joachim.

„Von damals im Kreisgebäude meinte ich eigentlich. Sie müssen die geschlossene Tür entschuldigen, um diese Zeiten bediene ich selbst. Was darf ich denn für sie tun? Darf ich ihnen einen Tee anbieten?“

Im Inneren des Ateliers gab es einen kleinen Tresen, hinter dem sich die Tür zum Hinterzimmer befand. Auf der linken Seite war ein Tisch mit einem Samowar und Porzellantassen, daneben drei gepolsterte Stühle. Auf der rechten Seite war ein bedeutender Teil des Geschäfts als Porträtbühne eingerichtet. Ein gemalter Hintergrund zeigte einen sommerlichen Wald, davor standen grosse elektrische Lampen mit metallenen Reflektoren die auf die Bühne gerichtet waren aber im Moment

nicht leuchteten. Zwischen den Lampen stand eine Kamera wie die, die Joachim damals gesehen hatte, als Alfons das Kreisgebäude photographiert hatte.

„Darf ich denn annehmen sie haben ihre... na ja, Angelegenheiten klären können?“, fragte Nadar vorsichtig, „ich habe ja alles in der Zeitung gelesen, schlimme Geschichte. Ich habe natürlich nichts davon geglaubt, ich besitze eine ausserordentliche Intuition mit Menschen und habe sofort gewusst sie sind ein guter Mann. Alles nur Firlefanz den diese Zeitungsleute schreiben, wie immer.“

Während Alfons mit Joachim sprach bediente sich Baumgartner am zuvor angebotenen Tee.

„Es war nicht ganz alles erfunden. Ich habe tatsächlich Kohlen veruntreut... zwei Säcke für einen Vorarbeiter dessen Frau krank war.“

„Sag ich's doch, sie sind ein guter Mann, so etwas sieht man sofort. Ein selbstloser Akt der Nächstenliebe, für den sie von dieser kranken Gesellschaft gestraft werden sollten.“

„Au! Verflixt!“, rief Baumgartner plötzlich.

„Vorsichtig, nur ganz bisschen am Hahn drücken, sonst kommt zu viel“, sagte Alfons, und lief sofort mit einem Taschentuch zu Baumgartner rüber.

„Haben sie sich verbrannt?“

„Geht schon, Verzeihung.“

„Herr Nadar, ich komme mit einer ganz besonderen Anfrage. Eine sehr heikle Angelegenheit.“

„Ich bin immer an neuen Herausforderungen interessiert. Worum geht es denn?“

„Zuerst einmal muss ich sie um ihre absolute Verschwiegenheit bitten. Sie müssen mir nicht zusagen wenn sie nicht wollen, aber was ich ihnen hier sagen werde muss unter uns bleiben.“

„Seien sie sich meiner vollkommenen Diskretion sicher“, antwortete Nadar und hob seine rechte Hand „auf Ehren unserer jungen Photographenzunft. Wenn sie wüssten welche empfindlichen Aufträge ich hier bekomme, von manchem Pärchen...“ Er lächelte schelmisch.

„Als sie damals gekommen sind haben sie von einer kleineren Kamera gesprochen, eine die von jedermann benutzt werden könnte.“

„Ah, ja. Diese ist leider noch in der Entwicklungsphase. Aber ich könnte ihnen Bescheid geben sobald sie erhältlich ist. Einen Prototypen habe ich bereits, einen Augenblick.“ Alfons lief kurz ins Hinterzimmer und kam mit einem kleinen Kästchen in der Hand hervor, es passte auf die Handfläche und konnte mit einer Hand gehalten werden. Auf einer Seite gab es in der Mitte eine Linse, und auf einer Seite einige kleine Tasten.

„Sie funktioniert schon recht gut, aber es fehlt noch der Feinschliff, man soll nichts falsch machen können, sonst werden die Leute sich ärgern, wenn ihre Bilder ruiniert sind.“

„Es geht um etwas sehr spezielles. Ich möchte sie fragen ob sie nur für mich eine noch kleinere Kamera bauen könnten.“

„Noch kleiner? Nun ja... unmöglich ist es nicht, aber wozu denn eine noch kleinere Kamera? Wollen sie sie etwa in der Hosentasche tragen? Das wäre ja unsinnig“, sagte Alfons lachend. Joachim sah Baumgartner kurz an, dieser nickte.

„Meine Absicht ist es, dass die Kamera versteckt getragen wird, um insgeheim Bilder zu machen.“

„Eine Geheimkamera? Interessant...“ Nadar sah sich seine kleine Kamera nachdenklich an.

„Da sie hinterher die Bilder ja sowieso entwickeln müssten, kann ich es ihnen auch jetzt sagen: Es geht darum, eine ungeheuerliche Verschwörung zu enthüllen, von Leuten die Men-

schenopfer erbringen, Blut saufen, und wer weiss welche anderen schrecklichen Dinge tun."

Nadar hob langsam den Kopf und starrte Joachim mit kugelrunden Augen an.

„Sie werden doch über so etwas nicht scherzen?", fragte er ungläubig.

„Es ist mein voller ernst."

„Und ich soll ihnen dabei helfen diese Leute zu entlarven," sagte Nadar. Joachim und Baumgartner nickten beide. Alfons stellte sich aufrecht und zeigte plötzlich einen sehr ernsten Gesichtsausdruck.

„Herr von Rietbach, meine Ehre als aufrichtiger Bürger dieser Stadt zwingt mich geradezu ihnen bei einem so noblen Unterfangen zu helfen. Selbstverständlich werde ich alles tun was in meiner Macht steht um diese Unholde zur Strecke zu bringen."

„Dann werden sie versuchen eine solche Kamera zu bauen?"

„Ich werde es nicht nur versuchen, sondern auch schaffen. Wann benötigen sie diese Kamera?"

„So bald wie möglich, würde ich sagen."

„Dann mache ich mich auch sofort an die Arbeit."

Er bat Joachim und Baumgartner in das Hinterzimmer. Im Gegensatz zur feinen Dekoration des Ateliers sah es hier aus wie in einer Werkstatt. Auf einer Seite stand ein Arbeitstisch auf dem verschiedene Bauteile lagen, darüber ein Schrank mit einer Glastür voller kleinem Werkzeug. In der Mitte des Raumes standen Kisten mit allen möglichen Gütern in kleinen Päckchen. Auf der anderen Seite gab es eine kleine, grob eingebaute Holzkammer, wenig mehr als ein grosser, schwarz lackierter Kasten mit einer Tür. Die hintere Wand des Raumes bestand aus grossen Fenstern, wie bei einem Wintergarten, und liessen viel Licht hinein. Draussen gab es einen kleinen, über-

wucherten Garten, der durch eine Ziegelmauer begrenzt war. Alfons, Joachim und Baumgartner erdachten gemeinsam, wie und wo man eine solche Kamera versteckt tragen könnte. Sie entschieden dass sie als Tabakkassette verkleidet im Hemd getragen werden könnte, und die Linse als Jackettknopf getarnt sein sollte. Das kleinere Ausmass des Kastens konnte mit einer speziellen Art von Linse kompensiert werden. Die Bilder würden dadurch ein wenig verzerrt werden, aber Nadar versicherte ihnen dass alles trotzdem noch einwandfrei erkennbar wäre. Als entschieden war, wie diese Kamera auszusehen hatte, bat Nadar Joachim und Baumgartner am Abend wieder zu kommen. Er würde an diesem Tag sein Geschäft nicht öffnen, und sich stattdessen nur dieser Aufgabe widmen.

Joachim und Baumgartner hatten währenddessen Zeit darüber nachzudenken, wie sie an die belastenden Bilder kommen sollten. Diese verborgene Kamera wäre nur der erste Schritt, der zweite, anspruchsvollere, wäre es dann, erneut in die Nähe einer solchen Zeremonie zu kommen um diese photographieren zu können. Dass sie keine Ahnung hatten wie das zu schaffen wäre, hatten sie Nadar vorerst verschwiegen.

Die zwei Freunde setzten sich unweit vom Atelier in eine der feinen Wirtschaften der Seestrasse. Zwar konnte das Wetter nicht als sonnig oder besonders angenehm beschrieben werden, aber nur schon dass es keinen Regen oder kalten Wind gab lud dazu ein, auf einer der schönen Terrassen Platz zu nehmen, die zu dieser Zeit kaum belebt waren. Lediglich eine Gruppe von drei jungen Damen sass an einem anderen Tisch und führten eine angeregte Konversation.

Die hölzernen Klappstühle, passend zum Eingang der Wirtschaft hellgrün bemalt, knarrten leicht als Joachim und Baumgartner sich setzten. Es dauerte nicht lange bis auch der Kellner erschien, Joachim bestellte einen schwarzen Tee, den er schon

seit einiger Zeit vermisste, und Baumgartner natürlich einen Heidelbeerwein.

„Du warst doch schon mal da“, sagte Baumgartner, „meinst du nicht du könntest dich da nochmal einschleichen?“

„Ich will sie daran erinnern, Professor, dass das letzte Mal als ich dort eingedrungen bin zu einer beinahen Festnahme und einer mehrwöchigen Odyssee durch das halbe Land und mehreren Toten geführt hat. Ich überlasse dieses Vergnügen nur zu gerne jemand anderem“, sagte Joachim zynisch.

„Ist ja gut“, antwortete Baumgartner leicht gekränkt. Beide sassen eine Weile wortlos da, der Kellner brachte währenddessen ihre Getränke. Es war lange her das Joachim einen rechten Tee hatte geniessen können, seit bevor seiner überstürzten Flucht aus der Hauptstadt. Das Aroma brachte sofort Erinnerungen an diese Tage, als er Baumgartners Brief bekommen hatte, und alles was danach geschehen war. Er liess seinen Blick über dieses vornehme Viertel wandern. Er hatte schon seitdem er in die Hauptstadt gekommen war immer wieder das Gefühl beobachtet zu werden, obwohl er eigentlich immer seiner Umgebung achtsam war. Ein Mann betrat die Terrasse, er war gross, schlecht rasiert und mit einer unfreundlichen Visage die Joachim sofort missfiel. Was konnte solch ein Typ in einer Wirtschaft der Seestrasse zu suchen haben? Der Mann kam von einer Lieferkutsche mit der Aufschrift „Lieferdienst Meisterhof“. Joachim dachte sich nichts weiter dabei dass ein Lieferant kam, doch der Mann lief langsam zwischen den Tischen durch, und näherte sich Baumgartner. Auf einmal holte er ein Tuch heraus und ging auf den Professor zu.

„Professor, Vorsicht–!“, konnte Joachim noch ausrufen. Dann spürte er nur noch einen Schlag am Hinterkopf und ihm wurde schwarz vor Augen.

XXX

Als Joachim aufwachte verdeckte ihm etwas die Augen. Ein Jutesack war ihm über den Kopf gestülpt. Seine Hände waren hinter seinem Rücken gefesselt. Er bemerkte dass er in einem Karren sitzen musste, denn alles wackelte und knatterte um ihn herum. Wahrscheinlich die Lieferkutsche die er zuvor gesehen hatte.

„Professor?“, fragte er.

„Ah, Joachim. Du hier? Ich dachte das war eine geschlossene Gesellschaft“, hörte er den Professor sagen. Der Mann verlor auch in dieser Situation nicht den Sinn für Humor.

„Maul halten, alle beide. Oder es gibt Schläge“, sagte eine rau klingende Stimme.

Nach einer weile hielt der Karren schliesslich an, und Joachim hörte wie rechts von ihm die Tür entriegelt wurde.

„Los, mitkommen“, sagte die Stimme von vorher. Der Mann griff Joachim an den Armen, hob ihn mühelos hoch, und setzte ihn dann draussen auf dem Boden ab. Dann wurde er durch eine Hand auf der Schulter in ein Gebäude geführt.

„Stufe“, sagte die Stimme. Joachim stolperte fast, der Mann schob ihn grob vor sich hin. Der Boden war jetzt Parkett, und es roch nach Holz, Plüschmöbeln und einem Kamin. Es musste eine Wohnung oder ein Büro sein. Der Geruch dieses Ortes kam ihm bekannt vor. Joachim wurde kurz angehalten, dann öffnete sich eine Tür vor ihm und er wurde noch ein Stück weitergeführt und wieder angehalten. Er hörte wie zwei Stühle hinter ihm herumgeschoben wurden.

„Setzen“, sagte die Stimme und der Mann drückte ihn nach unten. Er landete hart auf einem Stuhl. Seine Hände wurden dann an die Lehne gefesselt, dass er nicht mehr aufstehen konnte.

„Danke, das reicht Fritz“, sagte eine andere Stimme die Joachim schon mal gehört hatte, „lasst uns jetzt alleine.“

„Geht klar Chef“, antwortete die raue Stimme von vorher, und Joachim hörte wie der Mann den Raum verliess und die Tür zu machte. Anschliessen wurde ihm endlich der Sack vom Kopf abgenommen und er konnte wieder sehen. Einen Moment blendete ihm das elektrische Licht, das den Raum erhellte. Es war ein fein eingerichtetes Zimmer in dem Joachim schon mal gewesen war. Rechts neben ihm sass, ebenfalls gefesselt, Professor Baumgartner dem auch ein Sack vom Kopf gezogen wurde. Nun trat vor sie niemand anders als Patrick Hofmeister.

„Professor Ewald Baumgartner und Herr Joachim von Rietbach“, sagte Hofmeister voller ironischer Sympathie und nahm erfreut die Hände zusammen, „wie schön es doch ist solch hohen Besuch zu bekommen. Ich habe lange auf sie gewartet, Professor. Es ist gar nicht anständig die Leute so sitzen zu lassen.“

„Kennen wir uns?“, fragte Baumgartner.

„Das ist Patrick Hofmeister“, sagte Joachim.

„Ach du heiliger Strohsack“, seufzte Baumgartner.

„Eigentlich wollte ich ja nur den Professor einladen, aber dass Herr von Rietbach sich noch dazugesellt hat ist wirklich ein angenehmer Zufall.“

„Was wollen sie denn noch von uns?“, fragte Joachim trocken. Das Getue von Hofmeister machte die ganze Situation nur noch unerträglicher. Hofmeister wendete sich an Professor Baumgartner, und wurde nun ernst.

„Ich hatte mit ihnen ein Geschäft besprechen wollen, Herr Professor. Aber sie haben mich sitzen lassen, und stattdessen diesen Hochstapler vorbeigeschickt. Es gefällt mir gar nicht, wenn man mich so auf den Arm nimmt.“

„Ach ja, das Geschäft“, sagte Baumgartner nervös, „wir können das ja immer noch besprechen. Jetzt bin ich ja da.“

Hofmeister lachte trocken.

„Ein bisschen spät, meinen sie nicht? Sie haben ihre Chance ein Geschäft zu machen verspielt. Jetzt bestimme ich die Bedingungen."

„Was wollen sie denn überhaupt von mir?", fragte Baumgartner. Hofmeister bückte sich zu ihm, sein Gesicht nur Zentimeter von Baumgartners entfernt.

„Wir wollen das Maschinen-Hirn."

„Sie sind übergeschnappt", sagte Baumgartner. Hofmeister nahm diese Antwort nicht gut und fasste Baumgartner mit der Hand an das Gesicht und presste ihm in die Wangen.

„Ich verbitte mir diesen Ton. Sonst ziehe ich hier gleich andere Seiten auf", sagte er, und liess Baumgartner wieder los. Joachim war von Wut ergriffen, dieser Mann ging auf seinen Freund los und er war machtlos ihm zu helfen. Er zog an seinen Fesseln, aber es war ein dickes Seil, das nicht nachgab. Und auch wenn, war draussen dieser Fritz und noch ein zweiter solcher Grobian. Er musste eine List erdenken bevor der Professor darauf kommen sollte nachzugeben.

„Viel Glück damit", sagte Joachim spottend, „der Professor ist gar nicht mehr in dem Projekt involviert."

„Ruhe auf den billigen Plätzen", rief Hofmeister und klatschte Joachim mit dem Handrücken eine laute Ohrfeige. Joachims Wut wuchs, doch es half nichts. Er musste einen kühlen Kopf bewahren.

„Das stimmt aber", sagte Baumgartner, „die haben mich rausgeschmissen. Schon ewig." Er hatte verstanden das Joachim etwas im Schilde führte, wenn auch nicht was.

„Ich lasse mich nicht zweimal für dumm verkaufen", sagte Hofmeister genervt und mit drohendem Ton.

„Wieso glauben sie eigentlich bin damals ich erschienen und nicht er?", fuhr Joachim fort, „denken sie wirklich jemand wie

Professor Baumgartner kann sich einfach so mit ihnen treffen um ein geheimes Forschungsprojekt zu verkaufen, ohne dass die Regierung das mitbekommt?“

„Vertrauensbruch haben die gesagt“, fügte Baumgartner hinzu, „haben mich abgefangen und sogar zwei Wochen eingesperrt. Deshalb bin ich nie angekommen.“ Ein Geistesblitz vom Professor, dachte Joachim. Hofmeister begann der Geschichte nun glauben zu schenken.

„Tatsächlich...“, sagte Hofmeister, „dann habe ich ja wohl keinen nutzen mehr für euch. Man wird euch dann morgen im Scaphis finden... oder halt, was von euch übrig ist. Fritze!“ Hofmeister ging auf die Tür zu. Baumgartner sah verzweifelt Joachim an.

„Moment!“, rief Joachim. Hofmeister hielt inne.

„Was denn? So schnell schon Schiss bekommen? Wollen wir doch reden?“

„Wissen sie noch damals, als ich sie bei ihren komischen Zeremonien gesehen habe? Sie wissen schon,“ sagte Joachim bewusst provozierend.

„Was soll damit sein?“, fragte Hofmeister ungeduldig.

„Man hatte mich damals ja geschickt damit ich auslote, wer hier mit Baumgartner Geschäfte machen will. Ich sollte das alles dokumentieren. Und das habe ich dann auch getan.“

„Was– was meinen sie?“, fragte Hofmeister mit leichter Nervosität in der Stimme. Er kam zurück und stand wieder vor Joachim und Baumgartner.

„Meine Lebensversicherung, sozusagen“, sagte Joachim und lachte. Hofmeister kam auf ihn zu, fasste ihn an den Haaren und hob sein Gesicht zu ihm.

„Ich habe nämlich Photos gemacht von ihrem ganzen Frevel“, sagte Joachim, „alles schön dokumentiert.“

„Unsinn“, sagte Hofmeister merkbar nervös, und liess Joachims Kopf los indem er ihn zur Seite schubste, „wo sind denn diese Photos? Wie wollen sie die überhaupt gemacht haben? Sie hatten doch gar keine Kamera dabei.“

„Die Forschungsabteilung der Regierung hat uns mit modernstem Gerät ausgestattet. Eine Kamera so klein, man kann sie verborgen mit sich tragen.“

„Sie... sie erfinden hier Ammenmärchen. Aber es wird ihnen nichts helfen.“ Hofmeister ging wieder auf die Tür zu.

„Nun, wenn mir jetzt etwas geschieht dann werden in wenigen Tagen diese Bilder in allen Zeitungen zu sehen sein.“ Hofmeister hielt erneut an der Tür inne.

„Sie erwarten wohl noch, dass ich ihnen diesen Bockmist abkaufe“, sagte Hofmeister im Versuch zu spotten, aber er konnte die Unsicherheit in seiner Stimme nicht verstecken, „sie hätten sie ja gleich veröffentlichen können.“

„Wir wollten nicht gleich das ganze Nest aufscheuchen. Es wurden Ermittlungen eingeleitet... wir wollen keine kleinen Fische wie sie, sondern die grossen Drahtzieher. Deshalb bin ich auch in die Hauptstadt zurückgekommen obwohl ich wusste dass sie und ihre Leute es auf mich abgesehen hatten.“ Hofmeister kam wieder langsam zurück und setzte sich nun seitlich auf einen Stuhl vor Joachim.

„Was meinen sie damit?“, fragte er angespannt.

„Nun, ich wollte mit ihnen verhandeln. Wir hätten uns darauf einigen können, sie laufen zu lassen. Aber wenn sie mich jetzt abservieren, dann werden meine Vorgesetzten wohl annehmen die Verhandlungen seien geplatzt. Dann muss man halt die Munition verschiessen, die man hat.“

„Sie meinen doch nicht etwa...“, sagte Hofmeister. Joachim nickte ruhig und mit geschlossenen Augen. Er sah einen

Schweisstropfen die Stirn von Hofmeister herunterlaufen. Dieser lächelte plötzlich nervös.

„Aber nein, natürlich kann man verhandeln, wir sind doch alle gute Geschäftsleute. Was... was wollten sie denn im Gegenzug?“, fragte Hofmeister. Joachim seufzte übertrieben, als fände er Hofmeister sei schwer von Begriff.

„Ich sagte doch schon, die grossen Fische. Wir wissen dass sie damals mit wichtigen Leuten von der Bank und sogar aus der Magistratur zusammengesessen haben und ihre... was auch immer grässliche Sachen machten. Was genau machten sie da eigentlich?“

Hofmeister sah Joachim und den Professor abwechselnd an. Dann wurde er auf einmal verärgert, als hätten sie ihn um etwas sehr persönliches, intimes gefragt. Er stand auf, schob den Stuhl weg und kehrte ihnen den Rücken zu.

„Was würden sie davon schon verstehen“, sagte er.

„Wollen sie jetzt verhandeln oder gleich ihr Todesurteil fällen?“, fragte Joachim drohend, „ich dachte wir wären hier Geschäftsleute.“ Hofmeister drehte sich wieder zu Joachim. Seine Sprache wurde nun theatralisch, sein Ton penetrant.

„Wir erheben uns von der gemeinen Masse. Wir, die zu mehr berufen sind als das Gesindel. Wer hätte sich jemals vorgestellt dass der Pöbel regieren würde. Wir werden das schon noch in Ordnung bringen.“

„Und was soll dieses Ritual?“

„Wir...“, seine Stimme wurde etwas ominös, „wir geniessen die Frucht unseres erhobenen Standes. Wir nehmen das Sekret zu uns.“

„Das Sekret?“, fragte Joachim.

„Ich sage doch sie würden es nicht verstehen“, erwiderte Hofmeister irritiert.

„Ich sage es ihnen nicht noch einmal. Wenn sie mein Angebot nicht annehmen wollen, dann machen sie mit uns was sie wollen, aber morgen schon werden sie als Totenschänder von diesem Pöbel gejagt werden“, sagte Joachim abwertend. Hofmeister sah Joachim verärgert an und schnaufte.

„Das Sekret wird aus dem Menschlichen Hirn gewonnen. Ebenso wie sie Barbaren die Teile ihrer Nutztiere verzehren, so tun wir es mit ihnen. Denn das Gemeine Volk ist doch nichts anderes als Vieh.“

„Und weiter?“

„Aus dem Hirn und dem Blut eines Menschen wird das Sekret zubereitet. Nur wenige von uns kennen das Geheimnis. Aber wenn ich ihnen das verrate dann kann ich auch gleich mein Leben aufgeben!“

„Ich will ihren widerwärtigen Mist nicht fressen, den können sie behalten.“

Hofmeisters Hände ballten sich zu Fäusten. Diese Beleidigung hatte ihn getroffen.

„Was wollen sie denn jetzt?“, fragte Hofmeister irritiert.

„Ich sagte doch, ich will die grossen Fische.“

„Ich soll also meine Gefährten verraten?“

„Mehr oder weniger. Sonst belassen wir es dabei dass morgen überall in der Stadt ihr Bild hängt.“

Hofmeister überlegte eine Zeit lang.

„Und... wie soll das geschehen? Sie werden sich ja wohl kaum mit ein Paar Namen zufriedengeben“, sagte er misstrauisch.

„Sie werden mit solch einer verborgenen Kamera Bilder machen von den anderen Leuten, und sie mir geben. Dann, und ich gebe ihnen mein Wort, werden wir sie begnadigen, so zu wider mir dies auch ist. Ihre Bilder werden nicht veröffentlicht. Ist doch ein gutes Geschäft.“

Hofmeister begann ein wenig zu lachen. „Das ist alles?“

„Was finden sie daran so lustig?“

„Also gut. Habe ich ihr Ehrenwort auf diese Abmachung?“

„Ja doch, auch wenn ich keine Freude daran habe“, antwortete Joachim, „lieber einen Wicht wie sie laufen lassen wenn ich dafür die hohen Tiere bekomme.“

„Fritz! Ulrich!“, rief Hofmeister. Die zwei Schläger kamen herein. Hofmeister deutete darauf dass sie die Fesseln von Joachim und Baumgartner lösen sollten. Dann streckte er Joachim die Hand aus.

„Ist ein Geschäft“, sagte er. Joachim gab ihm die Hand. Dann lachte Hofmeister erneut aus.

„Sie helfen mir alle möglichen Leute aus dem Weg zu schaffen. Das ist doch grossartig“, sagte Hofmeister.

„Wenn sie es so sehen wollen, bitte. Ich will nur diese Bilder. Der Rest ist zum Glück nicht mehr mein Problem“, sagte Joachim und rieb sich die Handgelenke die von den Fesseln wund waren.

„Heute Nacht findet ein Treffen statt. Bringen sie mir diese Kamera so bald wie möglich“, sagte Hofmeister und wendete sich anschliessend an einen der anderen Männer, „Ulrich, fahr diese zwei Herren wohin sie auch hin müssen um diese Kamera zu holen. Aber lass sie erst mal nicht aus den Augen, dass sie nicht auf dumme Gedanken kommen. Bis ich diese sagenumwobene Kamera nicht in den Händen halte kann der mir ja einen Bären aufgebunden haben.“

„Geht klar Chef“, antwortete Ulrich. Hofmeister wies sie alle mit einer Handbewegung hinaus.

Eigentlich schade, dass niemand anders diese Meisterleistung erleben konnte. Mit dieser Lügengeschichte hast du ja viele deiner bisherigen Reinfälle wiedergutmachen können. Wenn du nur immer so schnell denken könntest.

XXXI

Draussen stand der Pferdekarren mit dem Joachim und Baumgartner hergeführt worden waren. Joachim schaute erneut auf die Aufschrift „Lieferdienst Meisterhof“. Sehr raffiniert, dachte er ironisch.

„Wo müsst ihr hin?“, fragte Fritz grob.

„Na da wo ihr uns 'abgeholt' habt“, antwortete Joachim, „dürfen wir wenigstens vorne aufsitzen?“

„Nein, hinten rein“, antwortete Fritz kategorisch, „sonst kommt ihr auf dumme Gedanken wie der Chef gesagt hat.“

Joachim und Baumgartner tauschten einen ratlosen Blick aus und gehorchten. Immerhin hatte Hofmeister sie bereits laufen lassen, wenn er etwas Übles im Sinn gehabt hätte, wäre es ihnen sowieso schon längst an den Kragen gegangen. Sie setzten sich wieder in den Wagen, hinter ihnen wurde die Tür geschlossen. Kurz darauf setzte sich das Gefährt in Bewegung und ratterte die Strasse entlang zurück zu Alfons Nadars Atelier.

„Meinst du er hat die Kamera zusammenbasteln können?“, fragte Baumgartner leise und mit besorgter Stimme.

„Hoffentlich,“ antwortete Joachim, „sonst werden wir zusehen müssen, wie wir uns aus dieser ganzen Geschichte rausreden. Und in der Hinsicht habe ich schon so ziemlich mein ganzes Pulver verschossen.“

Der Wagen hielt an, und die Tür wurde entriegelt.

„So, da sind wir. Dann holt mal dieses Dingens, und zwar zackig. Keine Dummheiten“, sagte Fritz.

Joachim sprang aus dem Wagen raus und half dann dem Professor. Man hatte sie bis vor die Tür vom Atelier geführt. Fritz und Ulrich blieben am Wagen stehen und beobachteten sie genau wie sie zu Nadar ins Atelier liefen. Die Tür war noch im-

mer abgeschlossen, was Joachim als kein gutes Zeichen deuchte. Er klingelte, doch nichts regte sich. Joachim wurde etwas angespannt, alles musste jetzt wie am Schnürchen laufen, oder der ganze Plan würde ins Wasser fallen. Er klingelte erneut, vielleicht meinte Nadar es wäre ein Kunde der das Schild mit der Aufschrift „Geschlossen" ignorierte. Joachim schaute kurz zurück, Fritz machte Anstalten auf ihn zu zu kommen. Dann öffnete sich plötzlich die Tür und Alfons stand vor ihnen. Joachim drängte sofort hinein, der Professor ihm nach.

„Wo waren sie denn so lange?", fragte Nadar.

„Hatten einen unerwarteten Ausflug machen müssen", antwortete Joachim, „bitte sagen sie mir dass sie die Kamera fertig haben."

„Kommen sie mit", sagte Nadar nur, und führte sie in die Werkstatt an den Arbeitstisch.

„Ich war gerade dabei die ersten Bilder zu entwickeln als sie geläutet haben", sagte er, „hier sind sie." Er deutete auf drei Photographien die auf dem Tisch lagen. Die Bilder waren allerdings weiss.

„Oh, man sieht ja nichts", sagte Baumgartner enttäuscht, „dann hat es nicht geklappt?"

„Bitte, bitte, einen Augenblick Geduld, das Bild wird erst noch belichtet," sagte Nadar entrüstet.

Sie starrten auf die drei blanken Papiere, und tatsächlich erschienen nach und nach wie von Geisterhand gezeichnet Bilder. Zwei davon zeigten die Werkstatt, ein drittes zeigte ein Spiegelbild von Nadar.

„Hier, sehen sie", sagte Nadar und hob dieses dritte Bild.

„Was sollte ich darauf sehen?", fragte Joachim, „das sind sie."

„Genau! Mein Spiegelbild. Und wo ist die Kamera?"

Joachim und Baumgartner sahen sich erneut die Photographie an, und bemerkten erst jetzt dass tatsächlich nirgendwo eine Kamera zu sehen war.

„Phantastisch“, sagte Joachim verblüfft, „wo haben sie die Kamera getragen?“

„Ich trage sie noch immer bei mir. Sehen sie sie?“, fragte Nadar. Joachim und Baumgartner betrachteten ihn von oben nach unten, konnten das Gerät aber nirgendwo ausfindig machen.

„Hier“, sagte Nadar schliesslich und deutete auf einen Knopf an seinem Jackett, etwa auf der Höhe der rechten Brust. Er löste das Jackett von diesem Knopf, dahinter sass in seiner Brusttasche etwas, das in der Tat nach einer blechernen Tabakkassette aussah, allerdings mit diesem Knopf der aus der Mitte der Tasche herausragte. Nadar riss die Brusttasche seines Hemdes auf und enthüllte hierbei die Kamera. Von vorne war sie als Tabakkassette getarnt, dahinter dehnte sich der Kasten der Kamera ein wenig aus. Vorne gab es ein kleines Loch in der Mitte wo sich eine Linse befand. Um dieses Loch war ein Rand eines Knopfes befestigt, sodass es auf den ersten blick nur nach einem Knopf aussah. Die Linse war kaum zu erkennen. Nadar holte auch einen langen Strick aus seinem Hemd, der seitlich von der Kamera hing, mit einem kleinen metallenen Druckschalter am Ende.

„Man würde sie ungefähr so tragen“, erklärte Alfons, und zeigte wie die Kamera an der Brusttasche seines Hemdes befestigt gewesen war. Sie passte knapp in die Tasche hinein.

„Ich habe die Hinterseite des Hemdes von der Tasche gelöst, dann kann man die Kamera am Hemd befestigen, hier hinter dem Teil das nach einer Tabakschachtel aussieht. Dann ist das Gerät vollkommen unauffällig. Vielleicht drum herum das Hemd etwas polstern, dass die Erhebung nicht so sichtbar ist. Dann macht man das Jackett vorne über den falschen Knopf“,

er nahm ein Messer und zeigte wo er am Jackett einen kleinen Schlitz geschnitten hatte.

„Das hält auch die Linse frei, bitteschön." Joachim und Baumgartner hatten dieser kleinen Vorführung fasziniert zugesehen.

„Wie bedient man die Kamera dann? Muss man dann immer an die Tasche fassen?", fragte Joachim. Alfons schmunzelte.

„Jetzt kommt das beste", er hob den Strick der von der Kamera hing, „das hier ist der Auslöser. Beim drücken auf diesen Knopf wird ein Bild gemacht." Er tat dies sogleich, und ein kaum hörbares Klicken ging von der Kamera aus.

„Phänomenal!", rief Baumgartner und klatschte freudig die Hände zusammen.

„Moment, ich bin noch nicht fertig. Man mach nicht nur ein Bild, nein, ganze sechs Bilder kann man machen. Ist eines gemacht, einfach den Auslöser nicht drücken, sondern drehen. So." Er drehte vorsichtig den Auslöserknopf ein Paar mal. „Damit wird der Verschluss auch aufgezogen. Man kann es nicht falsch machen, wenn man genug gedreht hat geht es nicht weiter. Sehen sie?" Er zeigte wie der Drehmechanismus jetzt widerstand zeigte. „Und man kann noch ein Bild machen." Er drückte erneut den Auslöser. „Und diesen Auslöser kann man von innen durch die Kleidung führen bis in die Hosentasche zum Beispiel. Dann kann man das ganz diskret machen. Niemand wird etwas ahnen."

„Aber wie passen da so viele Glasplatten hinein?", fragte Joachim ungläubig.

„Keine Glasplatten, guter Mann. Photographische Folie nenne ich es. Ein Material das gerade erst auf dem Markt erschienen ist, wie ein Papier, das aber durchsichtig ist. Und wird dann wie die Glasplatten beschichtet. Das Bild ist zwar nicht ganz so gut, aber damit kann eine geladene Kamera mehrere

Bilder machen. Meine Idee ist es, den Kunden eine geladene Kamera zu verkaufen, sie machen die Bilder und bringen sie zurück. Ich nehme die Folie heraus, und gebe die Kamera frisch geladen zurück. Hier ist es genau das selbe."

„Sie sind ein Genie, Herr Nadar", sagte Joachim.

„Es ist nicht alles meine Erfindung, ich habe ja mit anderen Photographen unserer Zunft zusammengearbeitet."

„Dieses Gerät ist grosse Klasse", meinte Baumgartner, „und das sind dann die Bilder, ja?"

„Richtig. Vielleicht nicht ganz auf der Höhe meiner Porträts, aber für ihre Zwecke sollte es doch reichen."

„Meinen sie, sie könnten uns die Kamera sogleich bereit machen?", fragte Joachim, „wir haben nämlich eine unerhörte Gelegenheit, sozusagen einen Feldversuch zu unternehmen."

„Wenn das so ist, werde ich ihnen gleich die Kamera mit einer frischen Folie bereit machen", sagte Nadar eifrig.

Er verschwand sogleich mit ein Paar kleinen, seltsamen Instrumenten in der Dunkelkammer, währenddessen betrachtete Joachim die Bilder die auf dem Tisch lagen, vor allem die Photographie auf dem Nadars Spiegelbild zu sehen war. Es war etwas körnig und verzerrt, aber alles war gut zu erkennen, vor allem Nadars Gesicht. Er stellte sich vor was wohl für Leute und Missetaten sie bald auf solchen Bilder ersehen würden.

Einen Augenblick später kam Nadar auch wieder aus der Dunkelkammer und übergab Joachim die Kamera.

„Perfekt", sagte Joachim, „ich weiss nicht wie ich ihnen danken soll, Herr Nadar."

„Bringen sie diese Unmenschen zur Strecke, von denen sie mir erzählt haben. Das ist alles was ich im Gegenzug von ihnen erwarte. Wenn sie die Bilder haben, bringen sie die Kamera zu mir zurück, und ich werde sie entwickeln."

„Das werden wir“, sagte Joachim entschlossen, „wir gehen sofort los, man wartet bereits auf uns“, sagte Joachim und lief hastig mit Baumgartner zusammen zurück zu Fritz und Ulrich, die draussen warteten, um sie zu Hofmeister zurückzubringen. Dieser wartete schon ganz ungeduldig auf Joachim und den Professor.

„Ihr habt euch ja Zeit gelassen“, sagte er irritiert und wendete sich dann an seine zwei Raufbolde, „haben sie Ärger gemacht?“

„Nee Chef. Sind nur verdammt langsam die zwei.“

Mit einem Handzeichen schickte Hofmeister die zwei aus der Wohnstube hinaus.

„Also, dann mal her mit diesem Gerät“, sagte Hofmeister gierig. Die Idee seine Mitverschwörer zu verraten schien bei ihm gut angekommen zu sein. Sogar die angeblichen Bilder von ihm hatte er so gut wie vergessen, und alles lag ihm nun daran diese Aktion durchzuziehen. Deine Gier soll dein Niedergang sein, dachte Joachim.

Er holte die Kamera zum Vorschein und legte sie auf den Tisch. Hofmeister nahm sie in die Hand und begutachtete die kleine Gerätschaft mit Ehrfurcht.

„So viel Macht in so einem kleinen Gerät...“ sagte Hofmeister leise. Joachim und Baumgartner sahen sich gegenseitig an, und taten sich anschliessend daran, die Kamera in Hofmeisters Kleidung zu verstecken. Baumgartner hatte einige Utensilien wie Scheren, Nadel und Faden dabei, mit denen sie es schafften, die Kamera gut versteckt an der Brusttasche zu befestigen, wie sie es bei Nadar gesehen hatten. Darüber das Jackett und die als Knopf getarnte Linse hindurch. Sie erklärten Hofmeister wie man die Kamera bediente, womit er sich nicht besonders handlich tat. Zuletzt schien er das wesentliche begriffen zu haben.

„Sechs Bilder können gemacht werden. Versuchen sie so viele verschiedene Leute darauf abzubilden."

„Ich habe ihr Wort dass sie mich dafür vom Haken lassen?", fragte Hofmeister misstrauisch.

„Ich sage doch wir wollen die grossen Fische", antwortete Joachim abrupt. Er musste verhindern dass die Konversation zu den Bildern die er gesagt hatte gemacht zu haben wandere.

„Also gut", sagte Hofmeister, „ich schicke morgen früh einen Boten los der ihnen die Kamera zurückbringt."

„Ich werde in der Wirtschaft vom Hotel Biedermann warten. Er soll am besten gegen acht Uhr kommen."

„Und jetzt verschwindet, ich habe noch zu tun. Sie wollen ja wohl nicht dass die Sache auffliegt."

Joachim und Baumgartner verliessen vorsichtig das Büro von Hofmeister über den Diensteingang, vorbei an Fritz und Ulrich die ihnen verdächtig hinterher schauten, zur Magistraturstrasse.

„Meinst du er ist zuverlässig?", fragte Joachim als sie nicht mehr in Hörweite waren.

„Ich glaube, er macht mit solange er meint, selber etwas davon zu haben. Bei solchen skrupellosen Arrivierten ist meistens nur noch auf ihre Selbstsucht verlass. Jegliche menschlichen Werte haben sie schon längst hinter sich gelassen."

Joachim fand diese Analyse vom Professor recht bestürzend. Das Wespennest auf das sie gestossen waren schien mit jeder neuen Erkenntnis nur noch grotesker als zuvor. Eine weile liefen beide die Magistraturstrasse entlang, ohne ein Wort zu wechseln.

„Ich frage mich wie tief diese ganze Korruption geht", sagte Baumgartner schliesslich, „was für aberrante Gestalten sich doch unter uns befinden. Sie haben Augen, Hände, Körper... Sie

essen wie wir, sehen aus wie wir, bluten wie wir... aber solch eine Kreatur ist kein Mensch mehr. Es ist eine Bestie.“

XXXII

Auf der Magistraturstrasse herrschte an diesem Abend das übliche rege Treiben, die Theater, Tanzlokale und Wirtschaften waren voller Leute die nicht ahnen konnten, welche Gräuel unweit von ihnen in dieser seltsamen Parallelwelt der Reichen und Mächtigen vor sich gingen.

Im Laufe des Nachmittags waren Steckbriefe mit Joachims Phantombild in der Stadt erschienen, um die sich allerdings kaum jemand scherte. Es war nicht selten dass das Bild eines gesuchten Verbrechers ausgehängt wurde, aber niemand erwartete tatsächlich mitten auf der Magistraturstrasse einem blutrünstigen Mörder über den Weg zu laufen. Überhaupt war das Bild nicht sehr gelungen, der Zeichner hatte sich offenbar den Gesuchten ganz anders vorgestellt, schlecht rasiert, mit dem Blick eines Geisteskranken und einer grässlichen Hakennase. Sieht meine Nase wirklich so hässlich aus, fragte sich Joachim. Dabei war gerade erst etwas Gras über seine frühere Anklage gewachsen, und die Verfolgung wohl schon längst vergessen, als er schon wieder zur Zielscheibe der Ordnungskräfte wurde. Joachim wunderte sich, wie weit dieses Steckbild wohl kursieren würde, dabei kam ihm plötzlich ein ganz anderer Gedanke.

„Professor“, sagte er, „könnte ich sie um einen kleinen Gefallen bitten?“

„Worum geht es?“

„Könnten wir wohl kurz einen Abstecher zu meiner Wohnung machen, dass sie für mich die Post holen könnten? Ich denke immer wieder, ob vielleicht ein Brief von meiner Mutter gekommen wäre. Sie schreibt mir ab und an und wird sich sorgen wenn ich nicht antworte.“

Der Professor war von diesem Vorschlag nicht sehr überzeugt, aber er gab schliesslich nach. Bis zum nächsten Morgen hatten sie sowieso nichts mehr zu tun, als auf den Boten Hofmeisters zu warten, und in diesem grossen menschlichen Ameisenhaufen ging selbst der erneut gesuchte Schwerverbrecher Joachim von Rietbach, wie er unbesorgt durch die Stadt spazierte, unter. Sie stiegen in die Dampfstrassenbahn und fuhren in den Westen der Stadt, wo Joachim in einem Mittelschichtsviertel seine Wohnung hatte. Sie fuhren am Magistraturgebäude vorbei, das ominös über die kleinen Dampfstrassenbahnen ragte, die es fortlaufend umkreisten. Einmal von der Magistraturstrasse weg wurde die Umgebung zunehmend ruhiger, und die Strassenbahn leerte sich immer mehr wie sie durch die Wohnviertel fuhren, in welchen viele der Fahrgäste ihre Domizile hatten. Bei der Haltestelle Kanalstrasse stiegen Joachim und Baumgartner aus. Um die Kanalstrasse, benannt nach einem kleinen Bach der unter der Strasse kanalisiert worden war, befand sich ein grosses, vergleichsweise modernes Stadtviertel, in dem viele Bürger der Mittelschicht ihre Wohnungen bezogen hatten. Im Gegensatz zu den Arbeitervierteln waren die Gebäude hier nicht alle dicht aneinandergereiht, sondern durch kleine Wege und Gärten getrennt. Die Strassen waren ebenfalls breiter und mit Bäumen versehen. Indem die Gegend nicht so dicht besiedelt war, waren die Lebensverhältnisse auch merkbar besser. Es gab mehr Licht, weniger Lärm, bessere Hygiene, frische Luft und damit auch weniger Krankheit als in den Siedlungen der Arbeiter. Die Bemühungen der Regierung, die Verhältnisse für die niederen Arbeiter zu verbessern, hatten bisher wenig tatsächlichen Nutzen gezeigt, den pompösen Schlagzeilen zum Trotz. So wurde seit Jahren die Kanalisation dort ausgebaut, aber die Bauarbeiten kamen nur schleppend voran, und die Jauche floss oftmals noch in offenen Furchen durch die Strasse.

Joachim und Professor Baumgartner näherten sich dem Häuserblock 7, wo Joachim seine Wohnung hatte. Äusserlich sahen alle Häuserblocks dieser Gegend ungefähr gleich aus: vierstöckige Bauten aus Stein, mit einem kleinen Balkon in jedem Stockwerk, platziert über dem Haupteingang. Die Fenstern besassen verzierten Rahmen aus Holz, und farbig bemalte Fensterläden. Immer zwei Häuserblocks standen aneinander, während sie auf der anderen Seite einen Garten besassen der das Haus vom nächsten trennte. Das viertel war bis auf das Gezwitscher der Vögel und dem fernen Geräusch der Dampfstrassenbahnen völlig ruhig, trotzdem wurde Joachim schon wieder dieses Gefühl nicht los, beobachtet zu werden.

Es war eine Schnapsidee hierher zu kommen, du wirst gesucht und verfolgt, und nichts besseres kommt dir in den Sinn, als zu dem offensichtlichsten Ort zu kommen, wo man dich suchen würde, deiner eigenen Wohnung. Und all das nur um zu sehen ob ein Briefchen da ist.

Die Eingangstüren bestanden aus verzierten Stahlgittern und Ornamentglas. Auf einer Seite neben den Türen war ein kurioses Klingelsystem zu finden: für jede der Wohnungen gab es einen Zugschalter, der eine Glocke in der Wohnung läuten liess. Daneben befand sich ein kleiner Trichter in den man sprechen konnte, und über ein Blechrohr wurde die Sprache bis in die Wohnung getragen, wo sich ebenfalls ein solcher Trichter befand. Somit konnte man von unten klingeln, und der Bewohner konnte fragen, wer an der Tür sei, ohne jedes Mal die Treppen nach unten laufen zu müssen. Auf der anderen Seite der Tür befanden sich die Briefkästen, die von innen geleert werden konnten.

„Besser sie gehen hinein, Professor“, sagte Joachim. Er wollte nicht in seinem Häuserblock gesehen werden. Er gab Baumgartner den Schlüssel zur Eingangstür und dem Briefkasten.

Der Professor nickte und ging sogleich hinein. Joachim setzte sich derweil auf eine Bank im Garten nebenan und vergrub sein Gesicht in einer Zeitung. Baumgartner schien nicht besonders gewandt mit den Schlüsseln, hoffentlich würde das kein Aufsehen erregen.

Während Joachim wartete hörte er plötzlich ein Geräusch hinter sich, wie ein gedämpfter weiblicher Schrei. War das ein Vogel? Jetzt hörte er auch sprunghafte Schritte, und wieder dieses Geräusch. Dann plötzlich ein tatsächlicher Schrei der von einer Frau kam.

„Hilfe! Loslassen!“, hörte Joachim, dann wieder gedämpfte Schreie. Er sprang sofort auf und rannte durch den Garten in die Richtung aus der diese Schreie gekommen waren. In der Tat, als er um die Ecke kam, sah er wie zwei Männer eine Frau festhielten und versuchten sie auszurauben, vielleicht noch Schlimmeres. Joachim rannte sofort auf die Räuber los und lies ohne zu zögern seine Faust auf einen von ihnen fallen. Er traf ihn am Auge, der Schlag liess ihn sofort umfallen. Auch sein Komplize liess jetzt die Frau lost und wollte auf Joachim los. Die Frau zerrte den Rüpel am Hemd, und Joachim nutzte diese Gelegenheit um ihm einen gezielten Schlag in den Kiefer zu verpassen.

„Lass uns abhauen, bevor die Wachen kommen“, sagte daraufhin der erste Dieb der eine blutende Platzwunde neben seinem linke Auge hatte und sich gerade erst aufgerichtet hatte. Die Beiden nahmen die Beine in die Hand und verschwanden irgendwo zwischen den Gebäuden. Joachim sah keinen Zweck darin ihnen nachzulaufen.

„Geht es ihnen gut?“, fragte er die junge Frau. Hierbei sah er sie zum ersten mal richtig an und erkannte plötzlich wer es war.

„Augusta?“, fragte Joachim verdutzt.

„Joachim–“, begann Augusta, „ja, mir geht es gut, danke.“

„Was machst du denn hier? Was bringt dich in die Hauptstadt?“

„Nun ja, es ist eine lange Geschichte... eigentlich du.“

„Wegen mir bist du hierher gekommen? Nachdem ihr mich einfach so mitten im nichts alleine gelassen habt?“

Augusta seufzte, sie wusste nicht was sie darauf antworten sollte.

„Entschuldige“, sagte Joachim darauf, „das war nicht so gemeint, es war ja nicht deine Schuld.“

Auf einmal hörte Joachim auf der anderen Seite des Gartens Baumgartners Stimme.

„Wo bist du denn hin? Ich habe deine Post“, rief der Professor. Er hatte Sinn genug Joachim nicht beim Namen zu rufen.

„Ich will dir alles erklären“, begann Augusta hastig, „aber nicht hier, nicht jetzt. Würdest du mich aufsuchen?“

Joachim verstand nichts, aber er wollte Augusta nicht gehen lassen. Das hatte er das letzte mal erst zu spät begriffen. Der Professor kam derweil durch den Garten auf Joachim zu.

„Ja doch, wo soll ich denn hingehen?“

„Fahr morgen mit dem Lokalzug nach Norden, bis zur Station Hasenheide. Nimm den Zug um Punkt Mittag. Dort wird man auf dich warten.“

Joachim kam nicht einmal dazu zu antworten, dann lief Augusta weg, wie ein verängstigtes Tier. So plötzlich wie sie wieder in sein Leben getreten war, war sie auch wieder verschwunden, einer geisterhaften Erscheinung gleich. War das alles soeben wirklich passiert? Viele Fragen blieben für Joachim offen. Wieso war Augusta hier in der Nähe seiner Wohnung gewesen? War sie ihm gefolgt? Wie lange folgte sie ihm schon herum? Hat er sich deswegen in letzter Zeit immer beobachtet gefühlt?

„Da bist du ja. Wer war denn das Mädel?“, fragte Baumgartner der jetzt neben Joachim stand.

„Ich... habe sie kennengelernt als ich auf dem Bauernhof Zuflucht gesucht habe.“

„Was will denn ein Bauernmädchen in der Stadt? Wie konnte sie denn überhaupt hierher reisen?“, fragte Baumgartner verwundert. Er erkannte sofort alle möglichen Ungereimtheiten dieses Vorfalls.

„Ich weiss es nicht. Sie hat mich offenbar gesucht. Ich soll morgen zu ihr, bei der Hasenheide.“

Baumgartner sagte zunächst nichts und rieb sich nachdenklich das Kinn. Sie hatten sich erst noch um Hofmeister zu kümmern.

„Ausgerechnet in der Hasenheide, meinst du... wird wohl nicht sein um die Säulen des Himmels zu besuchen.“

Joachim antwortete nicht, er wusste nicht genau was er mit dieser Überlegung anfangen sollte.

„Hier“, sagte Baumgartner dann und drückte Joachim einen kleinen Stapel Briefe in die Hände. Dies riss ihn aus seinen Gedanken.

„Dann gab es doch etwas für mich?“, fragte Joachim neugierig.

„Rechnungen und sonstiger Kram. Nichts von Bedeutung,“ sagte Baumgartner.

„Dass überhaupt noch Post für diesen gesuchten Verbrecher kommt ist ja phantastisch.“

„Wie immer weiss in der Regierung die eine Hand nicht was die andere macht“, sagte Baumgartner, „wenn die sich mal zusammenreissen würden, könnten sie auch ein Paar echte Verbrecher fangen.“

„Im Moment ist es mir schon ganz recht dass die so dusselig sind“, meinte Joachim.

Sie liefen gemeinsam zurück zur Hauptstrasse. Es schmerzte ihm doch ein wenig dass er nicht in seine Wohnung zurückkehren konnte. Sie war zwar nicht besonders gross oder vornehm, aber immerhin war es über einige Jahre sein Zuhause gewesen, ein Zuhause wie er es seit nunmehr vielen Tagen und Nächten nicht mehr hatte haben dürfen. Auf dem Weg zurück zum Hotel konnte Joachim nicht aufhören an dieses flüchtige Treffen mit Augusta zu denken. Wegen ihm war sie also bis in die Hauptstadt gekommen?

XXXIII

In der Wirtschaft vom Hotel Biedermann versuchten Joachim und Professor Baumgartner ein Frühstück zu sich zu nehmen, während sie voller Anspannung auf Hofmeisters Boten warteten, welcher bedeuten würde, dass ihr intriganter Plan Wirkung gezeigt hätte. Sie hatten sich einen Tisch genommen, von dem aus sie einen guten Blick auf den Eingang zur Wirtschaft hatten. Als die meisten Gäste bereits die Wirtschaft verlassen hatten, sahen sie endlich einen jungen Bursche hineinkommen, der mit seiner abgetragenen Kleidung keineswegs in dieses Lokal passte. In den Händen trug er ein Stoffsäckchen. Er blieb nahe des Eingangs stehen und sah sich in der Wirtschaft um, ein Wirt ging schon auf ihn zu, um ihn aus diesem Ort zu vertreiben, doch Joachim sah winkte subtil zum Jungen, was er bemerkte, sich ihm schnurstracks näherte, und den schon zum Schimpfen bereiten Wirt verdutzt zurückliess.

„Baumgartner?“, fragte er nur.

„Gib schon her“, antwortete Joachim, und gab dem Jungen eine Münze, wie es bei solchen Botengängen üblich war.

„Moment, mir wurde gesagt ich soll nicht ohne die Bilder zurückkehren“, sagte der Junge.

„Sag Hofmeister, wenn wir gesehen haben was er uns schickt, wird er sie bekommen. Und jetzt zieh Leine,“ erwiderte Joachim barsch. Er wollte sich nicht auf grössere Diskussionen einlassen, und sich womöglich noch verplappern.

Er riss dem Boten das Säckchen aus der Hand und schickte ihn dann mit einer einfachen Geste fort. Dann schaute er kurz in den kleinen Sack, es war tatsächlich die Kamera. Baumgartner schaute zu Joachim, dieser nickte ihm zu.

„Ober, bitte zahlen.“

Sie gingen direkt zu Nadars Atelier zurück und klingelten an der Tür. Alfons kam sofort gelaufen, er war neugierig darauf ob Joachims Plan aufgegangen war.

„Hier ist sie. Hoffen wir, dass es ein Paar gute Bilder gibt", sagte Joachim und übergab ihm die Kamera.

„Ich mache mich sofort daran", sagte Nadar und lief in die Dunkelkammer.

Die Zeit die er brauchte, um die Bilder zu entwickeln, schien wie eine Ewigkeit. Joachim ging auf und ab. Er war allerdings nicht nur wegen der Bilder nervös. Er konnte nicht aufhören an Augustas Bitte zu denken. Er hatte nie erwartet, wieder etwas von der schönen Bauerntochter zu hören, geschweige denn, sie mitten in der Hauptstadt anzutreffen. Baumgartner sass derweil gemächlich auf einen Stuhl und betrachtete den überwucherten Hintergarten.

Nach einer Weile kam Nadar mit mehreren Abzügen aus dem Zimmer.

„Meine Herren, es ist ein voller Erfolg. So weit ich es habe sehen können gibt es prima Bilder. Jetzt müssen wir nur noch warten dass diese Abzüge belichtet werden."

Er legte die sechs Abzüge auf den Tisch, sie waren noch weiss. Langsam erschienen Formen die immer klarer wurden. Sie zeigten ein Ritual wie das, dass Joachim erlebt hatte, allerdings aus der Nähe. Es war noch grauenvoller so anzusehen. Das Opfer hing kopfüber über der Mitte des Tisches, der Schädel war geöffnet, die Innereien ragten aus dem Oberkörper und hingen herunter. Auf dem Tisch lagen verschiedene Werkzeuge und Stückchen von dem, was nach Eingeweiden aussah. Einige der Bilder waren am Tisch gemacht worden, und zeigten mehrere der Teilnehmer. Baumgartner wurde plötzlich sehr aufgeregt und deutete auf einige der Bilder.

„Der da!“, rief Baumgartner aufgebracht, „der, das ist... das ist der Gregor Giesshübel, ein Magistrat, ganz hohes Tier! Und das ist der Bechtold Feldheim, der doch die Maschinenfabrik Rühmann damals übernommen hat, als der alte Rühmann gestorben ist.“

Baumgartner als Gelehrter der Geschichte wie auch der Gegenwart, kannte sich mit solchen bekannten Gesichtern gut aus.

„Und Rotwang, den habe ich das andere Mal gesehen“, sagte Joachim.

Drei der Bilder waren am Tisch gemacht worden, eines war verschwommen und unbrauchbar, und zwei zeigten Leute im Stehen, frohsinnig, mit Kelchen in der Hand und dem Opfertisch im Hintergrund.

„Hier ist noch einer von der Magistratur, der Erwin Frank, natürlich mit seinem guten Freund Julius Ernemann. Himmel, Arsch und Zwirn, da ist ja die halbe Magistratur vertreten“, sagte Baumgartner fassungslos und legte die Hände auf den Kopf.

Auf einem der Bilder auf dem Leute stehend zu sehen waren erkannte Joachim Albrecht Hellmer, der Leiter der Bank P. Hellmer und Sohn, den er ein einziges Mal auf einem Bild in der Zeitung gesehen hatte, als das neue Gebäude eingeweiht wurde.

„Und der hier... woher kenne ich den... Nicht möglich, ch glaube mich tritt ein Pferd!“, rief Baumgartner plötzlich, „das ist ja – nein, das kann doch nicht sein, was ist das hier für Hexerei?“, Baumgartner nahm einen Schritt zurück und hielt sich an einem Stuhl fest.

„Professor?“, fragte Joachim besorgt.

„Das ist... das ist Pelonius Hellmer!“, rief Baumgartner mit Angst in der Stimme und deutete mit zitterndem Finger auf das

Bild, als wäre der Teufel selber darauf abgebildet, „ich schwöre bei allen Göttern, das ist Pelonius Hellmer."

„Aber das kann doch nicht sein, guter Mann, Pelonius Hellmer ist seit ewigen Jahren tot", sagte Nadar.

„Und wenn ihr euch auf den Kopf stellt, das ist Pelonius Hellmer. Ich habe doch seine Geschichte damals studiert, den erkenne ich sofort," sagte Baumgartner in fast schon hysterischem Ton.

Nadar war ein wenig irritiert vom Professor. Er fasste ihm an die Schultern um ihn zu beruhigen.

„Guter Mann, Pelonius Hellmer ist seit Jahrzehnten tot, und kaum jemand weiss wie er überhaupt wirklich aussah. Es gibt doch nicht einmal Bilder von ihm." Baumgartner liess aber nicht locker. Er war völlig ausser sich.

„Eine Photographie gibt es von ihm", sagte der Professor, was ihm sofort den aufmerksamen Blick von Nadar verschaffte, „ist fast nie veröffentlicht worden, aber in einem alten Geschichtsbuch das wir in der Bibliothek in Severinstadt hatten, da war es abgebildet, mit Quelle vom Photographen Johann Louis Krieger."

„Krieger?", fragte Nadar überrascht.

„Krieger höchstpersönlich", betonte Baumgartner.

„Wer ist denn das?", fragte Joachim neugierig. Er hatte bei all dem den Faden verloren.

„Johann Louis Krieger war einer der grossen Pioniere der Photographie", erklärte Nadar, „schon vor über einem halben Jahrhundert hat er mit seiner frühen Technik Bilder gemacht, aufwendige, teure Bilder, bei denen man Minutenlang still sitzen musste. Diese Bilder waren Unikate, man konnte keine Abzüge machen wie heute, höchstens abphotographieren, sehr aufwendig. Erst Jahre später als die Glasplatten erfunden wurden konnte man die Krieger-Bilder vervielfältigen. Er hat wich-

tige Persönlichkeiten der Zeit verewigt, er war der einzige der jemals König Eberhard I. photographiert hat, aber ich habe nie davon gehört dass er Pelonius Hellmer vor die Linse bekommen habe."

„Dieses Geschichtsbuch erzählt so einiges was viele Leute nicht wissen", fuhr Baumgartner fort, „es erschien wenige Zeit nachdem der König abgedankt hatte. Im Chaos der frühen Epoche des Übergangs gab es keine Zensur, oder überhaupt einen Überblick über alles, was veröffentlicht wurde. Trotzdem haben es nur einige hundert Exemplare damals zu den Buchhandlungen geschafft, dann ist die Druckerei abgebrannt. Und viele der Leute die dieses Buch gekauft haben sind wenig später unter geheimnisvollen Umständen gestorben. Deshalb sagt man, dass dieses Buch verflucht ist. Unter den Gelehrten der Geschichte spricht man vom Fluch des Pelonius Hellmer, weil es die vielleicht einzige bekannte Quelle ist, wo dieses Bild jemals gedruckt wurde. Der Legende nach bekam Krieger den Auftrag, Pelonius Hellmer zu photographieren von dessen Sohn, und es sollte ein Erinnerungsstück für die Familie werden. Aber im Wissen wen er da vor sich hatte, hat Krieger nicht eines sondern zwei Bilder von Pelonius Hellmer gemacht, und ihm gesagt, eines sei nicht gelungen. Das war natürlich gelogen, und er hat das zweite behalten. Das war wenige Zeit vor seinem Tod unter geheimnisvollen Umständen. Sein Sohn hat es dann für dieses Buch hergegeben. Krieger der Jüngere schwor auf sein Leben, dass es echt ist."

Joachim war von dieser ganzen Erzählung überwältigt.

„Aber wie kann es denn sein, dass er hier ist, der Mann muss doch schon ewig lange tot sein", fragte Joachim.

„Er war angeblich schon tot als dieses Buch vor etwa fünfzig Jahren mitten im Übergang veröffentlicht wurde. Das könnte ein Nachkomme sein, aber nicht einmal seine eigenen Söhne se-

hen ihm wirklich so ähnlich. Ich sage euch, das ist Pelonius Hellmer, und darauf könnt ihr Gift nehmen."

Baumgartner setzte sich auf einen Stuhl und fächerte sich etwas Luft zu. Diese Entdeckung hatte ihn völlig umgehauen. Joachim wusste nicht, was er mit dieser Erkenntnis anfangen sollte, also begann er, die bisherigen relevanten Leute aufzuzählen, die sie auf den Bildern eingefangen hatten.

„Jedenfalls haben wir hier: Von der Magistratur Carl Alois Rotwang, Gregor Giesshübel, Erwin Frank und Julius Ernemann. Ganze vier von sieben Magistraten, Wahnsinn. Von der Maschinenfabrik Rühmann den Bechtold Feldheim. Albrecht Hellmer von der Bank, und, wenn wir Professor Baumgartner Glauben schenken, Pelonius Hellmer höchstpersönlich. Mit Hofmeister sind es acht die dort versammelt waren. Der Mann hat sie wirklich alle ans Messer geliefert."

„Ich sage euch, das ist Pelonius Hellmer, und soll mich der Blitz treffen wenn er es nicht ist!", sagte Baumgartner erneut, der mit diesem Bild von Pelonius Hellmer besessen schien.

„Immerhin sechs grosse Fische. Das ist mehr als ich erwartet habe. Herr Nadar, ohne sie hätten wir das nicht geschafft."

„Ich bin geehrt bei diesem Unternehmen beteiligt zu sein. Eines Tages werde ich sagen können, dass ich meinen kleinen Beitrag geleistet habe, diese Unmenschen zu entlarven. Und wie werden sie nun diese Bilder verbreiten?"

Joachim und Baumgartner tauschten Blicke aus. Sie hatten diese offensichtliche Frage zuvor gar nicht in Betracht gezogen.

„Nun, also...", sagte Baumgartner auf der Suche nach einer Antwort.

„Ehrlich gesagt... wir wissen es noch nicht genau", sagte Joachim ehrlich.

„Ach so“, sagte Nadar enttäuscht, gar etwas beleidigt, „ich hatte erwartet, dass das geklärt sei, wo ich mir diese ganze Arbeit gemacht habe. War denn meine Schufterei jetzt umsonst?“

Baumgartner erhob sich und sagte theatralisch: „Herr Nadar, wo ein Wille ist, ist auch ein Weg. Immerhin haben wir ja auch diese Bilder beschaffen können. Eine Lösung wird sich finden, wie ich Ewald Baumgartner heisse.“

Dann setzte er sich wieder gemächlich auf den Stuhl, Joachim setzte sich neben ihn. Beide sassen eine Weile gedankenversunken da und versuchten nicht ahnungslos auszusehen. Nadar musterte sie etwas grollend. Tatsächlich wanderten Joachims Gedanken ganz woanders hin. Er musste immer wieder an Augustas Botschaft denken, diesen dramatischen Enthüllungen zum Trotz.

Solche schrecklichen Enthüllungen und deine Gedanken schweifen schon wieder in die Ferne. Willst du etwa so deine Probleme lösen, in dem du dich deinen Tagträumen widmest?

„Wir werden erst mal zusehen dass wir ein anständiges Flugblatt daraus machen“, sagte Baumgartner schliesslich, „es wird sich dann schon ein Weg finden sie zu verteilen.“

„Sie bräuchten eine Druckerpresse um die Bilder zu vervielfältigen. Das ist keine Kleinigkeit“, erwiderte Nadar.

Professor Baumgartner antwortete: „In der Universität, da kenne ich ein Paar Leute die mir bestimmt helfen können.“

„Also gut, ich gebe euch diese Abzüge mit“, sagte Nadar, „ich werde noch ein Paar mehr machen und in meinem Tresor behalten. Dann haben wir sie nicht nur an einem Ort. Sagen sie Bescheid wenn sie wissen wie es weitergeht.“

„Ich will ihnen mein Wort geben, Herr Nadar, dass ihre Arbeit nicht umsonst gewesen sein wird.“

Nadar sah ihn einen Moment ernst an, und lächelte schliesslich zustimmend. Joachim und Baumgartner verabschiedeten

sich und verliessen das Atelier. Baumgartner wollte in die Universität um die Druckerpresse zu besorgen, doch Joachim hatte andere Pläne.

„Professor, würde es ihnen etwas ausmachen alleine in die Universität zu gehen?“, fragte Joachim mit ernster Miene.

„Du willst zu der jungen Magd?“, fragte der Professor.

Joachim nickte. Baumgartner lächelte und sagte: „Tu was du nicht lassen kannst. Das mit der Druckerpresse schaffe ich schon alleine. Wenn du mich später suchst, frag Herrn Nadar, ich bleibe mit ihm in Verbindung.“

Joachim bedankte sich beim Professor für sein Verständnis, und versprach ihm dass er nicht lange fort sein würde. Dann lief er los, in Richtung des Nordbahnhofes.

XXXIV

Joachim musste unbedingt noch den Zug am Mittag erwischen, was ihm wenig Zeit liess. Er begab sich sogleich mit der Dampfstrassenbahn zum Nordbahnhof, der sich zum Glück nicht weit vom See befand. Die Strassenbahn war voll von Leuten die sich zur selben Bahnstation begaben.

Auf dem Vorplatz herrschte im Gegensatz zur Seestrasse reges treiben. Unzählige Strassenbahnen füllten die Luft mit Rauch und Dampf, und bahnten sich pfeifend den Weg durch die Menschenmenge. Es war nur wenige Minuten vor Mittag. Joachim schaffte es mit Mühe den vielen Reisenden auszuweichen, um gerade noch einen Fahrschein für den Lokalzug um Punkt Mittag zu erstehen. Auf dem Bahnsteig erblickte er den Zug, wie er bereits langsam anfuhr. Er rannte durch die Menschenmenge und sprang knapp auf den letzten Wagen auf. Beinahe verlor er das Gleichgewicht, doch er konnte sich am Geländer hochziehen.

„Sack Zement es kommt ja in zehn Minuten noch ein Zug", schimpfte der Schaffner im Wagen, „sie wollen sich wohl den Hals brechen. Fahrschein haben sie, hoffe ich?" Joachim zeigte seine Fahrkarte, und suchte dann vergebens einen Sitzplatz. Stattdessen blieben er am Ende des Wagens stehen. Es war kaum eine halbe Stunde fahrt bis zur Station Hasenheide. Der Lokalzug hielt alle wenige Minuten um die vielen Vororte der Hauptstadt zu bedienen. Diese Vororte waren zumeist um die Bahnlinie entstanden, als sich zum ersten Mal die Möglichkeit bot, ausserhalb der Stadt in einem geräumigeren Haus zu Leben, anstatt in einer engen Wohnung im Stadtinneren. Das war vor allem für die Mittelschicht, die bis dahin in Siedlungen ähnlich denen der Arbeiter gewohnt hatte, sehr anziehend. Somit hatte sich der Zug auch schon nach einer kurzen Fahrt ziemlich

geleert, und Joachim konnte sich doch noch auf eine der Holzbänke setzen. Mit der Zeit wurden die Vororte seltener, die Landschaft grüner und der Zug hielt nicht mehr so oft. „Hasenheide, Hasenheide“, kündigte irgendwann der Schaffner im vorbeilaufen an.

Die Hasenheide machte ihrem Namen alle Ehre, es schien als gäbe es ausser dem kleinen, hölzernen Stationsgebäude hier nur noch grüne Wiese. Lediglich in der Ferne waren einige Landhäuser zu sehen. Zwei Pferdekutschen warteten nahe der Station, aber niemand ausser Joachim war ausgestiegen.

Joachim sah sich um nach Augusta, oder sonst jemanden der ihn vielleicht erwarten würde. Er ging zur anderen Seite der Station in der Hoffnung von wem auch immer gesehen zu werden. Es herrschte eine vollkommene Ruhe, bis auf den Zug der sich langsam entfernte und das Zirpen der Heuschrecken in der Wiese. In einer der Kutschen sass ein schlafender Kutscher, der sich mit dem Hut die Augen bedeckt hatte. Wohl eine Droschke die auf Kundschaft wartete. Die andere Kutsche war unbesetzt. Ein Mann kam aus dem Stationsgebäude und trug eine Kiste, mit der er sich zu dieser zweiten, unbesetzten Kutsche begab. Er musterte Joachim kurz, dann aber stieg er auf und fuhr los. Als er sich entfernt hatte hob der andere Kutscher vorsichtig seinen Hut um auf Joachim zu blicken. Als Joachim ahnungslos an ihm vorbei lief, fasste er ihm an die Schulter.

„Du bist Joachim“, sagte er. Joachim erschrak beinahe zu Tode.

„Wer will das wissen?“, fragte er nervös.

„Du suchst Augusta. Steig auf.“

Joachims Herz raste noch, aber der Mann schien Augusta zu kennen. Es war ein älterer Herr, mit einem wettergegerbten Gesicht und nur wenigen Zähnen. Besonders gefährlich sah er nicht gerade aus. Auf seinem Haupt trug er einen zerrissenen

alten Zylinderhut. Er musste der beauftragte sein ihn abzuholen. Joachim gehorchte und stieg auf.

„Dann wollen wir mal. Hüa!“

Sie fuhren in gemächlichem Tempo eine Weile den Weg entlang, vorbei an einem Landhaus und den weitläufigen Wiesen. In der Ferne türmten sich einige steile Berge, die wie Säulen aus dem Boden ragten. Diese Berge kamen Joachim bekannt vor. Er hatte von ihnen gehört, man nannte sie die Säulen des Himmels. Leute kamen aus dem ganzen Land her, um diese seltsamen Gebilde zu bewundern. Der Fels ging vom Boden aus fast völlig senkrecht aufwärts, doch die Berge waren zugleich nur von kleinem Durchmesser. Man konnte sie in kurzer zeit umkreisen. In der Gegend waren etwa ein Dutzend solcher Berge aufzufinden. Es gab verschiedene Theorien darüber, wie sie entstanden waren, manche sagten, sie seien von Menschenhand oder gar durch Hexerei geschaffen. Die Wissenschaft hingegen behauptete, es wäre eine ganz besondere Gegenwirkung zwischen der Art des Gesteins und dem zumeist weichen Boden, der einst grössere Berge hatte einstürzen lassen, bis nur noch diese Säulen übrig waren. Das klang für Joachim so weit einleuchtend, doch als er nun zum ersten Mal diese Gebilde aus der Nähe sah kam er ums Staunen nicht herum, und erwog selbst, ob so etwas tatsächlich durch Zufall hatte entstehen können.

Der Weg wurde immer verwachsener und sie kamen nur langsam voran. Die Kutsche schaukelte dabei knatternd hin und her. Der Kutscher sagte den ganzen Weg über nichts.

„Ist es noch weit?“, fragte Joachim irgendwann.

„Nicht weit, nein“, antwortete er.

„Wohin fahren wir denn?“

„Sehen sie gleich“, antwortete der Mann freundlich.

Eine Stunde lang fuhren sie über einen kaum wahrnehmbaren Weg durch die Wiese, in Richtung dieser säulenartigen Berge. Als sie sich näherten passierten sie einen Wegschrein, ein recht grosser der wie eine kleine Kapelle erschien, allerdings mit einer offenen Tür und offenen Fenstern. Im Inneren gab es zwei Bänke aus Stein, und an der vorderen Wand war ein wunderschönes Bild eines Falkners mit seinem Vogel gezeichnet. Dieser Schrein war den Falknern und Jägern geweiht, die es schon seit uralten Zeiten in dieser Gegend gegeben hatte. Ein Gedicht begleitete die Zeichnung, zwei Zeilen darüber und zwei darunter, in passend verzierter Schrift:

„Jägervogel stark und treu,
Bringst uns Beute stets aufs neu.
Gibst dem Mensch was rechtlich dein,
Drum soll dir der Segen sein."

Sie fuhren nach dem Schrein noch ein Stück weiter bis die Kutsche schliesslich bei einem dieser Berge halt machte, direkt an der Felswand. Man kam sich hier vor wie in einem überdimensionierten Wald aus Steinbäumen. Joachim sah sich um, konnte aber kein Haus oder sonstige Unterkunft erkennen. Sollte er sich hier mit Augusta treffen? Der Kutscher suchte derweil in einer Kiste in der Kutsche nach etwas, bis er ein altes, verbeultes Blashorn zum Vorschein brachte. Er blies hinein und liess einen schiefen Ton in die Gegend hallen, der an den Felswänden reflektierte und zu einem geisterhaften Geräusch wurde. Dann geschah nichts. Joachim betrachtete derweil weiter die kuriose Landschaft. Er drehte sich wieder nach vorne und sah plötzlich wie ein grosser Korb vom Himmel herabsank. Als ob dieser ganze Ausflug nicht hätte noch bizarrer werden können. Der Korb war kaum zwei Ellen breit und lang, und hing an vier Seilen, je eines war an jeder Ecke befestigt. Er blickte nach oben, konnte aber nicht erkennen wo dieser Korb befestigt war, die

Seile verschwanden in den Wolken. Ihm ahnte schon was nun folgte.

„Bitte schön. Da dürfen sie einsteigen“, sagte der Kutscher. Joachim stieg aus der Kutsche aus, bedankte sich beim Kutscher, und ging zu dieser mysteriösen Gondel. Der Kutscher machte dabei sofort kehrt und entfernte sich. Eine der Seiten des Korbes war mit Scharnieren und einem Verschluss zu einer Tür gefertigt. Joachim betrat ihn zögernd schloss die Tür hinter sich. Einen besonders stabilen Eindruck machte diese Vorrichtung nicht gerade. Kurz darauf begann er mit einem Ruck sich aufwärts zu bewegen. Joachim griff reflexartig an den Rand um sich festzuhalten, versuchte aber sich nicht zu sehr zu bewegen um Schwingungen zu vermeiden. Langsam und gleichmässig hob sich Joachim in dem prekären Gefährt immer weiter vom Boden in schwindelerregende Höhe. Irgendwann erreichte er eine Wolke und verschwand darin, die Luft wurde plötzlich kühl und feucht, und um ihn herum war nichts zu sehen ausser weiss. Eine weile verblieb er in dieser Wolke, er wusste kaum noch ob sich der Korb überhaupt noch bewegte, bis er schliesslich wieder ans Sonnenlicht kam. Nun war er in solcher Höhe dass er bis in die Ferne sehen konnte, sogar zur Hauptstadt, die von hier schien wie ein grosser Ameisenhaufen voller kleiner, rauchender Schlote. Er konnte sogar einige Züge erkennen die auf den umliegenden Bahnstrecken fuhren. Von hier oben sah alles aus wie eine Spielzeuglandschaft.

Joachim blickte nach oben und konnte das Ende der Felswand erkennen. Ein starkes Holzgerüst ragte über den Rand hinüber, an dem die Seile des Korbes hingen. Er kam dem Ende dieser seltsamen Fahrt näher, bis er schliesslich auf die Oberfläche des Berges sehen konnte. Es war ein unwirklicher Anblick: Eine flache, wiesenbedeckte Ebene statt einer Bergspitze, deren Rand mit einem Holzgeländer versehen war. Links von sich sah

Joachim einen wunderschönen Garten mit rundlich skulptierten Bänken um einen Brunnen herum, und überall verschiedene, exotische Blumen und Pflanzen. Hinter dem Garten stand eine kleine aber stattlichen Villa. Diese war aus Holz gebaut und besass viele grosse Fenster. Auf einer Seite hatte sie einen kleinen Wintergarten, auf der anderen ragte ein Erkerturm aus der Ecke hinaus. Die Villa war weiss und hellbraun bemalt, sie fügte sich auf ganz natürliche weise in die Gartenlandschaft ein. Rechts, neben dem Gerüst das den Korb in dem Joachim stand hielt gab es einen Holzschuppen mit einem rauchenden Kamin aus dem der gedämpfte Lärm einer kleinen Dampfmaschine kam. Als der Korb ganz oben angekommen war, ging dieser Lärm aus, und die Bewegung stoppte. Joachim sah sich um, sah aber niemanden. Dieser unwirkliche Ort schien menschenleer.

XXXV

Joachim stieg vorsichtig aus dem Korb, über einen kleinen Holzsteg auf diese seltsame Hochebene, ganz zuoberst des säulenförmigen Berges, und ging langsam in Richtung des Hauses. Wartete vielleicht Augusta dort auf ihn? Was hatte sie an diesem seltsamen Ort zu suchen? War es vielleicht eine Falle und er sollte gleich die Rache der Monarchisten zu spüren bekommen, weil er den König verraten hatte? Nun war es zu spät um kehrt zu machen. Er lief durch den üppigen Garten als er plötzlich eine männliche Stimme hörte.

„Du musst Joachim sein."

Joachim drehte sich überrascht um und sah einen Mann mittleren alters, er hatte ein freundliches Gesicht und eine Glatze. Er trug einen einfachen, hellgrauen Anzug und stützte sich auf einem hölzernen Gehstock.

Joachim kehrte sich ruckartig und sagte: „Kennen wir uns?"

„Noch nicht. Ich bin Graf Isenbügel", sagte der Mann. Joachim wusste nicht was er aus dieser Situation machen sollte. War er vielleicht in eine Falle geraten? Doch der Name kam ihm bekannt vor, er hatte ihn doch schon mal gehört. Nur kam ihm nicht in den Sinn wo.

„Du suchst Augusta, nehme ich an. Sie ist im Haus. Aber ich wollte gerne mit dir sprechen."

Die ganze Situation war Joachim suspekt. Wieso wollte dieser Graf Isenbügel ihn nicht zu Augusta lassen, wenn sie ihn doch erwartete? Der Graf bat Joachim sich auf eine Steinbank im Garten zu setzen.

„Augusta hat dich auf mein Verlangen aufgesucht", fuhr Graf Isenbügel fort, „denn ich wusste es war der einfachste Weg um dich hierher zu bringen. Denn eigentlich wollte ich dich kennenlernen."

Joachim ärgerte sich als er das hörte. Er mochte es nicht, auf solche Art hintergangen zu werden.

„Wieso denn diese Maskerade? Hätten sie mich nicht auf ehrliche Weise einladen können?“, fragte Joachim. Graf Isenbügel senkte seinen Blick und nickte leicht.

„Bitte verzeih mir. Ich weiss meine Methoden sind nicht immer sehr orthodox. Aber wärst du denn wirklich gekommen, um hier fernab der Zivilisation einen unbekannten aufzusuchen?“

„Je nach dem, wenn es einen guten Grund gäbe...“, sagte Joachim nicht sehr überzeugend.

„Was ist schon ein guter Grund? Das kann für jedermann etwas anderes sein. Was ich aber wusste ist, dass du Augusta vertrauen würdest. Das Herz muss zumal mitteln zwischen Hirn und Händen.“

Joachim fand diese Aussage tatsächlich zutreffend, nichtsdestotrotz billigte er solche Umgangsformen nicht.

„Wie sind sie denn überhaupt auf mich gekommen? Und was wollen sie von mir?“

„Dein Freund Professor Baumgartner hat mir von dir erzählt“, antwortete Graf Isenbügel. Nun fiel Joachim auch wieder ein dass der Professor es gewesen war, der den Namen von Graf Isenbügel erwähnt hatte. Es war dieser Herr der Baumgartner damals aufgehalten hatte, als er in die Hauptstadt reisen wollte. Baumgartner hatte nur gutes über diesen Mann gesprochen, was in Joachim nun mehr Vertrauen gegen ihn erweckte.

„Ich dachte sie hatten mit ihm über das Maschinen-Hirn diskutiert?“, fragte Joachim.

„Wir haben über alles mögliche gesprochen. Immerhin war er auch einige Tage hier. Er ist eine wirklich angenehme Gesellschaft, selten heutzutage jemand mit dem man sich wirklich un-

terhalten kann. Wir hatten wegen des Maschinen-Hirns eine Meinungsverschiedenheit. Er wollte mit deiner Hilfe an die Magistraten kommen um diese Aasgeier von der Bank P. Hellmer und Sohn dem Projekt fernzuhalten."

„Das hat leider nicht geklappt", sagte Joachim betrübt.

„Tatsächlich. Dann hatte ich ja doch recht gehabt und die Regierung ist schon zu sehr von dieser Bank eingenommen."

„Nein. Also, das heisst, ja. Was ich sagen will ist ich konnte den Professor nicht zu einer Audienz bei der Regierung helfen weil ich selber meine Position verloren habe. Aber stattdessen haben wir etwas wahnwitzigeres unternommen." Er erzählte Graf Isenbügel davon wie sie das geheime Ritual in der Bank photographierten. Er wusste nicht genau wieso er so eifrig diese Geheimnisse ausplauderte, aber etwas an diesem Mann war vertrauenerweckend. Joachim konnte sich nicht vorstellen, dass er schlechte Absichten hegen sollte. Wohl auch, weil Professor Baumgartner ihn zuvor in hohen Tönen erwähnt hatte.

„Sie hatten also zumindest in einer Sache schon Recht", beendete Joachim seine Erklärung, „die Regierung ist tiefgehend von der Macht dieser Bank zerfressen."

Graf Isenbügel nickte mit besorgtem Gesichtsausdruck.

„Es gehen schon seit etlichen Jahren in manchen Kreisen Gerüchte umher von solchen aberranten Bräuchen, aber sie sind sehr geheim. Es wären bestimmt die einzigen Bilder, die irgendwer jemals davon gemacht hätte. Das ist wirklich eine Meisterleistung von euch."

„Sie sagten etwas über ihre Meinungsverschiedenheiten mit dem Professor."

„Ja, richtig. Der Professor wollte eben mit den Magistraten sprechen, weil ihm nicht geheuer war, dass P. Hellmer und Sohn in das Projekt vom Maschinen-Hirn verwickelt sei."

„Und sie sahen das anders."

„Ich habe schon seit langem befürchtet dass diese teuflische Bank viel zu viel Macht hat, und dass sie nichts gutes im Schilde führt. Ich war allerdings der Ansicht, es hätte wenig Sinn dies mit den Magistraten zu besprechen, dass sie schon zu sehr unter dessen Druck und Einfluss stehen. Aber ich kann es dem Professor auch nicht übel nehmen. Wer kann schon von sich sagen, verlässliche Antworten auf so seltsame und komplexe Fragen zu besitzen? Es wäre eine Anmassung. Wir werden schliesslich alle durch unsere Erfahrung geprägt. Ich weiss nicht ob der Professor es dir jemals erzählt hat, aber er kommt aus sehr bescheidenen Umständen."

„Das wusste ich nicht, ich dachte immer er käme aus gutem Hause. Er ist so ein manierlicher und gebildeter Mensch", sagte Joachim.

„Er kommt von einer armen Arbeiterfamilie und hat sich selber gebildet. Er hatte eine schwierige Jugend, und es war nicht leicht für ihn, dass er seinem Studium nachgehen konnte. Ich denke deshalb hat er dich damals unter seine Fittiche genommen. Er hat sich in dir wiedererkannt."

Joachim war berührt von dieser Erkenntnis.

„Deshalb hat er auch ein grösseres Verständnis für unsere technokratische Regierung. Seine Familie kannte noch die Monarchie, und wäre diese nicht untergegangen, hätte er es nie so weit bringen können."

Joachim überkam eine Gänsehaut als er dies hörte. Nicht wegen der Geschichte des Professors, sondern weil es nun er war, der sich im Professor widergespiegelt sah, und ein seine schwierige Zeit erinnerte, in welcher er vom Verlust einer geliebten Person geschmerzt entschied, ein neues Leben in der Stadt zu beginnen.

„Ich hingegen“, sagte der Graf, „ich komme von einer langen Reihe von Grafen. Die Grafschaft zu Josaphat. Vielleicht sagt dir das was.“

„Ich will meinen, den Namen mal irgendwo gelesen haben.“

„Es war eine bedeutende und einflussreiche Abstammung. Eigentlich heisse ich Gropius, Graf von Isenbügel.“

„Dann gehören sie zu den Monarchisten?“

„Keineswegs“, sagte der Graf entrüstet, „eine Zeit lang habe ich der Monarchie noch nachgeweint. Bis ich dann nach und nach gelernt habe, welches Unheil diese Monarchie über die Leute gebracht hatte. Ich hatte bis dahin in einem sprichwörtlichen Elfenbeinturm gelebt und nichts von der echten Welt gekannt. Allerdings habe ich über die Jahre viele Leute von grosser Macht und Einfluss kennengelernt. Deshalb teilte ich diesen Optimismus vom Professor über die Regierung schlussendlich nicht.“

„Und welche war dann ihre Folgerung?“, fragte Joachim.

„Ich habe Ewald, also Professor Baumgartner dann gesagt, dass dieser Einfluss der Bank nur ein weiteres Symptom der langsamen Dekadenz dieser Technokratie sei. Schliesslich sollte das ja auch nur eine provisorische Regierung sein. Sie war von Anfang an nicht dafür bestimmt lange anzuhalten. Sie war wie ein Holzgerüst mit dem man ein Haus bauen kann. Das Haus sollte lange halten, aber das Holzgerüst alleine tut das nicht.“

„Viele Leute denken wie sie, dass diese Regierung schwächelt, und das ganze System instabil ist, aber keiner weiss wirklich wie es weitergehen soll. Ich bin sicher nicht wenige würden es begrüssen dass irgendwann P. Hellmer und Sohn selber eingreift, um wieder jemanden als Steuermann des Landes zu haben.“

„Genau das ist es was mich beunruhigt. Aber du siehst wohl spätestens jetzt ein, dass das kein Ausweg ist.“

„In der Tat. Aber wie dann?“

„Ich habe da einen Einfall: ich nenne es eine Volksversammlung.“

„Volksversammlung?“, fragte Joachim neugierig.

„Wie erkläre ich das am einfachsten... Du bist doch in einem kleinen Dorf aufgewachsen, stimmt's?“

„Ja“, antwortete Joachim, „im kleinen Bauerndorf Nebelheim. Weit im Osten von Mendacia.“

„Ich weiss nicht ob es in deinem Dorf so war, aber in vielen dieser Dörfer versammeln sich regelmässig alle Familienoberhäupter im Stadthaus und entscheiden über die Angelegenheiten des Dorfes.“

„Doch, wir machten das. Mein Vater hat mich manchmal mitgenommen zu diesen Versammlungen, damit ich sehe wie das geht, für wenn ich mal selber Familienoberhaupt wäre.“

„Und was habt ihr getan wenn man sich nicht einig war?“

„Wir haben 'Hände gezählt'“, sagte Joachim lachend, „der Stadtschreiber sagte 'wer ist dafür dass wir das so machen', dann hoben die Leute die Hand, und man zählte wie viele es waren. Dann fragte er wer dagegen sei, und es hob die Hand wer dagegen war. Und man tat das was die Mehrheit entschied. Und alle hielten sich daran, denn sie wussten ein andermal könnten sie in der Mehrheit sein, und würden auch diese Mehrheit respektiert sehen.“

Der Graf folgte dieser kleinen Geschichte fasziniert.

„Die Bauern sind doch oftmals die Klügsten,“ sagte Graf Isenbügel, „ich glaube, das ist weil sie bodenständig sind, alles was sie tun hat eine klare Auswirkung und einen Nutzen. Sie werden vielleicht keine modernen Maschinen erfinden oder sie kommen mit der Bürokratie nicht aus, aber sie sind doch vernünftiger als viele andere.“

Joachim hatte sich nie viele Gedanken über diese Dinge gemacht, aber der Graf hatte Recht. Gorman war damals auch vernünftig gewesen, als er von ihrem Aufbruch abgeraten hatte, obwohl er hingegen mit den Steuerformularen nichts anfangen konnte. Die Ideen der Moderne sind nicht immer mit einem tatsächlichen Nutzen befasst, sondern oftmals nur noch eine sinnlose Reflexhandlung.

„Jetzt stell dir vor", sagte der Graf, „etwas ähnliches, aber für das ganze Land. Die Städte und Dörfer entsenden ihre Vertreter, die anstatt der Magistraten dann die Regierung bilden. Und für Wichtiges kann jeder Ort 'Hände zählen' wie du so schön sagst, und dann rechnet man die nur noch alle zusammen."

„Das klingt nicht schlecht, aber ob das wirklich funktionieren würde, für ein ganzes Land...", sagte Joachim zweifelnd.

„Natürlich muss man da noch ein Paar falten ausbügeln, aber so ungefähr. Ewald war da auch eher deiner Meinung. Er sagte so etwas wäre zu umständlich, und würde keine klare Führung zulassen. Er hat mit seinen Bedenken nicht unrecht, aber ich meine dass diese Vorstellung einer eindeutigen Führungskraft überbewertet ist. Es ist eine Idee die noch vom Krieg kommt, der Feldherr der volle Entscheidungsmacht hat. Aber ein Land regieren ist doch anders. Man sollte es nicht wie einen andauernden Krieg verstehen."

„Was ich mir vor allem nicht vorstellen kann, ist wie man die ganze Regierung auf so etwas umstellen könnte, und es dann auch den Leuten zu verstehen geben kann. Es gibt so viel was man hierfür einrichten müsste. Und sie sind ja wohl einverstanden dass kein Politiker gerne freiwillig seine Macht aufgibt."

„Das stimmt, und das selbe hat der Professor dann auch gesagt."

„Und ihre Antwort?"

„Ich hatte keine“, sagte der Graf resigniert, „deshalb ist er dann ja schliesslich losgezogen ohne dass wir uns wirklich einig geworden wären. Aber ich glaube, mir ist jetzt endlich etwas in den Sinn gekommen. Aber ich habe dich schon lange genug hier draussen aufgehalten. Es wird schon kalt. Komm doch mit ins Haus. Ich nenne diesen Ort den Falkenhorst.“

Joachim folgte dem Grafen in seine Villa. Das Innere erinnerte eher an ein Strandhaus als an ein vornehmes Anwesen. Die grossen Fenster liessen viel Licht hinein, und die Einrichtung besass überwiegend helle Farben. Statt der dunklen grünen oder roten Sessel die man in vielen Häusern der Stadt vorfinden könnte waren diese hier hellblau und goldig verziert. Im Wohnzimmer lag ein hellroter, mit einfachen Mustern versehener Teppich, und im Kamin brannte ein angenehmes Feuer. Viele der Holzmöbel waren weiss angestrichen, und auf einigen von diesen standen Blumen die nicht geschnitten in einer Vase standen, sondern aus kleinen Blumentöpfen wuchsen. Die Bilder, die die Wände zierten, zeigten keine Porträts von Ahnen und Vorfahren, sondern idyllische Landschaften wie Felder, Berge oder Meere, und aus den Fenstern an der hinteren Wand konnte man in der Ferne die Berge in den Hochlanden sehen. Auch fiel Joachim auf, dass es nur wenige Türen gab, das Wohnzimmer rechts vom Eingang, und das Esszimmer links flossen ineinander, und das Esszimmer war auch mit dem Wintergarten verbunden, in welchem viele Pflanzen gediehen. Er hatte noch nie ein solches Haus gesehen.

„Ich werde gleich das Abendessen vorbereiten, Augusta sollte gleich kommen. Nimm doch bitte platz“, sagte der Graf zu Joachim und deutete auf einen Sessel vor dem Feuer. Erst jetzt bemerkte Joachim wie kalt es draussen geworden war, und wie angenehm sich diese Wärme anfühlte. Er zog sich die Stiefel aus und wärmte sich die Füsse am Kamin. Als er den Blick hob

sah er plötzlich Augusta auf ihn zukommen, sie war soeben die Treppe hinuntergekommen.

Während Joachim sich voller Erwartungen auf diese kleine Reise gemacht hatte, machten sich jetzt gemischte Gefühle in ihm breit. Augusta war nicht ehrlich gewesen, sie hatte ihn lediglich hierher gelockt. Augusta setzte sich auf einen Sessel neben Joachim.

„Hallo“, sagte sie nur. Es dauerte eine Weile bis Joachim ihr entgegnete.

„Jetzt bin ich ja hier“, sagte Joachim trocken, „wo ist denn deine Gruppe geblieben?“, fragte er.

„Nachdem wir uns getrennt hatten gab es eine schwierige Zeit. Maximilian war frustriert, dass der lang ersehnte Plan so durchkreuzt wurde.“

„Dann hast du ihn verlassen?“, fragte Joachim.

„Nun... ja. Über die letzten Wochen haben viele der Loyalisten gezeigt, aus welchem Holz sie geschnitzt sind. Ich war mit Ophyl, als er sich mit den anderen Gruppierungen getroffen hat. Sie begannen zu streiten, konnten sich nicht einig werden, wie es weitergehen sollte. Sie wurden beinahe handgreiflich. Ophyl war von all dem sehr verstört, und begann seine Wut an mir auszulassen. Irgendwann habe ich es nicht mehr ausgehalten und bin eines Nachts verschwunden. Tagelang bin ich ziellos umhergewandert. Ich wusste nicht einmal wie ich zu Gormans Hof hätte zurückkehren können. Als ich dann auf einer Landstrasse überfallen wurde, dachte ich es wäre aus. Aber zufällig kam gerade dann Walter vorbei, der Kutscher, der dich bei der Station abgeholt hat. Er hat die Banditen in die Flucht geschlagen und mich hierher gebracht.“

Joachim vergass einen Moment lang seinen Groll und erbarmte sich um Augusta. Sie schien doch einiges durchgemacht zu haben.

„Und seitdem bist du jetzt hier bei Graf Isenbügel?“, fragte Joachim. Augusta nickte, dann sprach eine Zeit lang keiner von ihnen. Joachim starrte auf das Feuer im Kamin

„Bitte sei mir nicht böse wegen vorher“, sagte Augusta schliesslich, „ich konnte es Graf Isenbügel nicht abschlagen, nach all dem was er für mich getan hatte.“

Augusta hatte mit Joachim ein verlogenes Spiel gespielt, und obgleich er ihre Absichten nachvollziehbar fand, traf es einen Nerv bei ihm.

„So ist denn alles Heuchelei?“, fragte Joachim ohne den Blick vom Feuer abzuwenden. Augusta antwortete nicht. Schliesslich wurden sie von Graf Isenbügel unterbrochen, der sie zu Tische bat. Während des Abendessens wurde wenig gesprochen.

Später am Abend unterhielt sich Joachim weiterhin mit dem Grafen über seine Idee der Volksversammlung. Ihm gefiel die Idee eigentlich, doch die Schwierigkeit sahen sie im Umbruch von den derzeitigen Verhältnissen zu dieser neuen, unbekannten Form der Politik. Sie waren sich einig, dass erst die alte Regierung zusammenbrechen musste, damit etwas neues entstehen könne. Die Enthüllungen von Joachim und Baumgartner über die Rituale bei P. Hellmer und Sohn sollten hierbei eine wichtige Rolle spielen. Aber das allein genügte nicht.

Am nächsten Tag kam ein Brief von Professor Baumgartner. Joachim war verdutzt, dass der Professor wusste dass er hier war, doch Graf Isenbügel gab zu, dass er Baumgartner über sein treffen mit Joachim berichtet hatte, damit dieser sich nicht um seinen Freund sorge. Das selbe hätte er damals mit Joachim auch machen sollen, doch der zerstreute Professor hatte im Eifer der Denkrunde bis zuletzt ganz vergessen zu erwähnen, dass Joachim ihn ja erwartete.

Baumgartner schrieb in seinem Brief, dass er tatsächlich eine Druckerpresse hatte in der Universität ausfindig machen kön-

nen, dank eines guten Freundes, der ihm den Zugang gewähren würde, ohne weitere Fragen zu stellen. Die Druckerpresse war sowieso seit Jahren unbenutzt und lag nur verstaubt in einem Keller. Er wartete also nur noch auf das Zeichen damit er beginnen würde, die Flugblätter zu drucken. Wenigstens ein Problem das leicht gelöst war, dachte Joachim.

Am nächsten Abend verkündete Graf Isenbügel plötzlich dass Joachim und Augusta aufbrechen müssten, um einem Treffen mit Maximilian Ophyl nachzugehen. Joachim war von dieser Enthüllung verwundert.

„Ophyl?“, fragte er ungläubig.

„Wir werden die Monarchisten anwerben uns zu helfen, den Regierungswechsel zu erzwingen. Nur die Monarchisten haben genügend Stärke und Einfluss um das Herrschaftsgefüge auf die Knie zu zwingen. Und die Enthüllungen über diese Rituale bei P. Hellmer und Sohn sollen dabei der Auslöser sein, der Funke der das Pulverfass zur Detonation bringt“, sagte Graf Isenbügel.

Joachim war nicht begeistert darüber, wieder mit den Monarchisten verkehren zu müssen, aber gleichzeitig konnte er nicht leugnen, dass die Überlegung solide war. Graf Isenbügel hatte das treffen bereits eingerichtet, indem er Augusta mehrere Briefe an Ophyl hatte schreiben lassen, mit Anspielung auf seine Selbstgefälligkeit und dem Vorwand, er sollte die Führungsfigur der nun zerstreuten Monarchisten werden. Joachim war irritiert darüber, wie sich dieses Frauenzimmer jedes mal aufspannen liess, um anderen Leuten einen Bären aufzubinden.

Als Treffpunkt hatte der Graf Joachims Heimatdorf Nebelheim vorgeschlagen. Diese ganzen Geschehnisse waren für Joachim ziemlich überwältigend, aber er wollte vor dem Grafen nicht feige erscheinen. Doch die Idee mit Augusta auf diese Rei-

se zu gehen, wäre zu einem anderen Zeitpunkt gleichwohl verlockender gewesen.

XXXVI

Joachim war noch immer verbittert darüber, wie Augusta ihn erst verlassen und dann hintergangen hatte. Aber er wollte nichts davon zugeben, stattdessen trug er nur den Groll mit sich herum. Eine lange Fahrt ostwärts erwartete sie, den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch. Graf Isenbügel hatte für Joachim Reisepapiere beschaffen können. Kontrollen waren hier zwar weniger üblich, aber bei solch längeren Fahrten wohl möglich.

„Freust du dich nicht, nach so langer Zeit endlich wieder in deine Heimat zu fahren?“, fragte Augusta als sie schon eine ganze Weile im Zug sassen, ohne dass jemand ein bedeutsames Wort gesprochen hätte. Draussen regnete es stark, die Fenster waren von ihrem Atem beschlagen. Joachim zögerte mit der Antwort.

„Ich kann meine Mutter endlich wieder mal besuchen“, sagte er schliesslich.

„Du scheinst deinem Dorf nicht sehr zu schätzen“, antwortete Augusta etwas enttäuscht. Sie erkannte Wehmut in Joachims Gesichtsausdruck.

„In der tat“, sagte Joachim trocken und beendete die Konversation. Er wischte mit der Hand den Beschlag vom Fenster und schaute auf die graue Landschaft die an ihnen vorbeizog.

„Wirst du die ganze Fahrt einfach nur schmollend dasitzen?“, fragte Augusta nach einer Zeit.

„Vielleicht“, antwortete Joachim. Augusta sah ihn mit beleidigter Miene an. Joachim wurde ärgerlich.

„Ihr Frauenzimmer seid doch alle gleich. Ihr meint, ihr könnt die Leute behandeln wie es euch bekommt, und wenn jemand einstmals mit eurem Spiel nicht mitmacht, dann ist es ein grosses Vergehen.“

Augusta war von Joachims aggressiver Reaktion bestürzt. Sie hatte offenbar bis zu diesem Zeitpunkt nicht verstanden, wie sehr ihr Handeln Joachim angestossen hatte. Joachim wusste zwar inzwischen, dass sie auf Bitten von Graf Isenbügel vorgegangen war, aber sein Denken und Fühlen konnten sich nicht ohne Weiteres einfinden.

Was soll denn diese andauernde Übertreibung? Du machst aus einer Mücke einen Elefanten, nur weil du sie missverstanden hast, dir selber etwas einbilden wolltest. Und jetzt lässt du deinen Frust an Augusta aus. Was bist du nur für ein schwaches Wesen, der du dich immerzu von deiner Emotion führen lässt.

„Ich wollte dich nicht verletzen", sagte Augusta und schaute verlegen auf den Boden, „aber du sollst wissen... ich hatte wohl doch erfreuliche Erwartungen dich zu sehen. Jemand der mir wenigstens vertraut sei."

Joachim kehrte den Blick zu Augusta, die auf den Boden starrte.

„Ich hatte gehofft du würdest dich auch ein wenig freuen, mich zu sehen", fügte Augusta betrübt hinzu.

Dieses Zugeständnis liess Joachim seinen Ärger für einen Moment vergessen. Er fühlte sich nun seiner Reaktion schuldig.

„Weisst du, ich bin... Ich war vor vielen Jahren verlobt gewesen", begann Joachim zu erzählen, ohne genau zu wissen wieso, „als ich kaum zwanzig Jahre alt war. In ein liebenswürdiges Mädchen aus Nebelheim, Anneliese. Eines Tages wurde sie sehr Krank. Wochenlang lag sie im Bett. Wir hatten keinen Arzt in Nebelheim, die Frauen im Dorf haben versucht sie zu pflegen. Aber es half alles nichts. Sie starb in meinen Armen."

Joachim floss eine einsame Träne die Wangen hinunter. Er suchte sogleich ein Taschentuch um sie abzuwischen, konnte

aber keines Finden. Augusta gab ihm ihres. Joachim atmete tief durch.

„Es war wohl aus Frust, dass ich von diesem verfluchten Dorf fort wollte. Die Bauern schimpfen über die Leute in der Stadt, sagen sie würden nichts schaffen. Aber die Ärzte in der Stadt hätten meine Anneliese heilen können. Sie hatte eine Infektion in den Lungen, in den Hospizen der Stadt kann so was behandelt werden. Aber im Dorf halt nicht."

Augusta war von Joachims Geschichte sehr bewegt. Eine Zeit lang sassen beide wortlos da und schauten durch das beschlagenen Fenster auf die verregnete Landschaft.

Um den Mittag des nächsten Tages traf der Zug endlich in ihrem Zielort Nebelheim ein. Seinen Frust und Groll inzwischen etwas vergessen, oder zumindest verdrängt, konnte sich Joachim darauf freuen, seine Mutter nach langer Zeit wiederzusehen. Bei ihr hätten sie auch eine Unterkunft, ohne in Tavernen oder Herbergen Platz suchen zu müssen. Zur Sicherheit hatte Joachim nicht vorher Bescheid gesagt, sonst würde vielleicht bald das ganze Dorf wissen, dass er dort war, und das war nicht Sinn und Zweck der Sache.

Nebelheim war ein verschlafenes kleines Dorf, das aber doch einen gewissen Charme besass, der manch anderem Dorf fehlte. Von der kleinen Bahnstation führte ein mit Bäumen gesäumter Weg bis zur Dorfmitte, wo es einen Platz gab, der von Blumenbeeten gesäumt war, und in dessen Mitte sich ein kleiner Uhrturm befand. Um den Platz herum standen mehrere kleine Holzhäuser, die Geschäfte für alle Grundbedürfnisse beherbergten. Vom Platz aus gingen in die vier Himmelsrichtungen Wege aus, drei von welchen zu den umliegenden Höfen führten, und einer zur Bahnstation.

Augusta und Joachim durchkreuzten den Platz geradeaus und liefen weiter, ein ganzes Stück den nächsten Weg entlang,

bis sie schliesslich ein Haus erreichten. Es war ein einfaches Bauernhaus aus Holz, kaum grösser als das von Gorman, aber mit einem kleinen Erker an der Vorderseite, auf dem ein Löwe aufgemalt war und darunter das Haus als „Haus zum Schwan“ getauft war. In Nebelheim war es üblich die Häuser mit solchen Namen zu taufen.

„Da wären wir“, sagte Joachim als sie vor dem Haus ankamen.

„Hier bist du also aufgewachsen“, sagte Augusta, „ich kann dich mir kaum als kleinen Bauernjungen vorstellen.“

Joachim zuckte mit den Schultern, und ging zur Tür. Er klopfte ein Paar mal lautstark. Er wusste dass seine Mutter Rosalinde nicht mehr so gut hörte und ein leises Klopfen kaum bemerken würde. Ausser seiner Mutter wohnte in diesem Haus auch seine Tante Margarethe, die ebenfalls seit Jahren verwitwet war. Nebenan in der Scheune lebten zwei Knechte und eine Magd, die auf den Feldern des Hofes arbeiteten. Joachims Mutter und ihre Schwester kümmerten sich vor allem um die Schweinezucht, für die Joachims Familie im Dorf wohl bekannt war. Rosalinde hatte das Haus auf „Haus zum Schwein“ taufen wollen, was aber gemäss Joachims Vater gar nicht in Frage gekommen wäre. Eine der seltenen hellen Entscheidungen von ihm, dachte Joachim.

Er hörte von innen Schritte die sich näherten. „Ich komme ja schon“, rief eine Stimme. Es war die Stimme von Rosalinde. Als sie die Tür öffnete stand eine ältere, stämmige Frau vor ihm, mit krausem grauen Haar, das unter einer altmodischen Haube herausschaute. Sie trug eine etwas bekleckerte Schürze über ihrem Bauernkleid. Der Anblick Joachims war überwältigend, sie rieb sich die Augen, die auch nicht mehr die besten waren, dass tatsächlich ihr Sohn vor ihr stand.

„Hallo Mutter“, sagte Joachim lächelnd.

„Joachim? Bist du es wirklich oder trügen mich meine alten Augen?“

„Aber natürlich bin ich es. Schön dich zu sehen.“

„Joachim! Mein kleiner Joachim! Komm her“, sagte sie, nahm ihn in die Arme und küsste ihn ein dutzend Mal auf die Wangen.

„Margarethe! Margarethe komm her! Du glaubst nicht wer hier ist!“, rief sie ihrer Schwester zu.

„Aber ich muss doch jetzt die Schweine füttern sonst werden sie wieder ungeduldig, meine fetten kleine Borstenviecher.“

„Jetzt komm doch hierher du Borstenvieh, die Schweine kannst du gleich noch füttern.“

„Ist ja gut“, rief Margarethe zurück.

Joachim musste sich bei diesem liebevollen Austausch ein Lachen verkneifen. Margarethe kam gleich dazu, sie sah ihrer Schwester sehr ähnlich, die selben grauen Haare, die selbe kleinwüchsige Statur, sie war allerdings eher schlank als stämmig. Sie trug einen Sack mit Futter für die Schweine in den Händen, der sofort zu Boden fiel als sie Joachim in der Tür stehen sah.

„Joachim!“, rief sie und kam herbeigelaufen, und überschüttete ihn nochmals mit einem Dutzend Küssen.

„Und wer ist denn dieses hübsche Ding dass du hier mitbringst?“, fragte Rosalinde als sie Augusta bemerkte.

„Augusta ist mein Name, freut mich“, sagte Augusta.

„Ihr seid doch wohl nicht...“

„Wir sind geschäftlich unterwegs, Mutter“, sagte Joachim trocken, „du hast bestimmt Platz für uns?“

„Aber natürlich, in der Scheune ist doch immer Platz für dich mein Kind“, sagte Rosalinde, und lachte anschliessend über seine enttäuschte Miene.

„Unsinn, Unsinn, natürlich ist Platz für euch im Haus, wir haben ja so viele leere Zimmer...“, sagte sie mit leichter Melancholie, „und ich lasse doch meinen Joachim sicher nicht in der Scheune auf dem Heu schlafen. Wir wissen doch alle wie anspruchsvoll unser Kleiner mit seinem Schlafplatz ist.“

Rosalinde bat sie beide hinein und setzte sie erst mal an den Stubentisch.

„Weisst du, Augusta, der Joachim war schon von klein an ein ganz Feiner. Es war eigentlich vorherzusehen, dass er irgendwann mal in die Stadt gehen müsste. Er hat geweint wenn er auf dem Stroh schlafen musste. Es juckte doch so sehr. Dann hat ihm mein Mann gesagt er solle sich dann halt ein Bett zurecht machen, und das hat er dann gemacht. Mit gegerbtem Schweinefell, etwas anderes hatten wir ja nicht, und altem Stoff hat er sich doch tatsächlich ein Polster gebastelt. Und das war dann sein Bett. Schon damals ein einfallsreicher Bursche.“

Joachim war diese Geschichte unheimlich Peinlich, während Augusta davon amüsiert war. Rosalinde verbrachte den Nachmittag damit, alles Mögliche zu erzählen, das, was in der letzten Zeit geschehen war, wie auch über frühere Zeiten. Es war zu erkennen, dass sie ihren Sohn vermisst hatte. Dieser hingegen sprach nicht sehr viel. Auch den eigentlichen Grund seines Besuches verschwieg Joachim. Er wollte seine Mutter nicht beunruhigen, aber sorgte sich auch darum dass sie es im üblichen Tratsch mit den anderen Frauen des Dorfes weitererzählen würde.

Im Laufe des Nachmittags mussten noch die Schweine gefüttert werden, was Joachim höflicherweise übernahm. Dieser Besuch brachte nach und nach alle möglichen Erinnerungen hervor, einige schön, andere schmerzhaft.

Bis heute versuchst du vor der Vergangenheit zu fliehen. Niemals wärst du freiwillig hierher zurückgekehrt. Und doch

scheint es angebracht. War dein Schmerz nicht nur noch grösser weil du ihm niemals hast entgegentreten wollen? Wie viel Ärger hat es dir nicht schon gebracht, dass du so unfähig bist, deinen Problemen die Stirn zu bieten. Aber die Probleme verschwinden nicht wenn du sie unter den Teppich kehrst. Es fehlt dir der Mut, dich zu überwinden, und das soll dir zum Verhängnis werden.

Am Abend gab es feines Bauernbrot mit reichlich vom berühmten Rietbach-Speck. Die Knechte und Magd wurden auch zu diesem festlichen Abendessen eingeladen, es war ein angenehmer Abend, den sie gemeinsam im Esszimmer verbrachten.

Am nächsten Tag schon sollten sich Joachim und Augusta um Punkt zehn Uhr in der Dorftaverne mit Ophyl treffen. Ein Zimmer war für dieses Treffen vorgesehen, und mit dem Inhaber der Taverne abgemacht worden. Joachim und Augusta kamen einige Minuten früher als abgemacht an.

Die Taverne „Zum Geier" bestand aus einem grossen Esszimmer im Erdgeschoss, mit etwa einem Dutzend Tischen und einem Tresen gleich vorne links vom Eingang. Zur Rechten führte eine Tür in die Küche und hinter dem Tresen stapelten sich Fässer mit Wein und Bier. Gleich neben der Tür zur Küche führte eine runde Holztreppe zu einem Obergeschoss das, ähnlich wie bei der Taverne die Joachim besuchte, als er bei Gorman gewohnt hatte, nur einen Teil des Gebäudes erfüllte, und einen kleinen Balkon bildete, von dem aus man den Eingang und den Tresen sehen konnte. Vor diesem Balkon hing auch der namensgebende ausgestopfte Geier. Ein prächtiger wie auch unheildrohender Vogel mit einem grossen Schnabel und kahlen Kopf. Im Oberen Geschoss gab es allerdings keine Tische, sondern drei Zimmer mit Betten, und einen Lagerraum.

„Guten Tag die Herrschaften, womit kann ich dienen?“, grüsste sie höflich der Wirt, ein stattlicher Mann mittleren alters mit prächtigen weissen Koteletten.

„Ich hatte ihnen geschrieben, wir kommen zum Treffen in einem ihrer Zimmer.“

Der Wirt wusste sofort worum es sich handelte, und führte sie sogleich eine Treppe hinauf zu den Zimmern. „Sie werden bereits erwartet“, sagte er auf dem Weg. Er öffnete gleich die Tür vom ersten der Zimmer. Ein spartanisch eingerichteter Raum mit zwei Betten, je eines auf jeder Seite, einem grossen Tisch dazwischen, einer Kommode und einem kleinen Ofen zur Heizung. Die Betten waren für dieses Treffen zu Sesseln umfunktioniert worden indem ein Paar Strohsäcke als Lehne verwendet wurden. Maximilian Ophyl sass bereits im Zimmer auf dem Bett auf der rechten Seite, zwischen zwei weiteren Männern die ihn begleiteten. Joachim kannte sie nicht.

Ophyl hatte sich seit dem letzten Mal, dass Joachim ihn gesehen hatte, merkbar verändert, sein Gesicht zeigte die Spuren von grosser Wut, aber auch von Gerissenheit. Er schien, wie Joachim auch, Einiges durchgemacht zu haben, seit ihrer letzten Begegnung. Er musterte Joachim verdächtig als er eintrat und selber auf dem anderen Bett Platz nahm. Augusta setzte sich neben ihn.

„Die Herren noch einen Wunsch?“

„Nein. Wir wünschen jetzt nicht gestört zu werden“, sagte Ophyl barsch.

Der Wirt verbeugte sich leicht und schloss die Tür als er sich entfernte.

„Läufst du jetzt diesem Wicht nach?“, fragte Ophyl Augusta mit Spott in der Stimme, „ich hätte wissen sollen, was du für eine bist.“

Joachim war von dieser Beleidigung bestürzt, seiner zuvorigen Entrüstung gegenüber Augusta zum Trotz. Sie senkte lediglich den Blick. Beide wussten sie sofort, dass Ophyl sie provozieren wollte.

„Nun gut, mir soll es recht sein“, sagte Ophyl anschliessend, „das hier sind Rufus und Ernst, die zwei der grösseren Fraktionen unserer Organisation vertreten.“ Ophyl deutete erst auf den Mann zu seiner Linken, Rufus, ein dicker Mann mit einem Vollbart und Knopfaugen, der keinen sehr vertrauenswürdigen Eindruck machte, dann auf den zu seiner Rechten, Ernst, ein junger Mann von schlanker Figur mit langem Blonden Haar und arroganter Miene. Joachim schüttelte beiden die Hand.

„Also, so weit ich aus euren Brief habe verstehen können, braucht ihr uns“, sagte Ophyl selbstgefällig.

„Sagen wir mal, es geht darum uns gegenseitig zu Helfen“, sagte Joachim.

Ophyl sah kurz seine beiden Gefährten an und sagte dann: „Wir müssen zugeben dass die Idee, diese illegitime Regierung zu stürzen nicht uninteressant ist. Aber die Frage ist einfach was dabei für uns herausspringt, ob wir den legitimen Thronfolger an die Macht führen können.“

„Wer ist denn dieser Thronfolger?“, fragte Joachim scheinheilig.

„König Eberhard, du Narr“, bellte Ophyl zurück.

„König Eberhard ist doch schon längst gehängt worden, wegen Landesverrat. Ich dachte ihr seid besser informiert“, sagte Joachim spottend.

„Lüge!“, erwiderte Ophyl wütend. Aber seine zwei Begleiter sahen sich einen Moment zweifelnd an. „Er soll erst in zwei Monaten gehängt werden“, meldete sich Ernst zu Wort, „wir lesen doch auch die Zeitungen.“

„Das ist doch nur Gefasel um den Eindruck eines gerechten Prozesses zu geben. Er ist schon längst gehängt worden, oder meinst du die warten noch darauf, dass ihr die Bastion stürmt, wo man ihn gefangen gehalten hat? In der Hauptstadt ist das alles ein offenes Geheimnis."

Joachim log dass sich die Balken biegen, aber er hatte seine List wohl durchdacht. Er hoffte nur dass er damit durchkommen würde.

„Ihr solltet es als ein Zugeständnis sehen. Die Regierung hat euch als Bedrohung anerkannt. Sie wollte der Schlange so schnell wie möglich den Kopf abschlagen."

Ernst flüsterte Ophyl etwas ins Ohr was Joachim nicht hören konnte, Ophyl nickte dabei.

„Nun gut, dann sollen der Schlange eben gleich drei Köpfe nachwachsen", sagte Ophyl blasiert.

„Was wir euch vorschlagen wollen ist eine Annäherung. Denn so wie ich das sehe brauchen wir euch, aber ihr uns auch. Denn ihr alleine kommt nicht gegen die Regierung an–"

„Das meinst du", unterbrach ihn Ophyl.

„Wenn es so wäre hättet ihr doch schon längst gehandelt und nicht die Zeit vergeudet, bis der König hingerichtet wurde."

Ophyl wand seinen Blick von Joachim ab, die Hände vor Wut zu Fäusten geballt, sagte aber nichts.

„Wir hingegen haben einen Weg um diese Regierung dermassen ins Schwanken zu bringen, dass man ihr dann den Todesstoss geben könne."

Joachim liess seine Worte wirken. Er wusste, dass dies gut bei den Loyalisten ankommen würde. Sein Ziel war es, mit ihrem Frust auf die Regierung zu spielen. Rufus flüsterte Ophyl etwas zu, dann Ernst. Ophyl war nachdenklich.

„Wo ist der Haken?", fragte Ophyl schliesslich.

„Wir wollen als neue Regierung eine Volksversammlung“, sagte Joachim kategorisch.

„So ein Unsinn“, spottete Ophyl, „nein, wenn es nicht der König sein soll, dann muss es trotzdem der nächste in der Thronfolge sein. So besagt es das alte Gesetz.“

„Und wer sollte das sein? So weit ich weiss hatte Eberhard II. keine Nachkommen.“

„Ein Nachfolger wird sich schon finden. Das alte Gesetz ist nicht offen zur Interpretation.“

„Wir haben kein Interesse daran, die Monarchie wiederzubeleben, oder am alten Gesetz. Wie gesagt, wir wollen eine Annäherung, wenn ihr auf den Thronfolger besteht, dann gibt es für uns keinen Anreiz, unseren Einfluss wirken zu lassen. Und ich will euch nochmals sagen, was wir gegen die Regierung haben wird sie massiv anschlagen. Ich rede von einem Aufstand der Bürgerschaft auf die Magistratur, wie damals, als die Monarchie zu Fall kam.“

„So? Und was soll das für ein Einfluss sein?“

Joachim überlegte ob er seine Karten derart offenlegen sollte. Er schaute kurz Augusta an, die aber auch nur leicht mit den Schultern zuckte.

„Wir haben unwiderlegbare Beweise dafür, dass mehrere Magistraten, sowie Oberhäupter der Bank und der Industrie der Totenschändung schuldig sind. Totenschändung in Form von Ritualen der Teufelsanbetung.“

Ophyl machte grosse Augen als er Joachims Worte hörte. Dann aber wandelte sich sein Gesichtsausdruck in Verdacht, und er sagte abwertend: „Eine Finte ist das.“

„Ist es nicht“, meldete sich Augusta zu Wort, „und ich will bezeugen, dass es Bilder sind, die einem den Bauch verdrehen. Das lässt gewiss keinen anständigen Bürger kalt.“

Kluger Einwurf, dachte Joachim, denn Augusta hatte die Bilder ja noch gar nicht gesehen. Ophyl konnte seine Reaktion vor dieser Behauptung nicht verstecken.

„Lasst mich also ausreden“, fuhr Joachim fort, „es handelt sich um einen gerechten Kompromiss. Wir sind uns doch einig, dass wir diese Regierung stürzen wollen. Wenn wir nun eine Volksversammlung einberufen, dann habt auch ihr Loyalisten Handlungsmacht. Wenn ihr so stark seid wie ihr sagt, dann könnt ihr versuchen eine Mehrheit zu bilden, und meinethalben soll dann auch die Monarchie restauriert werden, wenn es denn der Wille des Volkes sein sollte.“

Ophyl lehnte sich zurück, die Worte von Joachim hatten Eindruck gemacht. Er fuhr mit der Hand über sein Kinn und sah seine beiden Begleiter an. Dann sagte er: „Lasst uns einen Moment alleine, dass wir uns beraten können.“

Joachim nickte, er und Augusta standen auf und verliessen das Zimmer. Sie blieben auf dem kleinen Balkon in der Taverne stehen und lehnten sich auf das Geländer. Sie betrachteten das Kommen und Gehen der Gäste, die Taverne füllte sich zum Mittagessen. Ein angenehmer Geruch aus der Küche füllte die Luft. Joachims Blick kam auf dem ausgestopften Geier zur Ruhe.

„Meinst du sie werden mitmachen?“, fragte Augusta.

„Sie denken schon mal darüber nach“, sagte Joachim, „ehrlich gesagt glaube ich nicht, dass sie wirklich mit der Absicht gekommen sind einzuwilligen. Sie wollten den König und niemand anders.“

„Ist der König wirklich tot?“, fragte Augusta leise um nicht überhört zu werden.

Joachim schüttelte den Kopf. „Aber so gut wie. Die drei haben mir allerdings geglaubt. Immerhin.“

Sie schauten eine Weile weiter auf das Treiben unter dem Geier. Dann hörten sie ein Klopfen an der Tür, als Zeichen dass sie zurückkehren sollten. Sie betraten erneut das Zimmer und nahmen Platz.

„Wir haben eine Entscheidung getroffen“, begann Ophyl, „zwar entgegen meiner eigenen Ansicht, aber gut. Unsere Entscheidung ist es, dass wir vorläufig bei eurem Unterfangen mitmachen werden. Allerdings unter der Bedingung dass wir das konkrete Vorgehen genau erfahren wollen, und je nach dem Einspruch erheben, falls dieses Vorgehen unserer Ansicht nach nicht Vernünftig oder Sinnvoll sein sollte. Wir haben nicht vor, euer Kanonenfutter zu werden. Einverstanden?“

Dann streckte er Joachim die Hand aus.

XXXVII

Nach dem unerwarteten Erfolg in der Verhandlung mit Ophyl blieb Joachim und Augusta wenig Grund, viel länger in Nebelheim zu verweilen. Joachim trauerte nicht darum das Bauerndorf, in welchem er aufgewachsen war, wieder zu verlassen, wohl aber schmerzte es ihm, seine Mutter so bald schon wieder zu verlassen. Er hatte die Tage ein Wenig auf dem Hof ausgeholfen, vor allem mit dem hüten der Schweine. Manche dieser Tiere waren massive Fleischberge, die so viel wogen wie mehrere Menschen, und obwohl sie zumeist zahm waren, konnten sie sich auch störrisch und eigenwillig verhalten, besonders zur Zeit der Fütterung. Man musste wissen, sie zu führen, am besten indem man sie mit dem Futter köderte, während man ihnen aber nicht im Weg stand.

Als Augusta und Joachim schliesslich doch aufbrachen, gab ihnen Rosalinde noch ein schweres Paket mit dem besten Speck mit, damit sie etwas hätten, um sich an ihren Besuch zu erinnern. Unter Tränen verabschiedeten sich Joachims Mutter und Tante von den beiden, die sich auf den Weg zurück zu Graf Isenbügel machten, um ihm die Neuigkeiten mitzuteilen, und die nächsten Schritte auszuarbeiten. Der Graf hatte darauf angedeutet eine Idee zu haben, was man mit diesen Bildern machen könnte, aber er hatte noch nichts sagen wollen, bevor es nicht eine Einigung mit den Loyalisten gegeben hatte. Trotzdem telegraphierte Joachim von Nebelheim aus an Professor Baumgartner dass er sich daran machen sollte, die Flugblätter vorzubereiten. Er sollte auf jeden Fall den Eindruck bekommen, dass sie voran kamen.

Nach der langen Fahrt bis zur Hasenheide nahe der Hauptstadt erwartete sie der zahnlose Kutscher Walter bereits bei der

Station, um sie zum Grafen zu fahren. Der Graf war von Joachims Leistung in der Verhandlung zutiefst beeindruckt.

„Das ist doch grossartig!“

„Sie haben natürlich noch als Bedingung gesagt, dass sie erst wissen wollen wie wir vorgehen“, sagte Joachim mahnend.

„Verständlich. Ich hätte niemals erwartet dass diese Leute einfach Blind mitmachen würden. Aber das sie unseren Absichten zugestimmt haben ist schon mal ausgezeichnet. Ich glaube auch nicht, dass sie an unserem Vorgehen etwas bemängeln werden.“

„Ich war so frei Baumgartner zu bitten, schon mal die Flugblätter bereit zu drucken.“

„Das ist gut. Damit ist der nächste Schritt auch schon erledigt.“

„Wir sollen uns so bald wie möglich mit den Vertretern der Loyalisten in Verbindung setzen und einen Treffpunkt auszumachen“, fügte Joachim hinzu, „am besten nahe der Stadt. Dort hätten sie ein Aufgebot von Leuten in Bereitschaft.“

„Dann fügt sich ja alles wie ein Mosaik zusammen.“

„Graf Isenbügel“, fragte Joachim zögernd, „was ist denn nun ihr Vorschlag, mit dem sie die Regierung in die Knie zwingen wollen?“

Der Graf lächelte verschmitzt.

„Wir werden die Flugblätter aus dem Himmel auf die Stadt regnen lassen.“

„Aus dem Himmel?“, fragte Joachim.

„Genau. In einem Lagerhaus ausserhalb der Stadt hat ein Freund von mir namens Ottfried Berghammer einen Flugballon. Ein Gerät, das sich mit heisser Luft aufbläst und in die Höhe steigen kann. Und mit einem Propeller kann es sich wie ein Schiff antreiben. Wenn man einen guten Wind erwischt, kann die ganze Stadtmitte in nur wenigen Minuten von diesen

Flugblättern bedeckt sein. So kann man auch nicht von Wachen abgefangen, oder überhaupt als Verbreiter dieser Blätter identifiziert werden."

Joachim staunte über diese Idee. Flugballons waren eine Kuriosität, die von tollkühnen Abenteurern geflogen wurden und den Launen des Windes ausgesetzt waren, niemals hätte er an einen solchen Ballon gedacht, den man auch noch irgendwie steuern konnte. Ihm kamen phantastische Einbildungen in den Sinn, von einer Zukunft, wo man statt mit Bahnen und Schiffen stattdessen mit fliegenden Gefährten die Welt bereisen würde.

„Mit ein bisschen Glück sollten diese Flugblätter einen ziemlichen Aufruhr machen", fuhr der Graf fort, „und hier kommen die Loyalisten ins spiel: diese sollen sich in die Menschenmenge einmischen, den Protest anheizen, und ihn dann zur Magistratur führen. Nichts feuert eine Menschenmasse so an wie der Eindruck, dass ein Aufstand vor sich geht. Die Vorstellung verwandelt sich dann in Realität. Die Wachen werden von all dem überwältigt sein. Bis sie Verstärkung gerufen haben könnt ihr mit etwas Glück bis zu den Magistraten vordringen, und sie dazu bringen, ihre Ämter aufzugeben und die provisorische Versammlung einzuberufen."

Der ganze Vorgang klingt ein wenig spekulativ, dachte Joachim, doch etwas besseres wäre ihm auch nicht eingefallen. Es war wohl so, dass gewisse Taten, die keine Präzedenz hatten, auch mal ein Schuss ins Blaue sein mussten. Sofern alles nach Plan laufen sollte, könnte es allerdings klappen. Nichtsdestotrotz schien alles an einem seidenen Faden zu hängen.

„Also gut", sagte Joachim unsicher, „ich denke eine bessere Gelegenheit werden wir nicht bekommen."

„Ich weiss das klingt alles weit hergeholt, und ihr müsst wahrscheinlich ein wenig improvisieren. Aber versuch diesen Plan den Loyalisten so gut wie möglich zu verkaufen. Darauf

kommt es an. Ich gebe dir den gedruckten Beschluss zur Einberufung einer Volksversammlung und provisorischen Regierung mit. Den werden die Magistraten unterschreiben müssen."

„Ist denn so etwas rechtlich zulässig", fragte Joachim, der plötzlich Rückblenden zu seiner Zeit als Bürokrat erlebte. Graf Isenbügel lächelte nur.

„Rechtlich zulässig ist das, was zugelassen wird", sagte er während er eine kommode öffnete und ein eingerolltes Dokument auf schwerem Papier hervorbrachte, „das mit dem Recht ist halt so eine Sache, was hält das Rechtssystem schon aufrecht? Es sind ja nur Phrasen die man auf Papier schreibt, es gibt keine göttliche Macht, die irgendwen dazu zwingt, sich daran zu halten. Es ist nur deshalb wirksam, weil die Menschen bereit sind, dieses Recht zu befolgen. Die Magistraten, die Bürokraten, oder allenfalls die Richter, wenn jemand mal dagegen handelt. Wenn die Magistraten dieses Dokument unterzeichnen, dann werden sie auch die Rechtskräftigkeit davon akzeptieren, und sich als erste daran halten. Und anschliessend werden es hoffentlich auch alle anderen Instanzen tun."

„Hoffentlich?", fragte Joachim.

„Ansonsten haben wir wahrscheinlich einen Bürgerkrieg", sagte Graf Isenbügel achselzuckend, „aber so weit wird es schon nicht kommen. Hier."

Er zeigte Joachim das Dokument, dort standen in wenigen Paragraphen die Richtlinien dieser Volksversammlung aufgeführt. Die Sprache war präzise genug, dass sie wenig Spielraum zur Interpretation liess, aber einfach genug, dass sie für jedermann verständlich war. Die Figur eines Potentates, welcher der Protokollführer der Volksversammlung zu sein hatte, war als Leitende Figur in der Einberufung und Zusammenkunft dieser Versammlung vorgesehen, und sollte die Macht zur Ausrufung der ersten Wahl der Volksvertreter haben.

Graf Isenbügel legte dieses Dokument in eine Holzkassette, und gab Joachim eine Schultertasche mit in der er diese tragen sollte.

„Damit hast du alles was du brauchst“, sagte der Graf abschliessend.

„Sie kommen nicht mit?“, fragte Joachim überrascht.

„Nein. Ich habe der Welt abgeschworen und habe nicht vor, mein Nest in diesem Leben je wieder zu verlassen. Ich lasse es in deinen Händen, dass du diese Aufgabe erfüllen mögest. Ich weiss, dass du dazu fähig sein wirst.“

Joachim war verunsichert, aber er nickte zustimmend. In seinem Inneren fühlte er, dass alles darauf hinauslief, diese Verantwortung auf seinen Schultern ruhen zu lassen. Und obgleich er einstmals eine solche Verpflichtung gefürchtet hatte, so war er nun besonnen, seinem Schicksal entgegenzutreten, und nicht mehr wie wie ein Hase immer vor jeder Unsicherheit wegzulaufen, sei es die Anklage, die ihn noch bis heute verfolgte, oder diese seltsame Verschwörung der Krake. Nun sollten sein Sein und sein Tun endlich zusammenkommen.

„Ich will dich doch begleiten“, sagte Augusta, „du musst das alles nicht alleine tun.“

„Nein“, antwortete Joachim entschlossen, „das hier liegt an mir. Hier wirst du sicher sein.“ Die Anwesenheit Augustas, die er vor langer Zeit ersehnt hatte, schien ihm, auch angesichts ihrer Reise nach Nebelheim, inzwischen mehr wie ein Laster statt Unterstützung.

Augusta senkte den Kopf, und Joachim sah wie ihr eine Träne die Wange herablief. Sie nickte leicht. Sie erkannte sogleich, was Joachims Entscheidung bedeutete.

„Mach's gut“, sagte der Graf und gab Joachim die Hand zum Abschied. Er blieb im Haus, Augusta begleiteten ihn mit be-

dächtigem Schritt bis zum Förderkorb, mit dem er vom Falkenhorst hinabsteigen würde.

XXXVIII

Von der Station Hasenheide aus konnte Joachim an Ophyl telegraphieren, der ihm eine Adresse nahe der Stadt angegeben hatte, um als Treffpunkt die Lagerhalle von Ottfried Berghammer abzumachen. Ebenfalls telegraphierte er an Baumgartner um ihn anzuweisen, dort die Flugblätter hinzubringen. Von der Hasenheide aus war es eine kurze Fahrt bis zur Station Regensdorf, ein Vorort der Hauptstadt, der entlang der selben Bahnstrecke lag.

Dies war ein grauer, industrieller Stadtteil, in dem sich Fabriken und Lagerhäuser aneinander reihten. Entlang vieler Strassen führten Bahnschienen, auf denen aber nicht kleine Strassenbahnen fuhren, sondern ganze Züge die in langsamer Fahrt zischend und pfeifend das Quartier durchkreuzten um Waren oder Güter auszuliefern oder abzuholen, und dann die Hauptstrecken aufsuchten, von wo aus sie in alle Himmelsrichtungen aufbrachen. Die Strassen waren phantasielos benannt, die parallelen Strassen nummeriert, die kreuzenden Strassen nach Buchstaben angeordnet. So musste Joachim die elfte Strasse zwischen Strassen K und L aufsuchen. Zugegeben, die Orientierung war hierdurch sehr vereinfacht.

Vorbei an rauchenden Schloten und lärmenden Fabriken lief er die kopfsteingepflasterte Strasse entlang, achtsam der Züge und Karren wegen, bis er schliesslich die Lagerhalle fand, auf die ihn Graf Isenbügel hingewiesen hatte. Ein unscheinbares Gebäude, das genau so aussah wie dutzende andere in der Gegend, ein einfacher Bau aus Ziegelsteinen mit einem morschen Holzdach. Nur die besseren Liegenschaften hatten Dächer aus Stein oder Blech.

Das Gebäude besass keinerlei Fenster, nur eine schwere Metalltür. Joachim klopfte ein Paar mal an diese, welche lautstark

nachhallte, wie eine groteske Glocke. Ein kleines Fenster öffnete sich an der Tür und zwei misstrauische Augen blickten hindurch.

„Parole?“, kam eine Stimme aus dem Inneren.

„Parole Schwertfisch“, antwortete Joachim. Das Fenster schloss sich wieder, und die Tür wurde entriegelt. Drinnen erwartete ihn in einem dunklen, fast leeren Lagerraum ein grosser, schwergewichtiger Mann. Er trug einen dunkelgrünen Anzug der etwas eng für seine Grösse schien, und sein Gesichtsausdruck schien alles andere als geistreich. Das musste wohl Ottfried Berghammer sein, dachte Joachim. Die Halle war grösstenteils Leer, an der Wand nahe des Eingangs gab es einen Tisch auf dem einige Werkzeuge und Kleinteile lagen, daneben waren ein Paar Holzkisten gestapelt. In der Mitte des Raumes stand ein offener Holzkasten, einige Ellen gross. Ein sichtbar handwerklicher Bau aus Holzlatten, und ein Paar Metallstangen an den Ecken die dem ganzen wohl Stabilität verleihen sollten. Die Metallstangen waren von oben mit zwei weiteren, überkreuzt angelegten Stangen miteinander befestigt, und auf einer Seite dieses Kreuzes hing eine Gerätschaft die Joachim nicht zu identifizieren wusste. Seitlich war am Kasten ein Drehflügel befestigt. Neben dieser seltsamen Konstruktion lag eine grosse Plane zerknittert auf dem Boden. Joachim erkannte, dass dies der Flugballon sein musste, von dem Graf Isenbügel gesprochen hatte.

„Der Graf hat mich vor Paar Tagen geschrieben“, sagte Ottfried, „ihr wollt also mit mein Flugmaschin losziehen.“

„Könnte man so sagen, ja.“

„Mutig“, sagte er nur und starrte Löcher in die Luft.

„Haben sie denn schon viele Flüge unternommen?“

„Paar mal. Nach oben is' einfach. Nach unten wenicher“, sagte er lässig.

Keine besonders beruhigenden Worte für Joachim, aber letztendlich hatte er ja nicht vor in diesen Ballon zu steigen, da er die Magistratur stürmen sollte. Was hingegen auch nicht gerade nach einem Spaziergang klang.

„Wir müssen noch auf ein Paar Leute warten“, sagte Joachim.

„Is' recht. Würd' dir was anbieten hab' aber nich' mal Wasser hier. Is' nur 'ne alte Lagerbude die ich hab, für mein Flugmaschin.“

„Das ist ihr Flugballon, nehme ich an?“, fragte Joachim und deutete auf das seltsame Gerät in der Mitte des Raumes.

„Jawoll. Mein ganzer Stolz. Alles selber gebaut. Schon drei mal.“

„Drei mal?“

„Is' immer wieder beim landen zerbrochen. Kann passieren“, sagte Ottfried beiläufig, ohne aus der Ruhe zu kommen.

„Und das... muss man dann raus tragen oder wie geht das?“, fragte Joachim.

„Ne, Dach geht auf. Gumma.“

Ottfried watschelte zu einer Seilwinde die in einer Ecke des Lagerhauses stand. Er begann sie mit Mühe unter knattern zu drehen. Ein Mechanismus wurde getätigt, der langsam das Dach des Lagerhauses öffnete. Es bestand aus je drei Teilen auf jeder Seite die auf unterschiedlichen Ebenen befestigt waren und sich nach und nach übereinander schoben. Nach einer Weile war das ganze Dach offen, und das Lagerhaus wurde vom wenigen trüben Tageslicht durchflutet dass die Rauchwolken der Fabriken hindurch scheinen liessen.

Kurz darauf war das metallene Klopfen der Tür zu hören. Das musste entweder Baumgartner oder Ophyl sein, dachte Joachim. Ottfried ging zur Tür und fragte nach der Parole. Joachim konnte hören wie draussen der Professor schimpfte er wüsste nichts von einer Parole aber er sei Baumgartner und

man erwarte ihn. Er bat Ottfried dem Professor Einlass zu gewähren, da er ihn ja erwartete. Als Ottfried die Tür öffnete trat Baumgartner begleitet von Nadar ein, beide Trugen je zwei grosse, schwere Kisten mit sich, die sie sogleich auf den Boden stellten. Baumgartner schüttelte sich die Hände aus die vom Tragen dieser schweren Kisten schmerzten.

„Professor!“, rief Joachim freudig aus, „und Herr Nadar, sie sind auch gekommen.“

„Eigentlich habe ich nur dem Professor geholfen die Flugblätter zu gestalten, aber der gute Mann konnte doch nicht alle vier Kisten selber tragen“, sagte Nadar.

„Wir haben in der Universität alles nötige finden können, um Flugblätter mit Gravurbildern herzustellen. Schau her“, sagte der Professor und gab Joachim ein Flugblatt. Die Bilder waren in unterschiedlichen Grössen abgedruckt sodass man auf allen gut die Gesichter erkennen konnte, und auf einem grösseren Bild das Opferritual zu sehen war. In sensationeller Schriftart war geschrieben:

An alle EHRENWERTE BÜRGER: unsere FÜHRUNGSSCHICHT – schuldig der TOTENSCHÄNDUNG und TEUFELSANBETUNG – Bilder lügen nicht!

Unter den Bildern waren die Namen derer aufgeführt, die darauf zu sehen waren, sodass keine Zweifel aufkamen.

„Ich habe den Pelonius Hellmer ausgelassen“, sagte der Professor, „ich dachte, das würde ja sowieso niemand glauben.“

„Vernünftig“, sagte Joachim.

„Und was machen wir nun damit?“, fragte Nadar wissbegierig. Er war gespannt welche Lösung für die Flugblätter gefunden worden war.

„Wir lassen sie vom Himmel regnen“, sagte Joachim.

„Was redest du da?“, fragte der Professor verwundert.

„Dieser gute Mann hier, Herr Ottfried Berghammer, ist so nett uns mit seinem Flugballon auszuhelfen."

Ottfried verbeugte sich theatralisch.

„Und wer ist so lebensmüde in diesen Ballon zu steigen?", fragte Baumgartner, „nichts für ungut, Herr Berghammer."

„Keine Ursache", sagte Ottfried, „bin selber etliche Mal abgestürzt. Gehört dazu. Wo bleibt sonst der Spass?"

„Nun ich dachte einer von ihnen beiden", sagte Joachim und schaute abwechselnd auf Baumgartner und Nadar, „ich würde ja gerne aber meine Aufgabe ist in der Magistratur."

„Mich kriegen keine zehn Pferde in dieses Biest", sagte Baumgartner. Nadar allerdings schaute nachdenklich auf den Flugballon.

„So eine Himmelfahrt könnte doch interessante Perspektiven bieten, das könnte ein ganz neuer Bereich der Photographie werden."

„Sie müssten dann die Flugblätter über der Stadt verstreuen", sagte Joachim.

„Also gut", sagte Alfons und rieb sich freudig die Hände zusammen, „wer rastet der rostet."

„Ich roste gern", sagte Baumgartner.

„Fehlt dann noch wer fürn Propeller", sagte Ottfried hierauf. Gerade in dem Moment klopfte es erneut an die Tür.

„Wenn man vom Teufel spricht", sagte Joachim. Ottfried ging erneut an die Tür und bat Joachim diesmal mitzukommen. Er liess ihn durch die Klappe schauen, und er konnte bestätigen dass es sich um Ophyl, Ernst und Rufus handelte. Ottfried liess auch sie eintreten, somit war dieses erste Treffen vollständig.

„Aha, alle schon hier", sagte Ophyl, „ich dachte schon wir müssen wieder auf euch warten. Dann mal raus mit der Sprache, was ist hier euer grossartiger Einfall?"

Joachim zeigte Ophyl die Flugblätter und erklärte die Strategie die sie mit Graf Isenbügel durchdacht hatten. Die Flugblätter machten einigen Eindruck, Joachims Strategie allerdings eher weniger..

„Bei den Göttern!“, rief Ophyl schmähend, „einen Flugballon will er benutzen. Der Kerl ist ja völlig übergeschnappt.“

„Wenn ihr eine bessere Idee habt dann her damit. Ich meine, wenn ihr Schiss habt könnt ihr euch auch verkriechen, da ist die Tür“, sagte Joachim aufgeblasen. Er hatte schon gelernt, dass bei Ophyl eine solche aggressive Reaktion bessere Resultate erzielen könnte, um dem Plan die Glaubwürdigkeit zu verleihen, die er eigentlich gar nicht hatte. Ophyl sah sich wieder seine Partner an, die beide nichts besseres wussten, aber auch nicht als feige gesehen werden wollten.

„Also gut, dann wird die Flugtüte hinhalten müssen. Aber ich will einen meiner Männer im Ballon haben. Dass ihr auf keine dummen Gedanken kommt.“

„Einverstanden“, sagte Joachim. Der Mann für den Propeller war gefunden.

„Machst du das Ernst?“, fragte Ophyl seinen blonden Begleiter. Er schien in besserer Kondition als der dicke Rufus.

„Wenn es Fettsack hier sein soll dann kommt der Ballon ja gar nicht erst in die Luft“, spottete Ernst, und erntete einen wütenden Blick von Rufus.

„Ich werde mit euch in die Magistratur kommen“, sagte Ophyl, „damit ich dich im Auge behalten kann. Rufus, du hast eine gute Stimme, führ du die grosse Gruppe an, Blondie da könnte sich ja nicht richtig hören lassen. Ihr mischt euch unter die Menge und feuert den Aufstand ordentlich an.“

„Mach ich“, grunzte Rufus.

„Dann ist ja alles klar. Herr Berghammer, wenn sie bitte den Ballon bereit machen. Wir gehen los in Richtung Stadtmitte und warten auf die Flugblätter. Auf geht's“, sagte Joachim.

XXXIX

Auf dem Weg in die Stadt klärte Ophyl sie darüber auf, dass die hiesige Fraktion der Loyalisten bereits im Stadtzentrum auf weitere Anweisungen wartete. Etwa dreihundertfünfzig der Monarchie treue Leute in der Hauptstadt und ihrer Umgebung waren bereit mitzumachen. Joachim war erstaunt, er hatte sich nicht vorgestellt wie weit diese Loyalistenbewegung verbreitet war. Für ihn war die Monarchie immer etwas gewesen, woran kaum jemand viele Gedanken verschwendete, etwas altes, verstaubtes, aus den Geschichtsbüchern. Aber für viele schien es doch etwas zu sein, das ihnen lebte und sie zusammenbringen konnte.

Joachim, Baumgartner, Ophyl und Rufus machten sich vom Nordbahnhof aus auf den Weg zur Magistraturstrasse. Es musste irgend ein geheimes Kennzeichen geben an dem Rufus immer wieder Mitglieder ihrer Bewegung erkannte, und ihnen mitteilte dass sie sich in die Nähe der Magistraturstrasse begeben sollten um dort auf die Flugblätter zu warten.

Als sie selber in der Magistraturstrasse ankamen gingen sie langsam und unauffällig in Richtung der Magistratur. Rufus blieb etwas zurück, sodass er dann die ganze Menschenmenge vorwärts fegen könnte, um den Aufstand bei der Magistratur so massiv wie möglich zu gestalten.

Bei einem kleinen Platz, nicht unweit des Magistraturgebäudes, hielten Joachim, Baumgartner und Ophyl ein um auf den ausschlaggebenden Moment zu warten.

„Wer wird noch mit uns die Magistratur stürmen?“, fragte Ophyl.

„Nun... wir, du, ich und der Professor, dachte ich“, antwortete Joachim verunsichert. Ophyl war von dieser Antwort keineswegs zufrieden.

„Mal wieder keinen blassen Schimmer. Dass jemand wie du es so weit gebracht hat, kommt einem Wunder nahe."

„Wie sollte es denn dann gemacht werden?"

„Wir müssen die Wachen sichtlich überwältigen. Eine Konfrontation können wir nicht riskieren. Wenn sie aber unsere Gruppe stark genug meinen, werden sie angesichts der Tatsachen auch keinen Widerstand leisten. Wenn eine Armee zehnfach so stark ist wie die Widersacher dann würden diese ja auch keinen Sinn mehr im Kampf sehen. Lauf zu Rufus und sag ihm er soll Erding, Paul und Holsten zu uns schicken."

Joachim war nicht scharf darauf, Ophyl aus den Augen zu lassen, sein Misstrauen beruhte auf Gegenseitigkeit, aber es war nicht der Moment zum diskutieren. Er nickte, und lief sogleich geschwind die Strasse entlang, bis er Rufus ausfindig machen konnte. Mehrere Leute waren bereits um ihn geschart, bei denen es Joachim sofort deuchte, dass es weitere Monarchisten waren.

„Ophyl lässt mich ausrichten du sollst Erding, Paul und Holsten zu uns schicken um die Magistratur zu stürmen", sagte Joachim.

„Sie sind noch nicht hier, aber sobald ich sie sehe sage ich ihnen sie sollen euch aufsuchen", antwortete Rufus.

„Danke, wir sind weiter vorne, oder vielleicht schon auf dem Vorplatz", sagte Joachim und lief sofort wieder zurück. Auf dem Weg bemerkte er dass einige Leute auf etwas am Himmel deuteten. Er hielt ein und sah, dass sich Berghammers Ballon näherte. Nadar hatte auch schon begonnen die Flugblätter herabzuwerfen. Er musste sich beeilen. Er sah wie aus dem Operettentheater gerade viele Leute von der Frühvorstellung kamen. Der Moment hätte nicht besser sein können.

Er erreichte gerade Ophyl und Baumgartner, die ungeduldig auf ihn warteten.

„Die Flugblätter kommen bereits. Wir müssen vor dem Andrang bei der Magistratur sein“, sagte Ophyl ungeduldig, „wo sind die anderen drei?“

„Rufus schickt sie zu uns sobald sie auftauchen.“

„Verdammt. Na gut, dann los.“

Der Ballon war nun über der Magistraturstrasse, und um sie herum begannen die Flugblätter zu flattern. Die Leute waren von diesem kuriosen Schauspiel fasziniert, und hoben sogleich die Blätter auf.

„Was soll das denn?“, war zu hören.

„Ist ja unerhört!“, rief jemand.

Die ganze Umgebung war erfüllt von fliegenden Blättern die vom Himmel fielen. Die Reaktion der Leute blieb nicht aus, viele begannen untereinander zu diskutieren, Empörung breitete sich bald aus. Dann kam von hinten ein gezielter Ruf: „So etwas lassen wir uns nicht bieten! Das ist Verrat!“ Ein weiterer Ruf kam von der anderen Strassenseite: „Diese Bestien sollen büssen!“

Viele Leute stimmten in diese platzierten Rufe ein, und langsam bildete sich um die von Rufus angeführten Monarchisten ein Menschenauflauf der langsam in Richtung der Magistratur marschierte. Einige der Monarchisten sprachen unter dem Vorwand besorgte Bürger zu sein Passanten an um sie auf die Flugblätter aufmerksam zu machen.

Auf halbem Weg zur Magistratur war es bereits ein grosser Auflauf an Menschen, der stetig wuchs. Einige Wachen in der Nähe versuchten die Unruhe zu bändigen, aber sie konnten gegen die Menschenmenge nicht ankämpfen, und wurden stattdessen über die Bilder in den Flugblättern beschimpft, ob sie denn nicht die Hüter des Gesetzes seien, die solch aberrantes Verhalten zu bändigen vermochten.

Joachim, Baumgartner und Ophyl erreichten bald die Magistratur und warteten an einer hinteren Ecke des Vorplatzes, von wo aus sie eine gute Sicht sowohl auf den Platz, als auch auf einen wenig bewachten Seiteneingang hatten. Sie hörten wie sich die schreiende Menschenmenge näherte. Hunderte Menschen, vielleicht sogar schon tausende, die bereits die ganze Magistraturstrasse verstopften, strömten auf den Vorplatz und begannen das Gebäude zu umzingeln. Von den anderen Strassen kamen immer mehr Leute hinzu. Die Strassenbahnen konnten sich schon bald auch trotz ständigem Pfeifen keinen Weg mehr bahnen, stattdessen stiegen die Fahrgäste aus und entdeckten sogleich die belastenden Bilder auf den Flugblättern. Die Schreie der Menge vermischte sich mit dem Pfeifen der Bahnen zu einem Ohrenbetäubenden Lärm. Die Wachen am Magistraturgebäude sahen nervös um sich, sie waren für so etwas nicht vorbereitet und fürchteten dass das Gebäude gestürmt würde. Einige Leute warfen aus der Menge Flaschen und Steine auf das Gebäude. Von innen wurden bald die Fensterläden geschlossen.

Joachim, Baumgartner und Ophyl betrachteten aus ihrem Hinterhalt diese eindrucksvollen Ereignisse. Drei Männer kamen plötzlich aus der Menge auf sie zu gelaufen. Alle drei waren massiv wie Bäume.

„Da seid ihr ja endlich“, sagte Ophyl.

„Rufus hat gesagt du suchst uns“, sagte einer von ihnen.

„Das sind Erding, Paul, Holsten“, sagte Ophyl, und wendete sich dann an die drei, „ihr bleibt mit uns. Gleich werden wir in die Magistratur eindringen. Ihr helft uns dann die Wachen einzuschüchtern, fangt aber keine Schlägerei an, wir müssen bis zu den ganz hohen Tieren vordringen.“

Die drei stimmten Ophyls Anweisungen zu. Der Aufruhr wurde derweil immer lauter und aggressiver, einer aus der

Menge drängte nach vorne und lief einige der Stufen zum Gebäude hoch, von dort begann er die Menge anzufeuern, er deutete auf das Flugblatt und beschimpfte die Magistratur. Die Wachen hatten ganz offensichtlich Angst durchzugreifen, da sie vollkommen überwältigt waren, versuchten aber trotzdem dass die Menge einen Abstand hielt. Als mehr und mehr Menschen drohten in die Nähe des Gebäudes zu gehen, machten sie einen trägen, ängstlichen Versuch sie zurückzustossen. Einer der Wachen rief seine Kollegen vom Seiteneingang nach vorne, um dabei zu Helfen eine Eingrenzung zu markieren.

„Jetzt, los!“, rief Joachim diesem kleinen Gefolge zu, und sie machten sich sofort auf zum Seiteneingang. Die Wachen bemerkten sie nicht, doch die Tür war von innen verschlossen. Joachim klopfte, dass die Wachen innen vielleicht denken würden, ihre Kollegen bräuchten Hilfe. „He da drin, ihr müsst sofort kommen“, rief er zur Tür. Hierauf öffnete sie sich tatsächlich, und Erding drückte sie sofort auf. Drinnen waren zwei von Angstschweiss durchnässte Wachen.

„W-was soll das werden?“, fragte der erste Wachmann.

„Lasst uns sofort rein“, rief Joachim.

„Seid ihr denn von Sinnen?“

„Oder wollt ihr lieber warten, dass diese Menge hier rein stürmt?“, sagte Joachim, und deutete auf die massive Ansammlung auf dem Vorplatz. Der Wachmann lehnte sich kurz heraus, und schluckte vor Angst. Dann gingen er und sein Kollege aus dem Weg. Mit entschiedenen Schritten betraten die Sechs die Magistratur.

Sie kamen in einen geräumigen Gang, mit einer hohen, gewölbten Decke und vielen Fenstern auf einer Seite. Es liefen immer wieder Wachen und Diener scheinbar ziellos vorbei. Es herrschte eine Stimmung von Chaos und Panik, dazu kam der Lärm der Masse der auch hier drinnen nicht zu überhören war.

Immer wieder prallten Steine und Flasche draussen an Wände und Fenster. Joachim und die anderen liefen den Gang entlang bis zur grossen Tür am Ende, die zur Haupthalle führte. Einige Wachen liefen an ihnen vorbei, aber ignorierten sie in diesen Wirren.

Sie öffneten die Tür zur Haupthalle der Magistratur, zu welcher auch der vordere Haupteingang führte. Die Halle war prunkvoll ornamentiert, und wurde von einem grossen Kronleuchter in der Mitte beleuchtet. Riesige Gemälde zierten die Wände, eines zeigte die erste Magistraturversammlung, ein anderes zeigte Fabriken, Dampfbahnen und elektrische Lampen in einer Art Allegorie der Moderne. Die Tür vom Haupteingang war von innen verriegelt und wurde von sechs Wachen beschützt. Gegenüber gab es zwei grosse, mit einem dunkelroten Teppich bedeckte Treppen die halbkreisförmig nach oben führten. Dazwischen befand sich eine seltsame Metallische Konstruktion, ein Schaft aus verziertem Stahlgitter der in die Decke ragte, mit einer ebenso ornamentierten Gittertüren unten dran. Dies war der berühmte Aufzug der Magistratur, ein hochmodernes, dampfbetriebenes Gefährt, das direkt bis in das vierte Stockwerk führte, wo die Magistratur tagte. Nur die Magistraten und Leute die in der Magistratur vorgeladen waren durften ihn benutzen. Irgendwo dort oben mussten die Magistraten kauern.

Vor der Tür zum Aufzug befanden sich zwei Magistraturwachen, die die kleine Gruppe sogleich aufhielten. Diese sahen ganz anders aus als die üblichen Wachen, sie trugen glänzende, zeremonielle Uniformen und waren Teil der inneren Garde der Magistraten. Auch war ihre Einstellung ganz anders als die der Wachmänner, in ihren Gesichtern war kein Anzeichen von Angst oder Nervosität zu erkennen.

„Halt! Hier ist kein Durchgang gestattet“, sagte einer der Wachen, „kehrt sofort um.“

Im Gegensatz zu den anderen Wachen sprach dieser Mann mit furchtloser Stimme. Diese Leute waren keine einfachen Rekruten in Uniform, sondern tatkräftige Kämpfer. Sie liessen sich nicht so leicht einschüchtern, und hielten ihre mit Bajonetten versehenen Gewehre gekreuzt aneinander, sodass sie den Zugang mit ihnen versperrten.

„Wissen sie eigentlich was da draussen vor sich geht?“, fuhr sie Joachim an.

„Wir handeln auf Anordnung der Magistraten. Kehrt sofort um.“

Baumgartner drängelte nach vorne und meldete sich zu Wort, mit ruhigerem Ton als Joachim: „Meine Herren, haben sie denn keine Ahnung weshalb da draussen dieser Aufruhr ist?“ Er gab ihnen eines der Flugblätter, von denen er einige mit sich trug.

„Es ist doch ihre Aufgabe das Gesetz aufrechtzuerhalten, aber sie sehen doch, dass den Magistraten im Moment keine Autorität mehr zusteht.“

Die beiden Wachen sahen sich einen Moment an ohne etwas zu sagen. Sie versperrten aber weiterhin den Weg.

„Wir müssen diese Verbrecher jetzt zur Rechenschaft ziehen“, fuhr Baumgartner fort, „selber werden sie es doch nicht machen. Kommen sie mit und tun sie das was das Gesetz verlangt. Ich glaube nämlich diese Menschenmenge da draussen wird nicht so vernünftig sein wie wir.“

Die Wachen sahen erneut mit angewiderter Miene auf die Flugblätter, und tauschten dann Blicke aus.

„Also gut. Folgen sie uns.“

Die Wachen gaben den Weg frei, und einer von ihnen betätigte einen Hebel der die Gittertüren des Aufzugs ruckartig öff-

nete. Die acht Leute passten gerade so in die Kabine, deren Boden aus Holz bestand und am Rand entlang mit Holzbänken ausgestattet war. Neben der Tür befanden sich zwei weitere Hebel die sogleich von einer der Magistraturwachen betätigt wurden. Einer von ihnen liess die Gittertüren wieder schliessen, mit dem anderen setzte sich der Aufzug in Bewegung. Leise Grollend begab sich der Aufzug in die Höhe, in Richtung des Turmes in der Mitte des Magistraturgebäudes. Nach einer kurzen fahrt kamen sie im obersten Stockwerk an.

Hier führte ein weiterer dunkelroter Teppich durch einen kleinen Raum direkt zu einer grossen Holztür, einige Meter gegenüber des Aufzuges. Das musste die Kammer der Magistraten sein. Auf den Seiten dieses Raumes gab es noch zwei weitere, kleinere Türen, die wahrscheinlich zu Zimmern und Treppen für die Bediensteten führten. An der Wand waren verzierte elektrische Lampen angebracht, und Ölgemälde von ehemaligen Politikern und Magistraten. Der Wachmann im Aufzug betätigte erneut den Hebel und brachte die Kabine zum anhalten, dann öffnete er die Gittertüren. Genau vor der Tür warteten zwei weitere Magistraturwachen die sich überrascht kehrten. Die beiden die mit Joachims Gruppe kamen erklärten worum es ging, und brachten ihre Kollegen schnell zu Einsicht. Von den Magistraturwachen angeführt, öffneten sie die Tür zur Kammer der Magistraten.

XXXX

An einem halbrunden Tisch sassen in dieser Kammer die sieben Magistraten, die bereits energisch und nervös über diese Situation diskutierten. Hinter ihnen standen an der Wand einige Diener. Die Kammer war ebenso prunkvoll eingerichtet wie der Rest des Gebäudes. Nahe des Einganges gab es einige Kommoden aus feinstem Holz, und die Wände waren mit Porträts von früheren Magistraten versehen. Am Ende des Raumes befand sich die Tür, welche auf den Balkon an der Vorderseite des Gebäudes führte. Die Fenster hatten alle ihre Fensterläden geschlossen, aber der Lärm der Masse draussen war nicht zu überhören. Als die Tür plötzlich geöffnet wurde und diese eklektische Gruppe eintrat, kehrten sich alle Gesichter zu ihnen. Joachim konnte kaum glauben, dass sie es wirklich so weit gebracht hatten, sie waren im innersten Herzen der Politik von Mendacia angekommen.

„Was soll das, wer sind sie?“, rief einer der Magistraten.

„Ihnen ist hier kein Zutritt gestattet, Wachen, abführen“, rief ein anderer. Die Wachen gehorchten nicht. Plötzlich drang Ophyl nach vorne, er riss Joachim das Flugblatt aus der Hand und hielt es hoch dass alle es sehen konnten.

„Meine Herren, ich brauche ihnen wohl nicht zu sagen dass sie ein Problem am Hals haben, das nicht so einfach gelöst werden kann. Im Moment ist ihre Autorität erst mal ausser Kraft gesetzt.“

„Wer sind sie überhaupt, was soll das ganze? Sie werden für diesen Hochverrat hängen“, sagte ein weiterer Magistrat den Joachim als Carl Alois Rotwang erkannte.

„Die einzigen die hier bald Hängen werden sind sie, wenn sie mir jetzt nicht zuhören“, fuhr Ophyl fort. Joachim war beeindruckt von der Autorität die er in diesem Moment ausstrahl-

te. Er schien doch angemessen, um diese Diskussion anzuführen.

„Was sie hier sehen ist äusserst belastendes Material dass mehr als ausreichend ist um jegliche Autorität von ihnen in Frage zu stellen. Und das scheint meinen Mitbürgern da draussen auch klar zu sein."

„Wir werden uns bestimmt nicht vor diesem aufständischen Gesindel rechtfertigen. Wir leben noch immer in einem Rechtsstaat", rief der Magistrat Erwin Frank dazwischen.

„Meine Herren, in einem Rechtstaat ist das, was diese Biler zeigen, eine Einladung zum Galgen. Ich will ihnen raten seien sie Vernünftig. Sehen sie sich da draussen um. Es sind mindestens eintausend Leute dort versammelt. Vielleicht mehr. Wie lange denken sie werden ihre Paar Wachen diese Leute zurückhalten können?"

„Wir haben bereits der Kavallerie telegraphiert", sagte ein anderer Magistrat, „sie werden nicht lange haben um diesen Aufstand niederzuschlagen."

„Sie Narren", erwiderte Ophyl, „sobald hier die Kavallerie einmarschiert werden diese Leute die Flucht nach vorne ergreifen und das Gebäude stürmen. Sie sitzen hier in der Falle und haben ihr eigenes Urteil gefällt."

Die Magistraten sahen sich gegenseitig an. Diese Worte schlugen ein wie eine Bombe.

„Sie haben im Moment nur einen Ausweg, und das ist die Magistratur aufzulösen. Es wird sowieso bald geschehen, ob sie es tun oder ein Richter. Wenn sie uns aber jetzt Folge leisten haben sie vielleicht noch die Möglichkeit den Aufruhr zu besänftigen und ihre eigene Haut zu retten."

„Das ist doch... das ist...", begann ein Magistrat und riss die Arme hoch.

„Er hat doch Recht Oskar“, sagte ein anderer, „wie sollen wir denn hier raus kommen?“

„Ich weiss gar nicht, was diese Flugblätter sollen, ich verbitte mir mit diesen Unholden in den selben Topf geworfen zu werden“, rief ein anderer Magistrat, „sie werden doch wohl sehen dass ich auf diesen Bildern gar nicht zu sehen bin.“

„Ja, das mag sein,“ sagte Ophyl, „doch ich kann mir nicht vorstellen, dass diese aufgebrachte Menschenmenge dies in aller Ruhe nachprüfen wird.“

Nun erfasste der Professor das Wort: „Meine Herren, wir haben hier einen Beschluss zur Auflösung der Magistratur und der Einberufung einer Volksversammlung. Wenn sie diesen unterschreiben werden es die Bürger sicherlich annehmen.“ Er liess sich von Joachim den Beschluss geben, holte das Pergament aus der Kassette und zeigte es vor. Die Magistraten sahen sich ratlos an.

„Also gut, her mit dem Wisch, ich unterschreibe“, sagte schliesslich einer der Magistraten.

„Das kannst du nicht machen Gregor“, rief ein anderer, „ein Putsch ist das doch!“

„Willst du dich denn diesem Pöbel ausliefern du Aas?“, antwortete Gregor Giesshübel wütend. Dann bat er den Professor ihm den Beschluss zum unterschreiben zu geben.

„Gezeichnet, Gregor Giesshübel, bitteschön“, sagte er und warf danach die Feder auf den Tisch. Er selbst liess sich in seinen Stuhl fallen und legte das Gesicht in die Hände. „ Das Spiel ist aus, jetzt unterschreibt doch ihr Narren“, sagte er den anderen Magistraten, „es hat doch keinen Sinn.“

Nach und nach gaben die Magistraten nach und unterschrieben den Beschluss.

„Hier steht was von einem Potentat“, sagte der Magistrat Julius Ernemann, „wer soll denn das sein?“

„Ich werde diese Rolle übernehmen“, antwortete Ophyl sofort.

„Was?“, erwiderte Joachim überrascht. Das war nicht die Absicht gewesen, doch Paul hielt ihn zurück. „Lass mal“, sagte er leise drohend. Obwohl Ophyl die Magistraten dazu gebracht hatte zu unterschreiben, war ihm unwohl dass er sich soeben hatte zum Potentat ernennen lassen. Er hatte gar nicht darüber nachgedacht wer denn diese Funktion ausüben sollte, vielleicht der Professor. Als alle Magistraten unterschrieben hatten, liess Ophyl gleich noch seinen Namen als Potentat eintragen. Er zeigte das Dokument im Raum Herum.

„Also dann ist alles geklärt meine Herren. Wachen, sie stehen nun unter meiner Autorität“, sagte Ophyl. Die Wachen sahen sich einen Moment gegenseitig an, aber stellten sich stramm als Zeichen, dass sie mit dieser Anordnung einverstanden waren.

„Dann bitte ich sie nun diese ehemaligen Magistraten abzuführen“, befahl Ophyl, „und diese beiden Herren dort auch gleich.“ Er deutete auf Joachim und Baumgartner.

„Was? Was soll das?“, sagte Joachim ungläubig, „Ophyl, was hast du vor?“

„Ihr habt eure Arbeit getan, ich übernehme von jetzt an. Abführen.“

„Nein! Das kannst du nicht machen“, rief Joachim, wurde aber sogleich von den Wachen nach draussen gedrängt. Paul, Holsten und Erding blieben zurück, und schlossen hinter ihnen die Tür.

Als sie die Kammer der Magistraten verlassen hatte wendete sich einer der Wachmänner an die Magistraten: „Sie werden alle mit in den Kerker kommen müssen bis eine Entscheidung über sie gefällt wird.“

„Und wir?“, fragte der Professor. Die Wachen sahen sich Ratlos an.

„Ich denke sie können gehen. Sie werden ja keines Verbrechens beschuldigt. Herr Ophyl hat nur gesagt abführen."

Zwei Magistraturwachen führten die sieben Magistraten wie aufgebrachte Hühner in den Aufzug um nach unten zu fahren, währen Joachim und Baumgartner ratlos unter dem wachsamen Blick zweier weiterer Wachen herumstanden. Nach einer kurzen Zeit kam die Aufzugkabine erneut oben an und sie konnten ebenfalls hinabfahren. Unten angekommen schickte man sie in Richtung der seitlichen Tür durch die sie in das Magistraturgebäude hereingekommen waren. Joachim kehrte sich kurz um zu sehen dass die Wachen weit genug weg waren.

„Verdammt, dieser Ophyl", sagte Joachim.

„Aber jemand musste doch die Autorität übernehmen", sagte der Professor.

„Die ganze Situation ist mir nicht geheuer. Wieso hat er uns raus geschickt?"

Als sie die Magistratur verliessen war der Aufstand noch lauter als zuvor. Die Wachen hatten grosse Mühe, die Menge zurückzuhalten. Doch nun öffnete sich die Tür zum Balkon der Kammer der Magistraten. Die Menschenmasse wurde etwas ruhiger, einige Zeigten mit dem Finger nach oben. Ophyl trat heraus.

„Mitbürger und Landsleute!", rief er. Seine Stimme hallte um den Vorplatz, und die Menge wurde still. Er wiederholte: „Mitbürger und Landsleute! Die Magistratur hat abgedankt. Die Magistraten sind verhaftet und eingesperrt. Über sie alle hat das Volk in ganzer Linie gesiegt. Das alte und morsche, die Technokratie ist zusammengebrochen. Es lebe das neue, es lebe die Autokratie, unter eurem Potentat Maximilian Ophyl. Es lebe Mendacia!"

Die Monarchisten in der Menge begannen sofort mit Jubelrufen. Die Menge folgte sogleich, und bald schon jubelte die gan-

ze Menschenmasse Ophyl zu, der siegreich die Arme ausstreckte.

„Verflixt, das ist nicht gut. Das ist gar nicht gut“, sagte der Professor.

„Ich hab's doch gewusst“, sagte Joachim empört, „jetzt hat er sich ja praktisch selber zum König ernannt. Er hat uns schamlos ausgenutzt.“

„Nein, nicht deswegen. Joachim, hast du denn schon vergessen weshalb wir das alles begonnen haben?“, fragte Baumgartner. Joachim fiel sofort wieder ein was der Professor meinte, er war etwas beschämt dies ausser Augen gelassen zu haben.

„Wir wollten ein mächtiges Instrument von gefährlichen Leuten fern halten“, fuhrt der Professor fort.

„Das Maschinen-Hirn... was wird jetzt daraus?“

„Es würde darauf ankommen welche Entscheidung unser neuer Herrscher trifft. Aber ich will nicht darauf warten dass er erst eine Entscheidung trifft, denn ich zweifle, dass er wirklich wissen wird, was er da in den Händen hat. Joachim, wir müssen sofort nach Severinstadt.“

XXXXI

Joachim und Professor Baumgartner bahnten sich ihren Weg durch die aufgebrachte Stadt bis zum Nordbahnhof. Ihnen fiel dabei auf das vor dem Gebäude von P. Hellmer und Sohn Wachen postiert worden waren. Waren sie da um die Bank zu schützen oder unter Arrest zu stellen? Beim Bahnhof, etwas abseits vom politischen Zentrum der Stadt, war die Lage ruhiger, trotzdem unterhielten sich überall die Leute lautstark über das was geschehen war. Die Meinungen reichten von Zufriedenheit zum Unverständnis oder sogar zur Wut. So wie der Professor es prognostiziert hatte war diese schlagartige Änderung der politischen Verhältnisse für die Leute erschreckend gewesen, und jeder verkraftete dies auf seine eigene Weise.

Die Züge fuhren trotzdem noch nach Fahrplan, aber um diese Zeit gab es keine direkten Verbindungen mehr, das beste war es mit dem Nachtzug zu fahren um früh am nächsten Morgen in Severinstadt anzukommen. Professor Baumgartner konnte sich nicht vorstellen, dass Massnahmen über das Projekt Maschinen-Hirn eine hohe Priorität für die neue Regierung unter Maximilian Ophyl sein würden. Er hatte zuerst eine tiefgreifende Instabilität zu handhaben, die ihn auch der Gefahr eines erneuten Staatsstreiches ausgesetzt liess. Dazu kam auch noch der gefürchtete Einfluss der Bank P. Hellmer und Sohn. Weder Joachim noch Professor Baumgartner konnten sich wirklich vorstellen, was in den nächsten Tagen und Wochen noch zu erwarten wäre.

„Aber es wird sich schon alles einfinden. Tut es immer“, sagte der Professor dazu, mit überraschender Lässigkeit.

In der Zeit bevor ihr Zug abfuhr konnte Joachim noch einen Brief an Graf Isenbügel versenden. Der Graf hatte ein unauffälliges Postfach hierfür in der Station Hasenheide eingerichtet.

Aus Vorsicht vor der Möglichkeit, dass der Brief abgefangen würde hielt sich Joachim an das oberflächlich geschehene, und erklärte, dass er noch einen Abstecher nach Severinstadt machen würde. Graf Isenbügel würde hoffentlich erfassen dass er hierbei das Maschinen-Hirn meinte.

Noch bevor Joachim und Baumgartner ihren Schlafwagen besteigen konnten wurden von den Zeitungsjungen bereits die ersten Extrablätter angeworben. Sehr knappe Zeitungen von wenigen Seiten, die aber die wichtigsten Ereignisse in der Magistratur erklärten. Joachim kaufte ein solches Blatt, es stand nichts darin wie dieser Umsturz der Regierung zustande gekommen war. Lediglich das von der nun ehemaligen Magistratur Ophyl als Potentat ernannt worden war. Ansonsten wurde grösstenteils zur Ruhe aufgerufen, und darauf hingewiesen, dass vorerst die Verwaltungen wie gewohnt ihren Tätigkeiten nachgehen würden. Ferner wurde auch über die verhafteten Magistraten geschrieben, die im Kerker der Magistratur auf eine Anklage warteten, an der die Staatsanwaltschaft bereits arbeitete.

Als die Abfahrtszeit des Nachtzuges nach Severinstadt näher kam nahmen Joachim und der Professor ihre Plätze ein. Das Extrablatt schien die Stimmung der Leute ein wenig entspannt zu haben.

„Ophyl hat richtig erkannt, dass er die Botschaft aussenden muss, alles sei in Ordnung und nehme seinen Lauf“, sagte Professor Baumgartner als sie in ihrem Abteil sassen, „du magst den Mann nicht mögen, aber er versteht das Machtgefüge besser als ich hätte erwarten können. Er ist gerissen wie kaum ein Anderer.“

Joachim konnte dies nicht verleugnen. Trotzdem wurde er sein ungutes Gefühl nicht los. Schliesslich kannte er Ophyl auch besser als Professor Baumgartner.

Oder bist du es jetzt der Mühe hat, diese schlagartige Änderung zu verkraften?

Nach einer unruhigen Nacht (Joachim hatte schon immer schlecht in diesen Liegewagen geschlafen) kamen sie pünktlich um sieben Uhr morgens im Bahnhof von Severinstadt an. Hier schien die Atmosphäre etwas ruhiger als in der Hauptstadt. Die Entfernung hatte die dramatischen Entwicklungen etwas entschärft. Die morgendlichen Zeitungen beinhalteten bereits weitreichende Informationen über das geschehene. Alles wieder sehr verschönert, dachte Joachim der während der Fahrt in der Seilbahn das hiesige Blatt überflog, es ging natürlich bereits darum, die neue offizielle Wahrheit zu erstellen, und nicht das zu schildern, was wirklich passiert war.

Professor Baumgartner war seit ihrer Ankunft angespannt.

„Stimmt etwas nicht, Professor?", fragte Joachim während sie knatternd zur Hochebene empor fuhren.

„Ich bin verunsichert, wegen... du weisst schon."

„Aber sie haben doch selber gesagt, Ophyl sei wohl noch nicht dazu gekommen etwas zu entscheiden."

„Das ist es nicht... wir werden hier komplett in das Projekt eingreifen. Das geht gegen die Entscheidungsmacht der Regierung, und vielleicht auch einiger der Wissenschaftler die da arbeiten. Und die Leute von der Bank die da immer herumgeistern. Wenn das nur gut geht."

In Severinstadt angekommen fuhren die zwei mit der Dampfstrassenbahn in den Norden der Stadt, zum Fuss des Gebirges das sich nördlich der Stadt türmte. Die Gegend, nicht weit der Minen die im Osten der Stadt zu finden waren, war versehen von Industriebetrieben. Eine Zweigstrecke der Werkbahn der Minen belieferte die Fabriken, Hochöfen, Generatoren, und sonstige Anlagen mit Kohlen direkt aus den Minen. Im Nordosten der Stadt, am Rande dieses Industrieviertels gab es

auch noch eine zweite Seilbahn, ähnlich derer, die zum Bahnhof führte, aber für den Gütertransport vom Tal hinauf zur Industrie gedacht. Sie führte zum Güterbahnhof unterhalb der Hochebene, der sich hinter dem Personenbahnhof befand.

Joachim und Baumgartner liefen ein Stück weit zwischen den Industriegebäuden durch bis sie am Rand des Stadtviertels, ja der Stadt sogar, an eine Felswand trafen, entlang welcher ein Fussweg führte. Sie machten kehrt nach rechts, und liefen dann diesen Weg entlang. Nach einer Weile trafen sie auf ein seltsames kleines Gebäude das direkt an die Felswand gebaut war. Es war ein einfacher Steinbau mit nur einem kleinen Fenster mit einer trüben Glasscheibe an der Vorderseite, neben einer Metalltür. Mehrere Schilder wiesen darauf hin dass dieses Gebäude unter Verwaltung der Regierung stand und dass der unbefugte Zutritt strengstens verboten war.

Professor Baumgartner klopfte an das Fenster, es öffnete sich kurz darauf. Ein Wachmann sass dahinter.

„Morgen Fritze, lass mich rein“, sagte Baumgartner.

„Und der da?“

„Kommt mit mir, der macht schon nichts. Komm.“

Der Wachmann musterte Joachim argwöhnisch, entriegelte aber schliesslich doch die Tür.

In diesem ersten Raum gab es nichts ausser dem kleinen Zimmer für den Wachmann, der nur mit einem kleinen Tisch und einem Stuhl eingerichtet war. Joachim fiel allerdings auf, dass der Wachmann einen Telegraphenapparat auf dem Tisch hatte. Baumgartner führte Joachim geradeaus in einen Gang. Dieser war in den Felsen gemeisselt, wie Joachim an den unregelmässigen Wänden erkennen konnte. Elektrische Lampen die an den Wänden befestigt waren boten gerade genug Licht, dass man den Weg finden konnte. Am Ende dieses Ganges befand sich ein etwas grösserer aber ebenso leerer Raum. Vor ihnen

und auf der linken Seite gab es grosse, schwere Metalltüren, auf denen in roter Farbe die Bezeichnungen A1 und A2 gemalt waren. Auf der rechten Seite gab es eine Gittertür die Zugang zu einem Aufzug bot. Dieser wurde statt von einem Aufzugführer von einem Wachmann bedient. Die Aufzuggondel war sehr karg zusammengesetzt, die Wände bestanden hauptsächlich aus Gittern. Der Platz für den Aufzugführer war durch ein kleines Gitter von der Plattform für die Fahrgäste getrennt und besass einen grossen Hebel auf dem Boden, und noch einige weitere Schalter und Anzeigen an der Seite. Zwei elektrische Lampen beleuchteten dieses Gefährt.

„Morgen Professor, schön sie wieder zu sehen", grüsste der Wachmann Baumgartner.

„Morgen Edi", sagte Baumgartner, „runter zu E3 wie immer."

„Jawohl."

Joachim und Baumgartner stiegen in den Aufzug, der Wachmann schloss hierauf die Gittertür und betätigte den grossen Hebel. Der Aufzug fuhr langsam nach unten. Durch die offenen Seiten konnte Joachim sehen dass sie weiter durch einen in den Berg gemeisselten Schacht fuhren. Die Lampen flackerten immer wieder während der Fahrt, was aber weder Baumgartner noch den Wachmann aus der Ruhe brachte. Nach einer Zeit fuhren sie vorbei an einem Ausgang bei welchem Joachim Türen mit der Aufschrift B und einer Ziffer erkennen konnte. Der Buchstabe deutete also auf die Tiefe an. Bald folgte C, dann D. Joachim hatte das Gefühl in das geheime Allerheiligste der staatlichen Forschung getreten zu sein. Was mochte sich wohl alles hinter diesen Geheimnisvollen Türen verbergen?

Sie kamen im Untergeschoss E an, der Wachmann betätigte den grossen Hebel um den Aufzug zum halten zu bringen. Dann öffnete er die Gittertür und Baumgartner und Joachim

konnten austreten. Hier befand sich ein kleiner Raum mit drei Türen welche mit E1, E2 und E3 beschriftet waren. Baumgartner ging zur Tür E3 rüber, und holte einen Schlüssel zum Vorschein den er an einer Kette um den Hals hängen hatte.

„Ganz wichtig, wenn ich den Verliere habe ich mächtigen Ärger am Hals“, sagte er während er Joachim diesen seltsam geformten Schlüssel zeigte. Er steckte ihn anschliessend in ein kleines, kaum sichtbares Schlüsselloch das sich neben der Tür in der Wand befand. Er drehte ihn kurz um eine halbe Umdrehung, dann zurück und zog ihn wieder raus. Er legte sich die Kette wieder um den Hals und versteckte den Schlüssel unter seinem Hemd. Die Tür begann sich langsam, mechanisch zu öffnen. Sie hob sich senkrecht nach oben bis sie mit einem pochenden Geräusch anhielt. Sie traten ein in das Forschungslabor vom Maschinen-Hirn.

XXXXII

Im Gegensatz zum Rest dieses Baus war dieser Bereich sehr steril eingerichtet. Vor Joachim befand sich ein langer Gang dessen Wände mit weissen Kacheln bedeckt waren. Es gab hier reichliche elektrische Lampen die den ganzen Ort stark erhellten, viel mehr als die Gänge zuvor. Wenig vor dem Eingang gab es auf der Seite eine Vertiefung in der Wand, in der ein weiterer Wachmann stand. Dieser grüsste Baumgartner erneut, und sie liefen weiter den Gang entlang. Auf der Linken Seite gab es regelmässig Durchgänge die in verschiedene Forschungsräume führten. In den meisten befanden sich Leute in weissen Kitteln die an verschiedenen technischen Geräten arbeiten die Joachim vollkommen fremdartig erschienen. Baumgartner lehnte sich in die Räume hinein und grüsste die Wissenschaftler dort freundlich, die ihn zurückgrüssten.

„Das hier sind die verschiedenen Forschungsgruppen", erklärte Baumgartner während sie diesen scheinbar endlosen Gang entlang liefen, „sie alle arbeiten an unterschiedlichen Elementen die zum Maschinen-Hirn gehören. Wir haben dann regelmässige Sitzungen in denen ich eben versuche diese verschiedenen Gruppen untereinander zu koordinieren. Meistens heisst das hauptsächlich, dass ich versuche, dass sie sich nicht gleich an die Gurgel gehen. Du würdest dir nicht vorstellen wie ehrgeizig diese Leute sind, und stolz auf ihre Arbeit. Zu Recht natürlich, aber trotzdem muss sich das alles ja schlussendlich zusammenfügen."

Bei einem Durchgang der im Gegensatz zu den Anderen mit einer Tür versehen war hielten sie an.

„Und hier ist das Büro vom Projektleiter, Benno Schönwald," sagte Baumgartner. Er atmete tief durch. Dann klopfte er kurz an die Tür und öffnete sie. Dahinter befand sich ein sehr or-

dentliches Büro. An der ganzen Wand entlang befanden sich Kommoden auf denen Dokumente lagen, und auch einige technische Artefakte. Auch einige Photographien von Gruppen von Wissenschaftlern hingen an der Wand. In der Mitte des Raumes befand sich ein Schreibtisch hinter dem, ebenfalls in einem weissen Kittel, Benno Schönwald sass und über Formularen brütete. Ein Mann von etwas jüngerem Alter als Baumgartner, aber mit weniger Haaren auf dem Kopf. Eine spitze Nase ragte aus seinem runden Gesicht, und auf ihr ruhte ein Kneifer. Er hob das Gesicht von seinen Papieren und sah Baumgartner freundlich an.

„Morgen Ewald. Schön dich mal wieder zu sehen“, sagte er und deutete auf die zwei Stühle vor seinem Schreibtisch, „und wer ist das?“

„Joachim von Rietbach, Bürokrat, na ja, ehemaliger“, sagte Joachim. Bennos Ausdruck wurde etwas weniger Freundlich. Es beunruhigte ihn das Baumgartner unangemeldeten Besuch mitgebracht hatte.

„Ich denke du hast das neueste gehört?“, fragte Baumgartner.

„Etwas habe ich mitbekommen, aber ich hatte noch keine Zeit die Zeitung zu lesen“, antwortete Benno. Baumgartner bat Joachim um die Zeitung die er sich im Bahnhof von Severinstadt gekauft hatte, und legte sie auf den Schreibtisch. Benno sah sie sich aufmerksam an und blätterte ein wenig durch.

„Und?“, fragte er schliesslich.

„Benno, du weisst genau was das heisst.“

Benno seufzte und nahm den Kneifer ab. Er nickte langsam, mit betrübten Gesichtsausdruck.

„Und du bist dir sicher dass kein Weg drum herum führt?“, fragte er.

„Leider nein“, antwortete Baumgartner, „du weisst, ich habe auch keine Freude daran. Aber wir hatten das alles schon besprochen. Es ist das einzig vernünftige was wir tun können.“

Benno atmete tief durch, und antwortete ohne den Kopf zu heben: „Du hast wohl Recht.“

Benno Schönwald stand auf und liess alle Forscher in sein Büro rufen. Es waren über drei dutzend Leute, die kaum in das kleine Zimmer hineinpassten.

„Freunde, ich weiss nicht ob ihr heute schon die Zeitung gelesen habt“, begann Benno, „aber es sind grosse Wandlungen am Werk in der Hauptstadt. Die Magistraten haben abgedankt, und es regiert jetzt ein sogenannter Potentat, von dem wir nicht wissen, was wir erwarten sollen. Ich hatte schon mal mit euch besprochen dass wir vielleicht diesen Ausweg nehmen müssen. Ihr habt wahrscheinlich, wie ich, gehofft es würde nicht so weit kommen. Aber leider ist der Zeitpunkt eingetroffen. Es gefällt euch nicht, es gefällt mir nicht. Aber es ist das einzig richtige.“

Ein lautes Ächzen kam aus der Menge. Einige der Wissenschaftler riefen Benno zu was das denn sollte. Er hob die Hände um Ruhe zu erbitten.

„Ihr wisst, das bedeutet nicht das Ende unseres Projektes. Aber wir können nicht riskieren, dass unsere Arbeit in die falschen Hände gerät, oder sogar zerstört wird. Ich will euch ermahnen, dass wir nicht wissen ob diese neue Regierung überhaupt Interesse hat, unsere Arbeit fortzuführen. Ich wollte auch nicht diese Entscheidung treffen müssen, aber es ist das beste was wir im Moment machen können. Es war mir eine Ehre mit euch gearbeitet zu haben, und hoffentlich werden wir schon bald unsere Forschung wieder aufnehmen können. Ich erwarte euch in fünf Minuten in der Halle vom Maschinen-Hirn.“

Die Wissenschaftler waren sichtlich enttäuscht von diesen Entscheidungen und verliessen Benno Schönwalds Büro mit ge-

senkten Häuptern, bis nur noch Benno, Joachim und Professor Baumgartner übrig waren.

„Professor, was ist dieser Ausweg den Herr Schönwald meinte“, fragte Joachim den Professor.

„Das siehst du gleich“, antwortete Baumgartner.

„Ihr könnt ja gleich in die Halle mitkommen“, sagte Benno.

Sie verliessen das Büro und gingen nach Links an das Ende des langen Ganges wo sich eine weitere, grosse Stahltür befand. Diesmal war es Benno der einen Schlüssel aus seiner Tasche holte der Ebenfalls an einer kleinen Kette hing. Er betätigte den Verschluss und wie erwartet öffnete sich die Tür aufwärts. Dahinter befand sich eine grosse Halle, die wie der Eingang der ganzen Anlage in den Stein gemeisselt schien. Die Beleuchtung war sehr karg, das Innere der Halle war kaum auszumachen, aber Joachim bemerkte dass der Boden war aus Holz war. Vor sich befand sich eine kleine Konstruktion die nach einem Holzschuppen aussah, eine langgezogene, hölzerne Kammer, mit einer Schiebetür an der Vorderseite. Benno öffnete die Schiebetür, das Innere dieses Schuppens war durch elektrisches Licht hell beleuchtet. Joachim war vom Anblick überwältigt. Genau wie Baumgartner es damals beschrieben hatte war der ganze Schuppen von innen versehen mit Maschinenteilen, Schaltern, Schaltkreisen, Kabeln, und anderen elektrischen Geräten die Joachim nicht identifizieren konnte. Von innen war diese Kammer völlig mit Stahl verkleidet, das hölzerne Äussere schien lediglich eine Tarnung zu sein.

„Siehe, das Maschinen-Hirn“, sagte Benno melodramatisch, „hier wird es bedient.“ Er deutete auf ein Teil das ein wenig nach einer Druckerpresse aussah, aber mit viel mehr elektrischen Gerätschaften angebaut.

„Man fügt die Lochkarten ein, und bekommt dann einen Ausdruck. Die Lochkarten überhaupt zu erstellen ist schon eine

Wissenschaft für sich. Wir arbeiten daran die Bedienung zugänglicher zu machen, aber das ist fast noch komplizierter als das Maschinen-Hirn an sich zu entwickeln. Es wird noch einige Zeit und viel Arbeit brauchen. Aber eines Tages wird jedermann ein solches Gerät bedienen können, als würde er direkt mit der Maschine sprechen."

„Unglaublich", sagte Joachim, „wenn ich es nicht mit eigenen Augen sehen würde, dachte ich das ist alles ein Hirngespinst."

Benno machte das Licht aus, und fuhr die Schiebetür zu. Die Tür verschloss er mit einem Schlüssel, und befestigte auch noch ein schweres Vorhängeschloss. Kurz darauf kamen einige der Wissenschaftler in die Halle.

„Also dann. Verabschieden wir uns von unserem Kind", sagte einer von ihnen.

„Hoffen wir es ist nur ein 'auf Wiedersehen'", sagte Benno.

Benno lief am Schuppen rechts vorbei bis zu einer kleinen Treppe. Joachim konnte im wenigen Licht kaum erkennen wo er hin lief. Er schien bis an die Wand der Halle zu gehen und dort etwas zu machen. Wenig später begann ein lauter, mechanischer Lärm. Die ganze Wand der Halle begann sich zu öffnen. Erst jetzt erkannte Joachim, dass es gar keine Steinwand, sondern eine riesige Metalltür war, so hoch wie drei Mann und ebenso breit. Als sie sich öffnete flutete plötzlich Tageslicht die Halle. Hinter der Tür befand sich ein kurzer Tunnel der bis nach draussen führte. Nun erkannte Joachim auch, dass sich auf dem Boden Bahngleise befanden, und der Schuppen in dem sich das Maschinen-Hirn befand eigentlich ein Eisenbahnwagen war.

„Alle mithelfen", sagte Benno, löste eine Handbremse an der Unterseite des Wagens und lief dann an die Hinterseite. Zusammen mit einigen der Wissenschaftlern begannen sie den Wagen in den Tunnel zu schieben. Auch Joachim half mit. An-

fangs tat sich das Gefährt schwerfällig, doch einmal in Schwung war es ein Leichtes, den Wagen durch den Tunnel zu schieben. Nach einer kurzen Weile kamen sie draussen an.

Joachim sah sich um, und erkannte überrascht dass sie in der Nähe des Güterbahnhofs von Severinstadt waren, der sich ein Stück weit hinter dem Personenbahnhof befand. Der Tunnel tauchte direkt aus der Felswand auf, die die Hochebene von Severinstadt begrenzte. Sie waren also vorher mit dem Aufzug von der Hochebene bis ins Tal hinuntergefahren. Joachim war von dieser ganzen Anlage fasziniert.

„Ich mache gleich wieder zu. Wer zurück möchte sollte jetzt rein."

Die Wissenschaftler in den Kitteln liefen zurück in den Tunnel, Joachim und Baumgartner blieben draussen.

„Wir werden gleich wieder abreisen", sagte Baumgartner.

„Was geschieht nun mit dem Maschinen-Hirn?", fragte Joachim.

„Es wird mit dem nächsten Güterzug bis nach Albershafen fahren. Dort in der Nähe gibt es einen Schuppen von der Regierung, wo alle möglichen alten Güterwagen aufbewahrt werden. Niemand wird es dort suchen. Und nur wir hier wissen, dass es dort versteckt ist."

Benno machte sich wieder an ein kaum sichtbares Schlüsselloch an der Wand, und betätigte die Tür, die den Tunnel verschloss. Von aussen war diese Tür als Fels getarnt, und einmal geschlossen kaum zu erkennen. Die Gleise schienen einfach nur ein Abstellgleis zu sein, das an der Felswand endete.

„Ich gehe zum Bahnhofsvorstand um den Abtransport zu organisieren", sagte Benno und begann seinen auffälligen weissen Kittel auszuziehen, „Ewald, ich wollte dir noch sagen... Danke."

„Wofür?", fragte Baumgartner.

„Ich denke du hast Recht, es ist das beste das Maschinen-Hirn zu verstecken. Wir sind so in unsere Arbeit vertieft dass wir selten an die möglichen Konsequenzen denken. Es ist wirklich gut, dass wir dich haben, damit du uns vor Augen führen kannst, was unsere Arbeit tatsächlich bedeutet. Das lässt sie ja auch viel wertvoller erscheinen."

„Danke dir, dass du auf mich gehört hast. Ich bin sicher wir werden uns bald wiedersehen und das Maschinen-Hirn vollenden."

„Bestimmt."

Benno und Baumgartner gaben sich eine freundschaftliche Umarmung, dann ging Benno in Richtung des Güterbahnhofes.

EPILOG

Joachim und Professor Baumgartner machten sich auf den Weg zurück zu Graf Isenbügel, um ihm das Geschehene zu vermitteln, und dort die nächsten Geschehnisse abzuwarten. Sie liefen den menschenleeren Weg entlang bis zum Bahnhof von Severinstadt.

Während der Langen fahrt bis zur Hasenheide sprachen sie kaum miteinander. Baumgartner war trotz allem betrübt darüber dass er das Projekt nicht hatte retten können wie er es wollte. Das Maschinen-Hirn zu verbergen war nur eine Notlösung gewesen. Joachim hingegen empfand grosse Ehrfurcht vor dem was er gesehen hatte, obwohl er wusste, dass er bei weitem noch nicht die ganze Macht des Maschinen-Hirns wahrgenommen hatte. Er war von Professor Baumgartner beeindruckter denn je. Es füllte ihn mit Respekt für seinen Freund, aber gleichzeitig empfand er es demütigend.

Dieser Akademiker der dir so viel gelehrt hat ist jetzt mit der vielleicht bedeutendsten Entwicklung der Technologie verwickelt. Und du bist nur ein unbedeutender kleiner Bürokrat. Wie es wohl aussehen mag, im Geiste eines solchen brillanten Menschen. Dabei scheint er nach aussen nur wie ein zerstreuter alter Lehrer. Welche Überraschungen doch im unscheinbarsten der Menschen anzutreffen sind.

Als sie beim Falkenhorst ankamen war es schon dunkel. Graf Isenbügel begrüsste Joachim und Baumgartner freundlich, anschliessend erklärten sie dem Grafen alles was geschehen war.

„Das war schwer vorherzusehen, aber im Nachhinein nachvollziehbar. Nun gut, man muss immer das unvorhersehbare vorhersehen“, sagte er schmunzelnd, „und was ist mit dem Maschinen-Hirn?“

„Wir haben es versteckt. Es wird in einem Güterschuppen in Albershafen aufbewahrt. Aber das wissen nur Joachim, ich, und

die Forscher in Severinstadt“, sagte Baumgartner, „für alle anderen existiert es einfach nicht mehr.“

Graf Isenbügel nickte mit ernster Miene.

„Wenn Ophyl wirklich die Macht an sich reisst, wird er es nicht einfach haben“, sagte der Graf, „es gibt viele Interessen die auf ihn Druck ausüben werden. Angefangen mit P. Hellmer und Sohn.“

„Was erwarten sie von ihm?“, fragte Joachim.

„Ich weiss es wirklich nicht“, antwortete Graf Isenbügel, „er scheint die Machtverhältnisse in Mendacia besser zu verstehen als ich gemeint hätte, wie ich von den letzten Nachrichten schliesse. Aber wer weiss was in den hohen Kreisen der Macht bereits ausgebrütet wird.“

Am Abend betrachtete Joachim vom Garten aus die Sterne, sie schienen heller zu leuchten als sonst. In der Ferne waren die vielen Lichter der Hauptstadt zu sehen. Die Schlote rauchten wie immer, und Züge fuhren ein und aus. Augusta gesellte sich zu ihm.

„So sei es alles erneut eine Enttäuschung gewesen“, sagte Joachim.

„Weisst du“, begann Augusta, „wenn man etwas versucht geht es mal gut aus, mal nicht. Wenn man es aber nicht versucht, dann hat man schon versagt. Du hast es geschafft, dich zu überwinden, das ist sicherlich eine der grössten Hürden, denen wir im Leben entgegentreten müssen.“

Joachim sagte nichts, aber nickte, und ein ungewohntes Lächeln breitete sich auf seinem Gesicht aus. Er fühlte sich wahrlich zum ersten mal seit langer Zeit von einer schweren Last befreit.

„Den Rest wird man auch noch schaffen“, sagte Augusta.

„Heute ist nicht aller Tage Abend“, fügte Joachim hinzu. Dann ging er zurück ins Haus, und liess Augusta alleine mit den Sternen zurück.

Hinweise

„Mendacia - Die Verschwörung“ ist der erste Band des Epos Mendacia.

Die Geschichte geht weiter in "Mendacia - Der Verrat".

Lesen sie auch von A. M. Berger:

„Epistemologie der Postmoderne: Eine kritische Auseinandersetzung mit dem Zeitgeist der neuen Epoche“

Philosophisches Sachbuch.